X47Y
.G706
S

Die Spionin

Roman von

D. von Gottberg

Kainer

Library
of the
University of Wisconsin

PRESERVATION
MICROFILM
AVAILABLE

PRESERVATION
MICROFILM
AVAILABLE

Die Spionin

Dritte Auflage

Digitized by Google

Bei Egon Fleiſchel & Co. erſchien von

O. v. Gottberg

der Roman

Von Radern

Kaiſerlicher Miniſterreſident

Die Spionin

Roman

von

D. v. Gottberg

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1914

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1914 by Egon Fleischel & Co., Berlin.

Mit Umschlagzeichnung von Ludwig Kainer.

196170
JUL -8 1915
X47Y
.G706
S

4455226

Ein blonder Major vom Generalstab, mit breiter Adjutantenschärpe über dem blauen Überrock, sprang als erster aus dem grauen Dienstautomobil, das nach zehn Uhr abends in der Georgenstraße vor dem Bahnhof Friedrichstraße zu stehen kam.

„Zurücktreten!" riefen zwei Schutzleute vor dem Portal, und hundert Neugierige traten von einem Fuß auf den anderen, denn, ohne der Weisung zu gehorchen, wollten sie doch guten Willen zeigen.

Mit flinker Wendung drehte der Major sich wieder zum Wagen. Ein naiv bewunderndes „Ah" ging über die Lippen zweier junger Mädchen in der Uniform der Berliner Ladnerin, der prallen weißen Bluse über engem, dunklem Rock. Aber ein älterer Mann schüttelte verdrießlich den Kopf. „Wie ein Leutnant sieht er aus!" Und fast unmutig blickte der Grauhaarige auf den Offizier. In blitzenden hohen Lackstiefeln mit eben leise ausklirrenden Silbersporen stand die biegsame Gestalt schlank und lang wie die silberne Helmspitze, die der Major als schnurgerade Verlängerung des Oberkörpers in halber Verbeugung gegen die Wagentür neigte. Die Schöße seines Überrocks hingen neben den Schenkeln für den nächsten Ritt gesteckt. Über schmalen Hüften lag das blaue Tuch so prall, daß der Rückenmuskeln Spiel zu sehen war, während seine Rechte nach dem Unterarm eines älteren Offiziers griff, um beim Aussteigen zu helfen. Ein General, auch ein hochgewachsener, aber breiter und schwerer Herr, trat neben ihm auf das Pflaster. Der Major nahm ihm den grauen Umhang vom Arm und legte ihn sorgsam um die Schultern des Älteren.

„Danke, danke, Brieg!“ Gutgelaunt, etwas nachſichtig lächelnd, wartete der General, während der Adjutant eine ſchwarze Aktenmappe vom Rückſitz des Wagens nahm und unter den Ellbogen ſchob. Es ſchien überflüſſig, ſich in den Mantel wickeln zu laſſen, denn die Spätſommernacht war warm und hell, aber Major von Brieg ein Adjutant, der gewiſſenhaft mit unaufdringlicher Gefälligkeit auch die kleineren ſeiner Pflichten erfüllte. Er hielt es wohl im Manöver wie im Krieg für ſeine Aufgabe, den Chef des Generalſtabes der Armee zu hegen und zu pflegen, nicht nur zu betreuen, ſondern faſt zu bemuttern, damit das von Sorgen um den Kadaver befreite Hirn für Entſcheiden und Entſchließen offen blieb.

Die Herren ſchritten durch die Gaſſe der Neugierigen. Ein Dienſtmann, der vorher den Aufhorchenden die Nationalität aller in Droſchken oder Kraftwagen vorfahrenden fremdherrlichen Offiziere genannt hatte, kratzte mit Daumen und Zeigefinger an der rot wie ſeine Mütze funkelnden Naſe: „Det is der Chef von'n Jeneralſtab, meene Herrſchaften. Dicker wie der olle Moltke is er woll, aber länger vorhalten muß er ooch, denn ſo balde wie ſiebßig kriejen wer ſe nich wieder unter.“

„Davor hat er 'n Automobil,“ meinte ein blaßwangiger Grünſchnabel.

„Det ſtimmt! Den Ollen habe ich noch in 'ne Droſchke zweeter jeſehen!“

Die beiden Herren waren in der Halle.

„Sind die Pferde unterwegs?“

„Vor einer Stunde verladen, Exzellenz!“

Neben den unterſten Treppenſtufen reckte ein Sergeant vom Regiment Gardes du Corps den Kopf unter blinkendem Stahlhelm, ſchlug den Pallaſch an den langen linken Lederſchaft und die Abſätze der hohen Stulpſtiefel über weißen Hoſen aneinander. Während der General ſeiner Ordonnanz

einen Gruß zunickte, ſuchten des Mannes Augen die des Majors. Brieg verſtand und reckte im Vorbeigehen die Hand nach den beiden Telegrammen, die der Unteroffizier unter der rechten Hüfte hielt.

Auch der General ſah die Depeſchen und blieb erwartungsvoll ſtehen. Da die Operationen in Schleſien begonnen hatten, waren ſtündlich Nachrichten über den Verlauf des kriegsmäßigen Aufmarſches zu erwarten.

Major von Brieg riß haſtig einen Umſchlag auf und reichte das entfaltete Blatt ungeleſen dem Chef.

Der General trat neben die Treppe, aus dem Weg der über die Stufen Eilenden, drehte den Zettel gegen das Licht einer Bogenlampe und las: ‚Die blaue Armee — ſechſtes und Königlich ſächſiſches Korps — hat in der Verſammlung mit ihren Spitzen die Linie Oppeln—Hirſchberg erreicht. von Worſch.‘

„Wir werden den Marſcheifer der Sachſen zügeln müſſen. Sonſt ſtoßen ſie auf das dritte Korps, ehe die Schleſier an das fünfte kommen. Tut mir leid, daß ich ſo bald einzugreifen habe, aber wir können nicht auf den Zweck der Manöver als Schulung der Truppe verzichten.“

Der Major zog das Notizbuch aus dem Ärmelaufſchlag.

„Laſſen Sie, Brieg! Der Befehl trifft zeitig genug ein, wenn ich unterwegs diktiere!“

Und der Chef wollte nach der zweiten Depeſche greifen.

„Nur eine Privatnachricht an mich, Exzellenz!“

„Ah ſo! Entſchuldigen Sie, Herr von Brieg! Doch nichts Schlechtes?“

Des Adjutanten Hand lag am Helm. Die Frage des Generals bot Gelegenheit zum Vortragen einer Bitte, die eigentlich unangebracht ſchien, weil während der Kaiſermanöver dem Chef kein Helfer auch nur für kurze Zeit fehlen durfte.

„Danke gehorſamſt, nein, Exzellenz! Der Striegauer

Onkel ladet für den Ruhetag am nächſten Sonntag zu einem kleinen Familientag nach Brieg ein."

Unter dem grauen Schnurrbart des Chefs ſpielte das Lächeln des Menſchen, der an heitere Stunden und an einen guten Bekannten erinnert wird.

„Dem Striegauer können Sie nicht abſagen. Übrigens iſt er Manövergaſt von Majeſtät. Wo liegen wir am Sonntag?"

„In Ohlau nehmen Exzellenz Quartier!"

„Alſo dicht bei Brieg. Dann verſuchen Sie ſich freizumachen!"

„Ich danke gehorſamſt, Exzellenz!"

Der General ſtieg die Treppe hinan. Neben ihm blieb Brieg auf gleicher Höhe, bis er von einer der oberſten Stufen über den Bahnſteig ſah. Da ließ er dem Chef den Vortritt, um die Würde einer hohen Stellung allen Augen ſinnfällig zu machen.

Und richtig drehten wie auf unhörbares Kommando oben alle Geſichter ſich plötzlich gegen den hochgewachſenen General im langen, grauen Radmantel, der allein in das grelle Licht der Halle trat. Geſpräche verſtummten oder ſanken zum Flüſtern. Damen und Herren im Reiſekleid reckten die Hälſe, ſetzten Handkoffer nieder oder drängten ſich vor den Nachbarn, um beſſer ſchauen zu können. Vorn erſt und dann weit hinten im Gedränge ſtiegen Finger in braunen Handſchuhen zu den Helmen, die ſilberne und goldene Spitzen wie blinkende Stacheln über die Köpfe der Menge hoben. Geſtalten von Offizieren in der Felduniform jeder Waffe erſtarrten in ſtummem Gruß. Generale beim Dutzend, Kameraden vom Generalſtab und Vertreter faſt aller Armeen Europas ſah Brieg.

Der Chef gab mit einer Verbeugung nach drei Seiten den Gruß der Offiziere zurück. Fremde im Publikum verſtanden das falſch und glaubten, die Verneigung des Ge-

nerals gelte ihnen. Sie zogen die Hüte. Zögernd entblößten ihre Köpfe auch Einheimiſche, die gewiß den Chef des Generalſtabes nach Bildern erkannten. Es ſchien eine ſtumme Huldigung, für die der General wieder danken mußte. Brieg, mit der Mappe unter dem Arm, ſtand ſteif halb hinter, halb neben ihm und ſah im kalten, bleichen Licht der großen Kugellampen die Geſichtshaut des Vorgeſetzten in einem Anflug von Befangenheit erröten. Es war wohl nicht leicht, vor aller Augen das Erbe des großen Moltke zu tragen und in kritiſchen Blicken die Frage zu leſen, ob dem Feldmarſchall der Deutſchen ein würdiger Nachfolger lebe.

Als täglicher Begleiter des Generals brauchte Brieg nicht daran zu zweifeln, und wie um die Hochachtung für den Chef öffentlich zu bekunden, legte er auf ſeinen leiſen Anruf noch mehr Ehrerbietung als ſonſt in Gruß und Haltung.

„Ich ſehe unſeren Zug nicht. Worauf warten wir, Major Brieg?“

Laut und der Menge vernehmlich kam die Antwort: „Euerer Exzellenz Zug fährt ein, wenn die augenblicklich fälligen Expreßzüge nach Weſten und Oſten abgefertigt ſind.“

Dann trat der vorderſte von mehreren Generalen zur Meldung heran. Abteilungschefs kamen, und endlich in bunter Gruppe die fremden Offiziere. Der ruſſiſche General unter flacher, weißer Tellermütze ging am rechten Flügel neben dem öſterreichiſchen Oberſtleutnant mit der hohen Kappe. Als letzte brachten den Gruß ihrer Heere ein kleiner, dicker japaniſcher Major und der breitſchultrige amerikaniſche Hauptmann, die beide eine faſt gleiche ſchmuckloſe Uniform von Khakituch trugen. Der General trat zwiſchen die Herren, wünſchte ihnen behagliche Quartiere bei gutem Wetter und war bald mit dem Öſterreicher und dem franzöſiſchen Küraſſiermajor im Geſpräch.

Die Blicke der Damen unter den Wartenden glitten auf den außerhalb des bunten Kreiſes ſtehenden Adjutanten mit der Aktenmappe. Stattlicher Geſtalten, die ſporenklirrend mit ſoldatiſch-männlicher Koketterie ſchritten, ſahen ſie genug. Ihre Säbel raſſelten bei lebhaften Bewegungen, und geſunde, animaliſche Freude am Daſein lachte aus dem blanken Weiß der Augen in gebräunten Geſichtern. Alle verſtanden, den bunten Rock zu tragen, aber die ſchlanke ſchmalhüftige und biegſame Figur des Majors fiel unter ihnen auf. Drei Amerikanerinnen ſtarrten auf ihn ohne Verſuch, das Wohlgefallen an ſeiner Erſcheinung zu verbergen. „It makes me almost dizzy to look at him," lachte eine mit dem Freimut ihrer Raſſe.

Brieg fühlte die zudringlichen Blicke zweier Berlinerinnen, die, ohne die Stimmen zu dämpfen, ſprachen. „Schön iſt er gar nicht mit dem faſt weißen, kurzgeſchorenen Schnurrbärtchen und den etwas aus den Höhlen tretenden hellblauen Augen, aber die geſunde Friſche des Geſichts mit den blanken Zähnen hinter beweglichen roten Lippen und die biegſame Schlankheit der Geſtalt wirken magnetiſch."

Sie lachten ihn an. Da drehte der Major den Kopf zur Treppe.

Eine alte Dame kam die Stufen hinan. Gleichzeitig mit dem Fuß ſetzte ſie einen Krückſtock auf den Aſphalt. Im Weitergehen hinkte ſie leicht. Darum alſo bedurfte ſie der Stütze, die in ihrer Hand weniger eine Krücke denn ein Zepter ſchien, als ſie den Stock hob, mit der Spitze nach vorn wies und — den rechten Fuß ſchwerfällig nachſchleppend — über die Schulter einen Befehl an das Gefolge zurückrief. Ein Diener unter hohem Hut, im langen, ſchwarzen Mantel, und ein Mädchen im ſchwarzen Kleid einer Dienenden gingen hinterdrein. Auch die Herrin war in Schwarz, doch die obere Hälfte des Geſichts von ſchneei-

gem Haar und die untere von einer feinen, weißen Spitzenkrauſe umrahmt. Schön war es wohl nie geweſen, denn die lange, enge Naſe ließ von der Wölbung ihre Spitze wie mit einem Tropfen gegen die Oberlippe fallen. Hochmut oder Herrſchſinn zogen die Winkel des Mundes herab. Der Kopf lag im Nacken, aber der jetzt wieder auf den Stock geſtützte Körper leicht vornüber. Dicht vor ſich hörte Brieg bald die Seide ihrer Kleider kniſtern. Aus kalten, grauen Augen mit kleinen Pupillen blickte ſie ſtreng, doch gleichgültig geradeaus und über das bunte Bild, als habe ſie im langen Leben mehr als genug von den Großen der Erde und ſoldatiſchem Pomp geſehen.

Vom Oſten rollte der Nordexpreß nach Paris in die Halle. Gerade vor Brieg und der alten Dame kam ein Wagen mit der Tür zum Stehen. Die Fremde hob den Stock: „Ihr geht mit den Sachen voran!“

Die Stimme klang männlich, rauh. Und gewiß war ſie eine harte Herrin, denn nicht ſchnell genug konnten Diener und Dienerin die Stufen erklimmen.

Die Alte blickte ſuchend und kopfſchüttelnd nach der Treppe zurück. Verdrießliche Worte murmelnd, ſtützte ſie den Stock auf die unterſte Stufe und hob den linken Fuß nach. Die Krücke rutſchte. Die Dame ſchwankte und fiel zurück. Brieg konnte noch ſeine rechte Hand um ihre Hüfte werfen und ſie im Arm auffangen. Verblüffend ſchien, daß ſie gar nicht erſchrocken war. An ſeiner Schulter lehnend, wendete ſie den Kopf zurück. „Wenn Ihnen das dreißig Jahre früher paſſiert wäre, Herr“ — ihre Augen glitten ſuchend zum linken Achſelſtück — „Herr Major, wäre es auch nicht der Mühe wert geweſen. Aber es iſt ſehr gütig, daß Sie einem alten Frauenzimmer helfen wollen.“

Sie hob den linken Ellbogen, als ſei es nur natürlich, daß er ſie ſtütze und in den Wagen hebe. Ihr Gebaren war das einer an Ritterdienſte gewöhnten großen Dame,

obwohl die Rede ſo burſchikos wie die Stimme rauh klang. Er ſetzte die Mappe über der Treppe gegen die Wagenwand, hob die Alte hinauf und fand es nötig, auch nach der Nummer ihres Abteils zu fragen. An der Tür wartete dort die Dienerin, aber er legte den Stock in das Netz, ſah, wie die Dame ſich ſetzte, und ſprach dann erſt ein kurzes Abſchiedswort.

Sie gab ihm die Hand mit hartem, etwas herablaſſendem Fingerdruck. „Recht ſchönen Dank, mein Herr Major. Laſſen Sie es ſich nicht verdrießen, daß Sie nur ein hinkebeiniges, altes Klappergeſtell in den Armen gefunden haben.“ Ihre Augen glitten an ihm vorbei nach der Tür. „Na, endlich!“ Und ſie lachte derb. „Wenn es mein kleines Nichtchen dort geweſen wäre, hätten Sie für Ihre Mühe wenigſtens etwas zu ſchleppen gehabt!“

In der leichten Verlegenheit, die der Alten Art brachte, wendete er ſich zur Tür, um mit einer haſtigen Verbeugung vor der bedauernswerten Nichte hinauszueilen.

Da — da ſtand ſie, ganz gleichmütig, ruhig, kühl und ſtill. Aber als ſie ihn erkannte, ſtieg zu dem bleichen, ſchwermütig ernſten Geſicht ein Hauch von Blut, den er plötzlich auch unter der Haut der eigenen Wangen brennen fühlte. Aufſchauen mußte er zu den Augen, die neulich ſchwarz und dunkel wie glänzender Samt geſchimmert hatten, aber, aus der Nähe geſehen, von einem ſeltenen, tiefdunkeln Blau waren. Der flüchtige Blick auf die hohe Geſtalt in loſem, offenem ſchwarzen Jackenkleid über zarter, weißer Bluſe ließ ihn wie damals Unter den Linden glauben, daß Puls und Atem plötzlich ſtockten.

„Abfahren!“ rief draußen der Bahnhofsvorſteher. Brieg konnte nur noch die Hand zum Helm heben und an der in ernſter, faſt herber Freundlichkeit lächelnden Blondine vorbeihaften. Er fühlte, nein, er wußte, daß ſie ihm

durch den Korridor nachgeblickt hatte, als er die Mappe aufraffte und vom anrollenden Wagen ſprang. Auf dem Bahnſteig hob er die Augen zu dem Abteil der Damen. Die Blonde trat an das offene Fenſter. Um den Kopf hinauszurecken, mußte ſie ſich bücken. Gerade in die Augen blickte ſie ihm dann gleichmütig aus dem bleichen Geſicht. Er legte die Finger an den Helm. Langſam, ganz langſam hob ſie an langgerecktem Arm die weiße Hand mit ſchlanken Fingern bis zur Höhe der Schulter und ließ ſie im Gruß läſſig auf und nieder fallen. Noch ihr Lächeln hatte etwas Trauriges und Herbes, und müde ſanken die ſchlanken Finger auf den Fenſterrahmen, als der Zug ins Dunkel rollte.

„Wohl Bekannte, Brieg?"

Er mußte tief atmen. „Nein, Exzellenz, aber ich gäbe viel, wenn ſie es wären."

Gleich war ihm leid, daß er ſich vergeſſen hatte. Doch der Chef lachte. „Kann ich Ihnen faſt nachfühlen, Brieg. Hier kommt unſer Zug."

Wenn er ſich der Alten wenigſtens vorgeſtellt und ſo vielleicht ihren Namen erfahren hätte, dachte Brieg unterwegs, während im nächſten Abteil der Chef den Vortrag des Quartiermeiſters hörte. Dann kam der Sergeant vom Regiment Gardes du Corps.

„Exzellenz befehlen, Herr Major!"

Das erſt riß ihn in den Dienſt zurück und ließ ihn begreifen, daß er ſeit der Abfahrt mit dem Helm auf dem Kopf in Träumen geſeſſen hatte.

Der Chef war allein. „Kann ich mich hinlegen, oder haben Sie noch etwas, Brieg?"

„Der Befehl an die blaue Armee iſt abzuſchicken, Exzellenz. Auch ging durch die Flügeladjutantur das Erſuchen um ein Memorandum für den Erzherzog Franz ein. Ich bitte, den Entwurf vorlegen zu dürfen."

„Was ſoll das Memorandum?“

„Erklären, wie die blaue Armee nach unſerer und die rote mit vorgeſchobenen Stellungen nach der franzöſiſchen Taktik kämpft.“

„Geben Sie, bitte, her!“

Brieg griff in den Ärmelaufſchlag und entfaltete den mit der Maſchine geſchriebenen Entwurf. Der General begann zu leſen.

„Die Karte, Major Brieg!“

Der Adjutant griff haſtig in die Mappe. Die Mappe war — leer! Und er hatte ſie doch vor dem Verlaſſen der Wohnung mit eigener Hand gefüllt. Freilich — das Schloß war erbrochen! Geſchehen konnte es nur ſein, während er der alten Dame beim Einſteigen half und die Mappe im Wagen des Pariſer Zuges lag.

Im Leſen reckte der General noch immer die Hand nach der Karte. Brieg räuſperte ſich, um den Verluſt zu melden. Doch warum dem Chef Ärger bringen? Er lief durch den Gang und borgte die Karte eines Kameraden.

Als der General ihn mit ‚Gute Nacht‘ entlaſſen hatte, klopfte er an die Tür des Abteils, das der Chef der Nachrichtenabteilung mit einem ſeiner Hauptleute teilte.

„Darf ich einen Augenblick ſtören, Herr Oberſt?“

Oberſt Broß lag angekleidet auf dem roten Polſter, gähnte, richtete ſich auf und ſchlug den blauen Lampenſchirm zurück. Seine Augen blinzelten, während er den ſchwarzen Schnurrbart glättete.

„Bitte, Herr von Brieg! Fängt früh an mit nächtlichen Überraſchungen. Bringen Sie Gutes oder Böſes?“

„Nichts von Exzellenz, Herr Oberſt. Ich wollte mir erlauben, von einem Vorkommnis bei der Abfahrt zu berichten.“

Der Oberſt trat gegen das Fenſter zurück und bot dem Beſucher einen Sitz an. Der Hauptmann nahm die Beine

vom Polſter und erhob ſich zu einer Verbeugung. Er hatte tun wollen, als ſchlafe er ſchon. Jetzt rieb er ſich neugierig die Augen.

Der Major erzählte . . .

„Nichts für ungut, Brieg! Wie kann man im Pariſer Zug die Mappe aus der Hand geben? Gerade unter den Schlafwagenkontrolleuren der Internationalen Geſellſchaft werben die Franzoſen Agenten, obwohl ſie kaum auf ihre Koſten kommen dürften."

„Ich hätte die Mappe nicht aus den Fingern gelaſſen, wenn ſie Geheimniſſe getragen hätte, Herr Oberſt. Man fühlt und weiß ja bei allem Tun ohne Nachdenken, welchen Grad von Aufmerkſamkeit Papiere erheiſchen."

„Wichtiges iſt alſo nicht verloren?"

„Nein! Nur Karten und Formulare, Herr Oberſt."

„Aber der Dieb glaubte einen großen Fiſchzug zu tun. Unerhört, daß die Bande ſich bis an die Mappe des Chefs des Generalſtabs wagt. Was iſt überhaupt noch ſicher? Ich telegraphiere vom nächſten Halt nach Köln und übernehme die Verantwortung, einmal das Gepäck aller fremden und verdächtigen Reiſenden durchſuchen zu laſſen. Wahrſcheinlich faſſen wir einen guten Bekannten. Sie ſind wieder beim Dutzend aus Frankreich, England und Rußland gekommen. Auf dem Manöverfeld denke ich den einen oder anderen zu begrüßen."

* * *

Auf dem Marktplatz von Brieg in Schleſien, vor dem Granitſockel, auf dem der noch jugendliche große König mit dem ſchmalen, geraden Preußendegen in der Rechten ſich auf den Zehen ſtrafft und über den befehlend vorgereckten Zeigefinger der Linken zu rufen ſcheint: ‚Vorwärts, wir werden ihn ſchlagen, ob er auch auf dem Zobten oder den Türmen von Breslau ſtünde!', ſchüttelte wieder der Polizei-

ſergeant mit der Nummer zwei auf den Schulterklappen der blauen Litewka den Kopf und blickte über den ſonntäglich leeren Platz fragend auf die Tür vom ‚Goldenen Lamm‘. Zwiſchen zwei Feigenbäumen in grünbemalten Kübeln ſtand dort barhäuptig der grauhaarige Oberkellner Siefke und blinzelte mit gutmütig ſpöttiſchem Lächeln durch das grelle Licht der Mittagsſonne des Septembertages. Sein Blick glitt vom Sergeanten zum Denkmal und dann höher an den ſpitzen Turm des bis zum Dach von rotgelbem Weinlaub umſponnenen Rathauſes in der Mitte des Rings. Er wußte, warum der Polizeiſergeant ihn fragend anſchaute. Roſinski war wieder neugierig und wollte wiſſen, wer die fremden Beſucher des Gaſthofes ſeien. Vor einem Rittmeiſter vom Dragonerregiment Kronprinzeß, vor einem öſterreichiſchen Oberleutnant, vor einem preußiſchen von den elften Grenadieren, vor einem Leutnant von den Achtundfünfzigern und vor einem anderen von der zum Manöver ausgerückten Artillerie der Stadt hatte er eben ſtramm geſtanden. Zu Fuß vom Bahnhof oder auf Krümperwagen aus der Nachbarſchaft waren die Herren gekommen und warteten drinnen um den gedeckten Tiſch des Zimmers, an deſſen Tür der Wirt mit Kreide geſchrieben hatte: ‚Reſerviert für die Herren und Ritter von Brieg.‘

Für die Herren und Ritter von Brieg hatte nämlich der Generalleutnant von Brieg-Striegau ein Frühſtück beſtellt, obwohl es Ritter doch nicht mehr gab.

Und da kam ja wohl die Striegauer Exzellenz.

Um die rechte hintere Ecke des Rathauſes bog ein General in einem lichtblauen Überrock, wie ihn heutzutage Offiziere nicht mehr trugen. Aber vor vierzig Jahren, als Siefke jung und in Breslau Gefreiter war, hatte er in dem Rock die Generale von der Kavallerie geſehen. Auch die Haarſechſen, die eiſengrau und noch merkwürdig voll unter

dem Helm an den Schläfen lagen, hatten nur die Offiziere jener Zeit gepflegt, und ausgezwirnt, schmal, schnurgerade wie nur damals war der eisengraue Schnurrbart im tiefbraunen, wohl faltigen, aber noch frischen Gesicht. Ein rüstiger Fünfziger konnte der weit und elastisch ausschreitende schlanke General scheinen, obwohl die Zeitungen ihn einen hohen Siebziger nannten, als sie erzählten, Exzellenz von Brieg auf Schloß Striegau werde Manövergast des Kaisers sein.

Wieder mußte Siefke lächeln. Rosinski war und blieb ein Kommißknüppel. Als hätte er mit der stumpfen Polackennase den General hinter seinem Rücken, ohne ihn zu sehen, gewittert, machte er vor dem Alten Fritz eine kurze Linkswendung und stand steif wie wohl in seiner wahren Sergeantenzeit. Jetzt schien er die Neugier nicht länger bezwingen zu können und stelzte leisen Trittes hinter dem alten Offizier zum ‚Goldenen Lamm'.

Siefke dienerte vor dem Generalleutnant, schob immer wieder die Serviette unter den linken und dann den rechten Arm und führte den Besucher zur Tür des bestellten Zimmers. Richtig stand Rosinski zwischen den beiden Feigenbäumen, als er wieder vor das Haus trat. Sein Gesicht war noch bärbeißiger und runzeliger als sonst.

„Was ist bei euch los?"

Als ob die Polizeistunde geschlagen habe, fragte er. Gewiß war er ein guter Kerl und eigentlich auch alter Freund, der sogar ein Auge zudrückte, wenn im Stammlokal der Herren Offiziere und des Bürgermeisters bis in den Morgen Licht brannte. Aber er bildete sich zu viel auf die amtliche Stellung ein. Siefke faßte mit beiden Händen nach der Serviette hinter seinem Rücken, beugte erst das rechte, dann das linke Knie und meinte trocken: „Kundschaft gekommen, Herr Rosinski!"

„Herr Sergeant heißt es, denn ich frage dienstlich.

Wenn Manöver iſt und mit unſeren Herren Offizieren auch öſterreichiſche kommen, kann man nicht wiſſen, was vorgeht.“

Er mußte zurücktreten und wieder ſtramm ſtehen. In einer Droſchke fuhren zwei Generalſtabsoffiziere vor. Ein ſchlanker, ſehr jugendlicher Major mit kurzgeſchorenem, weißblondem Schnurrbart unter hellblauen Augen, die etwas aus den Höhlen traten, ſtieg lachend als erſter aus. Der beim Bezahlen neben ihn tretende Oberſtleutnant ſchien breiter und ernſter, aber nur darum älter. Sein Geſicht ähnelte nicht nur dem des Majors. Nein, faſt wie zwei Hühnereier glichen ſich die Herren, die gewiß Brüder oder gar Zwillinge waren.

Sieſke wollte ſie in das Haus führen, aber ſah im Flur den Pikkolo gähnen und rief: „Zum Zimmer der Herren und Ritter von Brieg!“

Dabei ſchielte er nach Roſinski. Der Sergeant ſchien wirklich noch neugieriger. Bis in den Flur kam er herein. „Von Brieg‘ haben Sie geſagt?“

„Das habe ich geſagt, Herr Sergeant.“

Roſinski ſchlug mit der Rechten auf den Oberſchenkel unter grauer Drillhoſe. „Da kommt wohl gar mein alter Hauptmann!“

„Und macht Ihnen Beſuch!“ Sieſke nickte.

Doch der Sergeant ſchien den Spott nicht übelzunehmen. Mit langen Schritten ging er auf ſeinen Poſten unter dem Alten Fritzen und vor dem Denkmal auf und nieder, bis um die gleiche Ecke wie vorher Exzellenz Brieg ein zweiter General kam. Ihm haſtete der Sergeant entgegen, nicht ſteif wie ſonſt, ſondern leichtfüßig, mit weiten, federnden Schritten. Die rechte Hand — es war wirklich komiſch — hielt er ſchon vor der Hüfte, als warte der General nur auf ſeinen Händedruck.

Sieſke traute den Augen nicht. Der General griff nicht

nur mit freundſchaftlichem Lachen nach des Sergeanten Hand und ſchüttelte ſie derb, ſondern legte ihm gar den linken Arm um die Schulter und zog ihn mit ſich zum ‚Goldenen Lamm‘.

„Da habe ich Sie gleich auf Poſten erwiſcht und kann ſehen, wie Sie die Brieger in Ordnung halten, mein alter Roſinski. Natürlich hatte ich vor, nach Ihnen zu ſchicken. Wie geht es denn?“

„Es geht, wie es geht, Herr Hauptmann. Mit das Zivil iſt wenig los, und viel mehr iſt die ſtädtiſche Polizei auch nicht. Es iſt nicht wie beim Militär, wo die Vorgeſetzten weiter helfen, ſondern heißt, jeder für ſich.“

„Das höre ich oft und mag wohl ſo ſein, Roſinski. Was macht die Frau?“

„Iſt voriges Jahr geſtorben, Herr Hauptmann, und war auch nichts mehr für einen alten Unteroffizier. Ordentlich und fleißig iſt ſie immer geweſen, ein tüchtiges Menſch, aber ewig krank. Dann geht es nicht, und es kommen die Koſten hinzu.“

„Das tut mir ſehr leid und iſt doch recht traurig.“

„Traurig und auch nicht, Herr Hauptmann. Kommen mußte es doch einmal. Mit dem Arbeiten ging es nicht mehr, ſie quälte ſich, und es kamen die Koſten hinzu!“

Sie ſtanden vor Sieſke. Der General nahm wieder des Sergeanten Hand.

„Wann ſind Sie dienſtfrei, Roſinski?“

„Um zwei Uhr, Herr Hauptmann.“

„Dann melden Sie ſich bei mir, damit wir auf die alten Zeiten und die alte Kompagnie anſtoßen können. Sie haben immer gern was hinter die Binde gegoſſen.“

Der General drohte mit dem Zeigefinger, aber Roſinski ſchmunzelte. Die Erinnerung an drei Tage Mittelarreſt war nunmehr ganz behaglich.

„Zu Befehlen, Herr Hauptmann. Und ich wollte auch

vielmals gratulieren und meine natürlich Herr General, aber wenn ich vor Herrn Hauptmann ſtehe, dann iſt es wie damals und in der alten Kompagnie."

„So ſoll es unter uns Soldaten ſein, alter Roſinski. Freut mich, daß Sie mich noch Hauptmann nennen. Alſo um zwei!"

Hinter dem General ließ Siefke noch einen blutjungen öſterreichiſchen Offizier in langem braunem Paletot mit gelber Paſpelierung in das Zimmer. Die Herren waren verſammelt. Er blieb und ſah Exzellenz von Brieg dem kleinen Leutnant entgegentreten.

„Vetter Leopold oder Poldi, wie ihr drüben ſagt?"

Der Blondkopf lachte beim Händedruck frei und herzlich.

„Iſt richtig, Herr Onkel Exzellenz. Sehr erfreut, daß S' auch an mich gedacht haben."

„Wir mußten Sie doch endlich kennen lernen, Vetter, und da die Reiſe nicht weit war, ſchrieb ich. Was macht der Herr Papa?"

„Sitzt vergnügt in Wien und ſchneid't Coupons, nur nit g'nug davon für meine Wenigkeit."

In hellem Auflachen warf der Striegauer den Kopf zurück. Friſcher Junge, der kleine Poldi.

„Wir werden uns ‚du' nennen, Leopold!"

„Sehr einverſtanden und ſehr erfreit, Herr Onkel Exzellenz."

Brieg-Striegau legte dem Kleinen die Hand um die Schulter und zog ihn weiter in die Stube.

„Zunächſt ſtelle ich dich im Ramſch vor."

Und der alte Herr hob die Stimme:

„Liebe Vettern, ich habe die Freude, euch Leopold Ritter von Brieg aus dem Hauſe Sollin vorzuſtellen."

Alle traten dem jungen Öſterreicher zum Handſchlag entgegen. Sein Landsmann und Regimentskamerad, ein Sohn des Bruders ſeines Vaters, kniff ihn ins Ohrläppchen.

Der Generalleutnant klatſchte in die Hände. „Bitte zu Tiſch," rief er von der Mitte der gedeckten Tafel. „Du ſitzt mir wohl gegenüber," meinte er zum Generalmajor, der ſchon nach der Lehne des Stuhles griff. „Ihr andern wählt Plätze nach Belieben. Leopold bitte ich an meine Rechte, weil wir ihn das erſtemal unter uns haben, und Hans ſitzt links von mir."

Gleich als Siefke dem Generalmajor die Schüſſel unter den Ellbogen hielt, beugte der Striegauer den Kopf gegen das Ohr des Generalſtabsmajors Hans von Brieg.

„Ich habe nämlich mit dir zu reden. Zunächſt im Vertrauen: Majeſtät ſagte geſtern, daß er dich zum erſten Oktober als Militärattaché nach Paris ſchicken wolle."

Der Major kaute an dem eben in den Mund geſteckten Brocken Semmel haſtig und ſo hoch, daß die weißen Zähne durch die Lippen blinkten. Auf den Teller herabblickend, erwiderte er nichts, aber die empfindliche Haut des Weißblonden rötete ſich. Es ſah aus, als ob das lichte Haar der Brauen und des Schnurrbarts heller werde.

Brieg-Striegau ſchmunzelte: „Scheint dir unangenehm?"

„Ich muß mir Gewalt antun — die Freude für mich zu behalten, Onkel. Allerdings war einmal von Paris die Rede, aber überraſcht haſt du mich doch. Ich käme dort auf einen der ehrenvollſten Poſten, die unſere Armee zu vergeben hat. Freilich iſt er auf eine Art auch der unangenehmſte."

Der Generalleutnant blickte erſtaunt. „Wieſo? Weil du dort ein beſſerer Spion biſt?"

„Nein, Onkel! Kundſchafter wäre ich. Spione dürfen Attachés heutzutage nicht mehr ſein, aber auf Befehl zu ſpionieren, würde mir keinerlei Unbehagen verurſachen. Einfaltspinſel behaupten, daß Spionage des Offiziers unter allen Umſtänden unwürdig ſei und ihn beſchmutze. Aber

gänzlich wird man auf Kundſchaften durch Offiziere niemals verzichten können. Sie tun dann zweifellos ehrenvolleren Dienſt als die Kameraden auf dem Exerzierplatz, weil ſie unter Feuer, nämlich in Gefahr ſtehen. Unangenehm iſt der Pariſer Poſten, weil die Franzoſen in unſerem Attachés lediglich den böſen Feind ſehen, ihn ſchneiden und mit geradezu kindlichem Mißtrauen ſogar ſein Privatleben überwachen."

„Das wirſt du ertragen können. Alſo meinen Glückwunſch, Hans!"

Der Alte nahm ſein Glas, ſtieß an und hob es in raſcher Wendung auch gegen den kleinen Öſterreicher: „Leopold, ſei uns willkommen!" Das rief er laut, und Gläſerklingen ging rund um den Tiſch.

Brieg-Striegau zog den Blondkopf wieder in den Stuhl. „Der Papa ſoll das Gut recht vorteilhaft verkauft haben."

„Iſt richtig, Herr Onkel Exzellenz. Daher ſchneid't er nun in Wien die Coupons."

„Schade iſt es doch immer, wenn der Familie ein alter Beſitz verloren geht. Aber nun bindet eure Linie eigentlich nichts mehr an Öſterreich."

„Doch, das Herz, Herr Onkel!" Er hob das Kinn gegen den Regimentskameraden und Vetter, der vor der linken ſchmalen Seite des Tiſches neben dem Dragonerrittmeiſter ſaß: „G'wiß ſind auch wir Schleſier, aber öſterreichiſche Schleſier, und das Jackerl, das ich am Leib hab, iſt mir lieber als der preißiſche Rock mit dem geſchloſſenen Kragen. Freilich gut ſind wir euch darum doch, und der Papa meint, ſei uns ſchon recht, daß 's uns ſechsundſechzig aufgeweckt habt. Wozu hatten wir g'ſchlafen. Jetzt freilich könnt's nimmer vorkommen. Sind ſo tüchtig wie ihr und warten nur drauf, daß 's zeigen können. Doch weil die Red' auf ſechsundſechzig 'kommen iſt . . . Sind die Zwillinge anweſend, Herr Onkel Exzellenz?"

Nickend wies der Striegauer auf den Major an ſeiner Linken und auf den Oberſtleutnant, der vom rechten unteren Ende der Tafel dem Rittmeiſter von den gelben Dragonern ins Geſicht ſah.

„Vetter Hans, vorläufig noch Adjutant des Chefs des Generalſtabes, iſt der ältere, aber Fritz hat ihn überholt.“

„Iſt Oberſtleutnant?“

„Ja, und hat die franzöſiſche Abteilung im Generalſtab.“

Der junge Herr blickte von einem zum andern der beiden weißblonden Vettern. Etwas wie Scheu oder Sorge ſprach aus ſeiner Miene.

„Ausſehn tun ſ' nicht, als ob ſich darum bangten.“

Der Striegauer verſtand nicht gleich. Endlich hob er mit nachſichtigem Lächeln die Schultern.

„Ah ſo, du denkſt an das

‚Und wenn die Briexe Zwillinge ſind,
Einer den Tod durch den anderen find't.‘“

Der Blondkopf nickte lebhaft.

„Ja, nur heißt's bei uns:

‚Und wenn die Briexe Zwillinge han,
Wird einer der Brüder den anderen erſchlan!‘

Und Anno ſechsundſechzig hat's wiederum hing'ſtimmt, Herr Onkel Exzellenz.“

Etwas verdrießlich wiegte der Striegauer den eiſengrauen Kopf.

„War doch erklärlich, da deines Großvaters Bruder nach Preußen gegangen war und in unſerer Armee diente. Immerhin erſchlug er deinen Großvater nicht. Er führte nur bei Nachod die Dragoner mit dem gelben Kragen, den auch ſein Sohn, drüben der Vetter Ferdinand, trägt, zur Attacke gegen des Bruders Regiment. Dein Großvater wurde geworfen, aber war ein Brieg und blieb!“

„Unter den Säbeln, die der Zwillingsbruder führte.

Alſo hat's hing'ſtimmt, Herr Onkel Exzellenz. Den Ferdi hab ich mir auch gut anſchauen wollen."

Er griff zum Glas und rief quer über den Tiſch:

„Vetter Ferdinand! Auf gute Verwandtſchaft!"

Der Rittmeiſter verſtand den Sinn des Gruſſes, ſtand auf, kam mit dem Glas um den Tiſch und drückte dem vergnügt aufſpringenden Öſterreicher die Linke. Mitlachen mochte er nicht und meinte ernſt:

„Es war Dienſt, Leopold!"

„Ging gar net anders, Ferdi, und könnt heut nimmer g'ſchehn."

Während ſie im Stehen die Gläſer leerten, verſtummte die Unterhaltung. Aller Augen waren zu den Trinkenden gehoben. Nur der Striegauer ſenkte die Lippen gegen das Ohr des Majors.

„Famoſer Junge, der Leopold. Redet, wie ihm der junge Schnabel gewachſen iſt, aber trotz der leichteren, legeren Art ſcheinen ſie drüben uns in Denken und Dienſtauffaſſung verwandt. Es ſind Soldaten, die wir uns zu Bundesgenoſſen nur wünſchen können."

Der Major ſah, wie von den beiden niederſitzenden Vettern die Augen aller Verwandten flüchtig und doch nachdenklich zu ihm und dem Bruder glitten. Etwas vom Grauen vor der alten Familienſage lebte immer noch unter der Haut der Menſchen, die ſonſt von Aberglauben frei waren. Er konnte darüber lächeln. Hatte es ſich der Vater doch zur Lebensaufgabe gemacht, die erſt nach dem Tage von Nachod geborenen Zwillinge zu herzlichſter Bruderliebe zu erziehen. Sein Wunſch, immer mit Fritz zuſammenzuleben, war darum ſo dringend geweſen, daß er dem Jüngeren zuliebe die Büffelei für den Generalſtab mitgemacht hatte. Fritz war der Klügere, dazu ein unermüdlicher Arbeiter, der ewig über Büchern hockte als einer der ſeltenen Wiſſenshungrigen, die nicht ruhten,

bis ſie auf den vergilbten Blättern langweiliger kriegsgeſchichtlicher Schmöker die letzte Wahrheit fanden und begriffen, wie es einſt gekommen war und immer wieder kommen würde. Die eigene brüderliche Neigung hatte die Feuerprobe beſtanden, als Fritz ihn durch Vorpatentierung überholte. Mancher Bruder vergaß das niemals und grollte dem Glücklicheren zeitlebens. Er konnte ſich an des Jüngeren verdientem Glück freuen und gern von einer großen ſoldatiſchen Zukunft für Fritz träumen. Er ſah in ihm einen der großen Auserwählten und Begnadeten, für die das Schickſal durch ein Jahrhundert der Menſchheit beſte Kräfte ſparte, um dann ihr wieder einen Feldherrn geben zu können.

Dem kleinen Poldi ſchien die Familienſage nicht aus dem Kopf zu kommen. Wieder hob er das glatte Kinn gegen den Generalleutnant.

„Wie war es eigentlich das erſtemal mit den Zwillingen, Herr Onkel?“

Brieg-Striegau ſprach kurz und haſtig, ein wenig verſtimmt:

„Zwei Brüder vom Hauſe Striegau, die Nachbarn waren, ritten auf Jagd. Der eine fand den anderen in ſeinem Revier und meinte, er habe ihm ſchon oft geraten, ‚von dem Seinen zu bleiben und die eigenen Bullen zu ſpießen‘. Darüber kam es zum Streit, in dem der Jüngere unter des Älteren Schwert fiel. Der Überlebende mußte als Geächteter flüchten und ſoll im Öſterreichiſchen Goldſchmied geworden ſein. Die Söhne Peter und Paul zogen als Knechte in den Türkenkrieg, machten genug Beute, um zwei Regimenter anwerben zu können, und taten ſich als Obriſten ſo hervor, daß Rudolf der Zweite ſie wieder adelte. Dann kauften ſie des Vaters Beſitz von den mit Striegau belehnten Koſpoths zurück.“

Leopold nickte lachend.

„Das Dreinhauen haben ſ' immer verſtanden, aber ein biſſerl locker und ſehr nach den Frauenzimmern ſollen die Briexe geweſen ſein."

Einen Augenblick ſaß der Striegauer verblüfft und ernſt. Dann fiel er in das dröhnende Lachen, das vom Mund des Generalmajors, zwiſchen dem Jäger und dem Artilleriſten, rings um den Tiſch flog.

Der kleine Fremde ſah die Verwandten über ihre Teller, von denen die Söhne eines Geſchlechts derber und lebensfroher Männer gar reichlich aßen, mit launigem Schmunzeln auf den Senior blicken. Vergnügt, aber auch etwas verlegen lachte der Generalleutnant mit. Seltſam jung ſchien dabei unter ſeinem eiſengrauen, vollen, glatten Scheitel das friſche, geſunde Geſicht mit der fein gerunzelten Haut, die lichtbraunem Juchtenleder glich. Während der ausgezwirnte ſchmale Schnurrbart vor zwei noch runden Grübchen zuckte, begriffen die Vettern, warum der Älteſte ihres Namens in wilhelminiſchen Tagen Seiner Majeſtät ſchönſter Offizier heißen und als einer der eleganteſten Kavaliere der Berliner Geſellſchaft den Ruf der Briexe als Frauenſchwärmer erneuern konnte.

Der Striegauer beſchwichtigte das Gelächter durch Drohen mit dem Zeigefinger. Doch ſchmerzte es nicht, an ſchöne Zeiten erinnert zu werden. Er hatte ſich nichts vorzuwerfen, wenn er das Leben mit der ganzen Kraft eines unverwüſtlichen Körpers genoſſen hatte. Und das Daſein ließ ſich immer noch tragen. Bei den Damen konnte er die lachende Jugend — vielleicht — nicht mehr ausſtechen, obwohl es ihn noch heute nicht überraſchte, wenn eine ſchöne Frau bei ſeinem Nahen die jüngeren Ritter ſchnell von ihrer Seite beurlaubte. Aber gleich lange und tief wie die neue Generation in den Becher zu ſehen verſtand er noch. Und er rief über die Schulter:

„Kellner, einen kleinen Champagner!"

Sieſke zog die Karte aus der Taſche. Der Striegauer legte den Finger auf einen Namen und hob die blauen Augen wie entſchuldigend zum General.

„Es ſollte nur ein einfaches Frühſtück ſein, doch in meinen Jahren braucht man das Glas Kitzelwaſſer, um mitlachen zu können. Ich höre dich von deinem Jungen im Kadettenkorps ſprechen. Wo ſoll er im Frühjahr eintreten?"

„Natürlich hoffe ich, ihn in unſerm Korps unterzubringen."

Leopold verbarg ein Lächeln. Der Vater hatte erzählt, daß die preußiſchen Vettern nur in Schleſien eintraten und nicht vom ſechſten, ſondern vom Briegſchen Korps ſprachen.

Der Sekt kam. Die Stimmen wurden lauter und die Geſpräche allgemeiner. Namentlich von Jagd und Jagdbeute hörte der Öſterreicher die Verwandten reden. Verſchworen, die Wälder ihrer Provinz von Wild zu leeren und mit Wild wieder zu füllen, ſchien die Raſſe hartkauender, ſtark eſſender Soldaten mit blanken Zähnen und klaren Augen, die in männlich animaliſcher Freude dem Leben lachten.

„Da komme ich mal hin," rief in ungeduldiger Erregung der Breslauer Grenadier neben dem Rittmeiſter, als Poldis rechter Nachbar, der Achtundfünfziger, von den neulich im Wald eines Bekannten geſehenen Hirſchen erzählte. Der Generalmajor ſprach noch von dem Kadetten und ſcherzte, nun habe er bald Gelegenheit, dem Jungen die fünfzehnhundert Mark von der Fähnrichs- oder Leutnantszulage abzuziehen.

„Ich weiß," der Striegauer lachte. „Du hatteſt die anderthalb Braunen für eine Renntierjagd auf Spitzbergen bezahlt und konnteſt im nächſten Sommer nicht reiſen, weil deine Frau den Jungen erwartete."

„Richtig, Onkel! Ihr habe ich es nicht übelgenommen.

denn die Damen haben kein Verſtändnis für ſolche Dinge und wiſſen ſich darum nicht einzurichten. Aber der Junge kommt mir mit zwanzig Mark monatlich für den Schaden auf, bis ich doch noch einmal nach Spitzbergen fahren kann."

Der Käſe ſtand auf dem Tiſch. Exzellenz von Brieg ſah die Tür im Rücken des Generalmajors aufgehen. Ein Polizeiſergeant mit dem Helm auf dem Kopf und der Nummer zwei auf den himbeerfarbenen Schulterklappen der Litewka trat ein und blieb ſtramm aber frei ſtehen.

„Nun?"

Die Herren auf der Tiſchſeite des Generalmajors, mit ihm der Elfer, der Jäger und Artilleriſt, drehten ſich um. Generalmajor von Brieg warf den Kopf über die Stuhllehne zurück und zog den Sergeanten am Ärmelaufſchlag näher.

„Ein Unteroffizier meiner alten Kompagnie, von dem ich mir im Nebenzimmer erzählen laſſen will, Onkel. Aber zunächſt ſoll er mit mir anſtoßen."

Brieg-Striegau nickte dem nach ihm Frontnehmenden zu und ſprach weiter mit Leopold. Der General füllte ein leeres Rotweinglas aus der Sektflaſche, gab es Roſinski und ſtieß an:

„Die alte Fünfte ſoll leben!"

Roſinski trank mit dem Helm auf dem Kopf. So hatte er es getan, als in Breslau die Frau Hauptmann an einem Feſttag einmal dem Kammerunteroffizier ein Glas Wein gereicht hatte.

Der General rief nach Sieſke:

„Decken Sie nebenan für den Herrn Sergeanten und bringen Sie ihm, was wir gegeſſen haben."

Der Kellner ging, aber ein bitterböſer Blick ſtreifte geringſchätzig den Polizeibeamten.

„Laſſen Sie das Eſſen nicht kalt werden, Roſinski. Ich komme nach."

Im Nebenzimmer legte der Sergeant Helm und Waffe ab und ſaß nieder, während der Kellner das Tiſchtuch glatt ſtrich.

„Jetzt lernen Sie die Weltordnung begreifen, alter Groſchengrabſcher. Beſuch macht mir der Herr General nicht, aber Ihnen gibt er Nickel und mir die Hand!“

Sieſke warf ärgerlich Meſſer und Gabel auf die Platte, konnte aber gleich wieder ſchmunzeln. Der General gab mehr als Nickel und Exzellenz von Brieg auch.

„Es nimmt jeder, was er kriegen kann, Roſinski!“

„Herr Sergeant heißt es, alter Beefſteakſchmeißer!“

„Was wollen Sie trinken, Roſinski? Ich nehme ein Glas mit!“

Drinnen ſetzte der Striegauer die Zigarre in Brand und reichte dem Major das Licht zurück.

„Komm mit deinem Stuhl näher, Hans. Ehe du nach Paris gehſt, haben wir etwas ins reine zu bringen.“

Er rundete den noch immer ſchlanken, nur um die Bruſt einfallenden hageren Reiterleib gegen die Lehne. Auf die Tiſchkante legte er die Hände, die braun und knochig aus engen weißen Manſchetten unter den blauen Ärmeln ragten. Unter dem Tiſch klirrten ſeine Sporen. Er machte es ſich behaglich und ſchlug wohl die Füße übereinander. Noch einmal hob er den in Nachdenken geſenkten Kopf.

„Laß dich nicht ſtören,“ ſagte er, ohne die Zähne von der Zigarre zu nehmen, als der General die Kaffeetaſſe niederſetzte und mit einem Entſchuldigungswort aufſtand. Für die Vettern ſchien das ein Signal. Der Rittmeiſter trat zu Leopold und zog ihn in die Fenſterecke. Der vom Nachbar verlaſſene öſterreichiſche Oberleutnant ſetzte ſich zum Oberſtleutnant Fritz und dem Achtundfünfziger am anderen Ende der Tafel. Der Jäger, der Elfer und der Artilleriſt trugen ihre Kaffeetaſſen zum Sofatiſch unter dem Kaiſerbild. Der Striegauer war mit dem Major Hans allein.

„Ich möchte, daß du Berta heirateſt und Striegau übernimmſt!"

Mit jähem Ruck hob der Major die Augen zum Senior. Wieder ſchien in ſeinem errötenden Geſicht das Haar von Brauen und Schnurrbart lichter zu werden. Es dauerte ein Weilchen, bis er ſagte:

„Du willſt mir ſehr wohl, Onkel!"

Der Striegauer ſenkte den Blick wieder auf die Tiſchplatte. Er ſprach leiſe, langſam, ſehr deutlich und eindringlich:

„Der Vorſchlag entſpringt nur dem Wunſch, mein Haus zu beſtellen und die Zukunft der Familie zu ſichern. Ich habe Berta als einziges überlebendes Kind meiner Brüder erzogen oder richtiger erziehen laſſen. Sie iſt ein liebes, friſches, auch hübſches Mädchen."

Mit befriedigtem Nicken hörte er den Major eine Beſtätigung murmeln.

„Das Kind iſt bei aller Fröhlichkeit praktiſch, ernſt und weiß aufzutreten. Du haſt ſie nie geſehen, wenn ſie mich in Striegau beſucht und Gäſte empfängt. Meine ſelige Mutter verſtand ſich darauf, aber würde ſich vielleicht von dem jungen Dingchen geſchlagen bekennen. Alſo Berta wird Striegau erben, doch ſoll unſer älteſtes Lehen in Briegſchen Händen bleiben, ſolange die heutige Weltordnung beſteht. Jahrhunderte wird das nicht dauern, wenn die Regierung ihre große Retirade vor den Maſſen fortſetzt. Indeſſen zuzuſehen, wie die Karre im Dreck der Demokratie ſtecken bleibt, wird deine und nicht meine Aufgabe ſein. Um Striegau einem Brieg hinterlaſſen zu können, habe ich an deinen Bruder und dich gedacht. Aber Fritz iſt nur Soldat und würde auch in der Ehe über Dienſt und Studium die Frau vergeſſen. Ein beſſeres Los gönne ich meiner Nichte und meine, du könnteſt nach Paris die vielgeſchätzten Hoſen mit den breiten Streifen ausziehen, um

zu heiraten und Striegau zu bewirtſchaften, denn du biſt nur ein halber Soldat!“

„Erlaube, Onkel!“

Bei aller Güte urteilte der alte Herr doch gar zu ſchroff. Der Major wiegte unmutig den Kopf.

„Du wirſt mich ausreden laſſen, Hans! Deine karmeſinroten Streifen blenden mich nicht. Du biſt ein Sonntagskind, haſt beiſpielloſes Glück und in Fritz einen helfenden Mentor gehabt. Aber ein Offizier kann Generalſtäbler werden, ohne das Zeug zum Führer zu haben. Dir half namentlich das häufige Reiſen nach Frankreich und die dabei erworbene Kenntnis der Sprache und des Landes. Wiederum haſt du nur Fritz zu danken, daß die Kameraden euch die ‚Brieg frères‘ nennen.“

Der Major lachte etwas verlegen. Ganz unrecht hatte der Onkel nicht, obwohl er ſtark übertrieb.

„Fritz hat mir nicht geholfen, nach langjähriger Abweſenheit aus der Front ſtets gut abzuſchneiden.“

„Auch das ſagt nichts. Bei mir hat es ſogar bis zum Brigadekommandeur, doch nicht weiter, gelangt. Ich weiß, daß du ein tüchtiger Adjutant biſt, und ſetze ſogar voraus, daß du auch in Paris gute Geſchäfte machſt, denn du verſtehſt, Menſchen zu nehmen und für dich zu gewinnen. Aber geborene Adjutanten ſind keineswegs geborene Generale. Schon als Stabschef würdeſt du vielleicht keine Lorbeeren ernten. Denke dich in die Lage Leſczynskis an der Liſaine. Trauſt du dir zu, deinem Kommandierenden in ſo verzweifelter Lage deinen Willen aufzuzwingen und ihn gegen ſein choleriſches Schelten zum Va-banque-Spiel hinzureißen, wie der eiſenharte Oberſtleutnant den General Werder?“

Der Major ſenkte den Blick auf das Tiſchtuch. Nein, mit einem Chef hätte er nicht gern gerungen. Der Onkel ſprach ſchon weiter:

„Dazu gehört eine Herrennatur und der durch Wiſſen

oder Genie gerechtfertigte Wille zum Entscheiden. Du bist ein Untergebener, auf den man sich verlassen kann, und magst es zum tüchtigen Truppenführer bringen. Pflichtgefühl wird auch immer dein Handeln regeln, obwohl dir des Lebens Freuden lieber als des Dienstes Sorgen sind. Aber Soldat bist du nur, weil du Brieg heißt und dir darum kein Gedanke an die Wahl eines anderen Berufes kam. Du dienst ohne die Leidenschaft, die allein den Weg zur großen Zukunft bahnt. — Was würdest du antworten, wenn ich dich jetzt einfach vor die Wahl stelle: willst du Striegau erben oder Soldat bleiben?"

„Auf Anhieb läßt sich das nicht beantworten, Onkel!"

„Siehst du! Fritz hätte auf Anhieb gesagt: ‚Danke, mein Dienst ist mir genug!' Nun kennst du dich und wirst nicht in Versuchung kommen, später zu glauben, du habest Berta ein Opfer gebracht. Ihr Mann muß Striegau bewirtschaften, weil ich doch manchen Taler verlor, während ich als Gutsherr in der Armee diente. Jede Generation darf nicht zusetzen, sonst können wir dem König überhaupt keine Offiziere mehr stellen."

Das leuchtete ein. Überhaupt hatte der Onkel nicht ganz unrecht, und ganz gewiß bot er ein großes Los mit dem reichen Besitz und mit Berta, die er nicht nur hübsch, sondern fast schön nennen durfte. Immerhin war er ihr bislang nur als guter Vetter, ohne den Gedanken an eine Heirat begegnet. Er fuhr mit dem Zeigefinger in den Kragen und rund um den Hals.

„Was wird Berta zu deinen Plänen sagen, Onkel?"

„Das hat wenig zu bedeuten, mein Junge. Die romantische Ader haben unsere Damen, gottlob, nie gehabt. Von meinen Absichten über die Vererbung Striegaus hat Berta durch Tante Reißwitz gehört und ihr versprochen, nicht ohne meine Einwilligung zu heiraten. Da sie mir noch keinen Kandidaten vorgeritten hat, nehme ich an, daß sie

bisher keinen fand. Wenn du dich meldeſt, wird ſie denken: er paßt zu mir, alſo ſoll er es ſein! Gefallen werdet ihr euch, und daß du als Ehemann nicht mehr über die Stränge ſchlägſt, ſetze ich voraus, denn das Haus haben wir Briexe immer rein gehalten. Damit wäre die Sache wohl erledigt. Wenn du ein Jahr in Paris biſt, ſetze ich mich eines Abends mit Berta auf dem Bahnhof Friedrichſtraße in den Nordexpreß, und am nächſten Nachmittag von vier Uhr zwanzig an — du ſiehſt, daß ich ſchon im Kursbuch nachgeſchlagen habe — könnt ihr meinen Segen haben. Je eher, deſto beſſer, denn lange halte ich es bei den Windbeuteln nicht aus, weil ich aus rüſtigeren Tagen noch eine Abneigung gegen das Neſt geſchminkter Weiber habe."

Warum mußte der Onkel gerade vom Nordexpreß und dem Bahnhof Friedrichſtraße ſprechen? Er ſah eine hohe Frauengeſtalt mit bleichem, ſchwermütigem Geſicht unter blondem Haar. Sie hob die ſchmale, ſchlanke Hand und winkte vom Fenſter des Wagens.

„Onkel, ich danke dir von ganzem Herzen, aber muß etwas bekennen."

„Na . . ."

Die Unterlippe fiel von der Zigarre des Striegauers. Über ſeine Verhältniſſe hatte Hans doch nie gelebt. Was konnte er zu beichten haben?

Doch der Neffe nickte lebhaft, als müſſe er ſich einen Gedanken eindringlich beſtätigen.

„Ich glaube nicht, daß meine Zeit zum Heiraten ſchon gekommen iſt, Onkel. Ich bin angeſchoſſen wie nie zuvor im Leben, und wenn ich der einmal wieder begegnete, könnte ich hundert Frauen durchgehen."

Der Alte gab ſich einen Ruck und ſaß kerzengerade. Doch nicht böſe, nur intereſſiert ſchien er und lachte ganz vergnügt, etwas neugierig und ungeduldig wie immer, wenn er von Aventüren hörte und wohl der eigenen gedachte.

„Wer ist sie denn?"

Der Major hob die Schultern und lachte, als ob er des eigenen Unverstandes spotten müsse.

„Das tollste ist, daß ich sie nur zweimal flüchtig sah und nicht einmal ihren Namen weiß."

Es war beschämend, das zu bekennen, aber der Striegauer wiegte den Kopf mit der Miene eines alten Praktikers.

„Nee, nee, Hans. Zum Lachen ist das nicht. Solche Fälle können ernst werden. Nicht nur die Romanklecker wissen, daß es Liebe auf den ersten Blick gibt und daß sie die wahre, echte, aber darum häufig auch verhängnisvolle ist. Vielleicht bedenke ich die Sache und führe Berta den Vetter Ferdinand vor, obwohl mich der aus Österreich mitgebrachte ‚Ritter' vor unserem Namen stört, denn daß wir Ritter sind, braucht uns kein Titel zu bescheinigen."

Der Major konnte wieder lachen.

„Glaubst du Berta mit dem Mann deiner Wahl glücklich zu machen, Onkel?"

Der Striegauer schien wirklich verdutzt.

„Aber gewiß! Vernunft ist der geschickteste Eheschmied, und aus nüchternen Brautleuten werden die glücklichsten Paare. Die große Passion sollen unsere Damen gar nicht kennen, denn sie wirft sich oft weg. Sie wird meist geboren als jene Liebe auf den ersten Blick zu einem Wesen, das uns fremd ist und darum nur unsere Sinne weckt. Sie ist köstlich," — die Stimme zögerte, und die blanken blauen Augen schlossen sich in einem Lächeln frohen Erinnerns — „aber stirbt häufig, wenn die Sinne gesättigt sind. Ganz beneidenswert sind darum die Leutchen, die im Glauben, das echte Glück zu genießen, still in ruhiger Ehe leben, ohne zu ahnen, welche Freuden und Leiden ihnen das Dasein versagte. Der Mann gewöhnt sich an seine

Frau, wie er ſich ſchließlich auch an ein Haustier gewöhnen könnte. Der Gedanke, ſie zu verlieren, ſchmerzt ihn, und darum glaubt er, daß er ſie liebt. Ihm fehlt nichts, oder richtiger, er weiß nicht, was ihm fehlt, und darf ſich ſchließlich glücklich nennen, aber lachen macht mich immer, wenn er uns Junggeſellen die Erfahrung in Liebesſachen abſpricht."

Schweigend lächelte er in ſich hinein und fragte nach längerer Pauſe:

„Willſt du erzählen, wie und wo du der Dame begegnet biſt?"

„Gewiß!" Fühlte er doch ſtündlich den Wunſch, von der hochgewachſenen Blonden zu reden.

„Es iſt etwa vierzehn Tage her. Ich hatte dem Oberquartiermeiſter als Stellvertreter meines Chefs zum Vortrag nötige Papiere ins Schloß gebracht, und wir gingen auf der Nordſeite der Linden gegen den Königsplatz zurück. Vor dem Blumenladen an der Ecke der Schadowſtraße hielt ein offenes Automobil. Eine Dame ſtieg aus. Sofort fiel mir der auf den Aſphalt tretende lange, ſchmale Fuß auf. Für einen Augenblick ſah ich ihr Geſicht. Ob du es ſchön nennen würdeſt, weiß ich nicht, aber es feſſelte den Blick wie die vom Hut bis zu den Schuhen ganz in weiches, loſes Weiß gekleidete hohe Geſtalt. Eine größere und ſchönere Figur kann es nicht geben! Als ſie mir beim Bezahlen des Kutſchers den langen, ſchlanken Rücken drehte, ging mir wirklich der Atem aus. Es war, als ob das Blut in den Adern ſtocke. Eigentlich hielt ich den Ausdruck immer für eine leere Phraſe, aber es gibt ſo etwas!"

Der Alte ſchmunzelte und klopfte ihm ſacht auf die Schulter.

„Ja, das gibt es, und ich bedauere den Mann, der es niemals fühlte. Es überkommt uns einmal oder" — die blauen Augen ſchloſſen ſich wieder — „zweimal, wenn das

Leben köſtlich war. Aber die Maſſe der Menſchen ſpürt es wohl — nie!"

Der Onkel machte das Erzählen leicht.

„Nun waren wir dicht bei ihr. Wenn ich nicht mit dem General geweſen wäre, hätte ich vielleicht eine Tollheit begangen. So mußte ich mich zwingen, weiterzugehen. Sie hob ihre Augen von der Geldtaſche. Dunkel wie ſchwarzer Samt ſchimmerten ſie, und wahrſcheinlich ſtarrte ich wie ein dummer Junge hinein, denn über das bleiche, müde oder traurige Geſicht flog bis zu den ſchweren blonden Haaren ein roter Hauch. Sie ſenkte den Kopf und ging zum Laden ſo nahe an uns vorüber, daß wir kurz treten mußten. Der General flüſterte ein ‚Donnerwetter, ja' gegen mein Ohr. Ich ſah mich natürlich um, und von der Tür . . . blickte ſie zurück!"

Exzellenz von Brieg blies den beim geſpannten Lauſchen zurückgehaltenen Tabakrauch durch die Lippen.

„Du ſprachſt von zwei Begegnungen."

Der Major erzählte von der letzten und ſchloß:

„Das Merkwürdige iſt, daß ich gar nicht bezweifle, ſie auch ein drittes Mal zu treffen und ihre Bekanntſchaft zu machen."

„Sehr wahrſcheinlich, Hans. Häufiger als Bekannten begegnen wir Fremden, die wir einmal im Gedränge auftauchen und mit Bedauern wieder ſchwinden ſahen wie Schiffe, die bei Nacht vorüberfahren. Ob du ſie ſuchen ſollſt, iſt eine andere Frage, denn nach der Bekanntſchaft gilt es nicht nur zu vergeſſen, ſondern auch zu verſchmerzen."

„Wenn ſie nun aber eine Dame iſt und ich . . . ſie . . . heiraten kann?"

Der Alte ſchüttelte energiſch den Kopf.

„Die Regel und die Gemeinheit iſt, daß man ſie nicht heiraten kann. Ich war zum Regiment heran, als ich ſie traf, eine Blondine, groß und ſchlank wie deine, denn" —

er lachte gutgelaunt — „wir ſcheinen mit dem gleichen Blut den gleichen Geſchmack und die gleiche Leidenſchaft zu haben und wiſſen vielleicht, woher: der Querbalken in unſerem Wappen liegt von rechts nach links! Zum Heiraten war ſie nicht, aber doch nur auf dem Weg über die Kirche zu haben, und mir lag genug an ihr, daß ich mich mit grauen Haaren verplempert hätte, wenn nicht der alte Herr geweſen wäre.“

„Der Kaiſer?“

„Ja, mein alter König. Nach der Kritik der Herbſtparade ließ er vor den Generalen und Stabsoffizieren Perſonalveränderungen verleſen. Ich ſehe noch Albedyll, der ſeine Geheimniſſe bis zur letzten Sekunde hütete, den großen Bogen entfalten und aus dem Sattel an Lindequiſt geben. Der Flügeladjutant las vor, und zwei meiner Hintermänner bekamen Regimenter. Vergnügt war ich wohl nicht, aber ich dachte auch gleich, daß ich nun leichteren Herzens das Abſchiedsgeſuch ſchreiben würde. Majeſtät verabſchiedete ſich und ritt abſeits. Lehndorff verſammelte die Beförderten zur Meldung. Da rief der alte Herr: ‚Major von Brieg!‘ Das traf uns immer wie ein Piſtolenſchuß und ließ den Herzſchlag ſtocken. Im nächſten Augenblick parierte ich den Gaul und ſenkte den Degen. Der Herr hob die Finger, über denen der weiße Handſchuh immer zu lang war, an den Helm. ‚Brieg, ich hebe Ihnen ein beſonderes Regiment auf und freue mich darauf, es ſchon bei den nächſten Manövern unter Ihrer Führung zu ſehen.‘ Da konnte ich mich nur über den Pferdehals beugen, und mit Abſchied wie Heirat war es vorbei!“

„Wieſo?“

Sehr ernſt blickte der Striegauer.

„Wenn der alte Herr ſagte, er freue ſich auf etwas, dann hätten wir nicht nur die ſchönſte aller Frauen, ſondern das Leben dazu fahren laſſen, um ihm die Freude nicht

zu verderben. Natürlich verstand ich, daß es ihm mit dem Freuen nur Redensart war. Er wußte wohl von meinen Plänen, denn er kannte uns alle, und unser Tun und Treiben war sein wie unser Tagesgespräch. Also hatte er mir einen Befehl gegeben. Ich habe gehorcht, aber niemals vergessen, denn die Erinnerung an Frauen, die schon beim ersten Blick auf uns wirken wie — vielleicht — die Blonde auf dich, werden wir nach Verkehr und Bekanntschaft nie wieder los. Ihr Bild hängt immer vor den Augen. Wir wollen es in anderen wiederfinden, und den ruhelosen Sucher nach solchem Bild nennt Gedankenlosigkeit dann Schürzenjäger. Allerdings läuft er den Frauen nach. An der einen sieht er den Hals, an der zweiten den Arm, an der dritten das Ohr der Verlorenen. Fetzen für Fetzen, doch niemals das ganze Bild kann er sich zusammensuchen, und je nach Temperament leidet er dabei Qualen oder findet ein flüchtiges Vergnügen. Ich bin immer mehr für Lachen als Leiden und von Gemüt wie Körper zähe wie altes Schuhleder gewesen."

Der Generalleutnant wollte lächeln. Doch der Neffe sah den Versuch mißlingen.

„Damit rätst du mir . . ."

„Ich rate nie, aber hoffe, daß du die Blonde nicht wiedersiehst!"

Rittmeister Ferdinand Ritter von Brieg verabschiedete sich. Sein Krümperwagen halte vor dem Haus. Die Vettern drückten ihm die Hand. „Auf Wiedersehen!" Als er hinausging, blieb der Generalmajor mit dem Jäger und Artilleristen hinter des Striegauers Stuhl stehen. Da schlug der Senior wieder in die Hände und bat, um ihn am großen Tisch Platz zu nehmen.

Major von Brieg wollte ihn auf neue Gedanken bringen:

„Willst du nicht endlich erzählen, wie du mit dem

alten Herrn zuſammenkamſt, Onkel? Wir wiſſen nur, daß er dich gern und häufig ſah."

Die Verwandten rückten gegen die Mitte der Tafel zuſammen. Brieg-Striegau räuſperte ſich.

„Vielleicht wird es Zeit. Noch ſchmeckt es, aber wer weiß, wie lange. Kellner, gehen Sie raus!"

Er ließ den Blick um die Runde gleiten.

„Ihr wißt, daß ich während des Feldzuges Thuneville mit meinem Ulanenzuge zur Kapitulation aufforderte und Steinmetz die Schlüſſel der kleinen Feſtung brachte. Darüber wurde manches geſchrieben und geſprochen, aber ich habe das Unternehmen weniger als Heldentat denn tollen Jugendſtreich betrachtet. Nach drei Tagen revanchierten ſich die Franzoſen und machten eine Art Gulaſch aus mir. Im Lazarett flickten die Metzger den Kadaver zuſammen, aber ihre Geſichter ſagten, daß es verlorene Mühe ſei. Ich lag mit dem Gefühl, daß jede Fleiſchfaſer ſchmerze und auf dieſer Erde kein Wein mehr für mich wachſe, im Duſel. Konnte ich denken, dann kam nur der Wunſch, es möge ſchnell zu Ende gehen. Als ich einmal erwachte, hörte ich leiſe Tritte von vielen Füßen, Sporenklirren und Geflüſter, das mir allmählich näher klang. Ich fand Kraft, den Kopf zu heben, und ſah den König mit Gefolge. Im ſchwarzen Interimsrock, den geraden Degen in ſchmaler Lederſcheide an der Seite und die Mütze auf dem Kopf, beugte er ſich über ein Bett, in dem — wie ich ſpäter hörte — ein Pionierhauptmann ſchlief. Ganz ſacht — keine Frau oder Mutter hätte es ſanfter, liebevoller tun können — legte er dem Verwundeten das Kreuz neben die bleichen Finger auf die Bettdecke. Dann hob er die Hand — ich ſah deutlich das von den Fingerſpitzen nicht ausgefüllte weiße Leder — wie zu einem Segen und trat lautlos an das nächſte Bett. Da wollte ich dem eigenen Blick nicht glauben. Dem Herrn ſtand das Waſſer in den Augen, und

— die Wunden taten nicht mehr weh. Der König litt um uns. Das durfte nicht ſein. Ich gab mir einen Ruck und verſuchte mich aufzurichten. Es ging nicht. Im Warten kam wieder die Schwäche und, wie ich glaubte, das Ende. Aber das Bewußtſein, unter des Königs Augen zu ſterben, war ſchön — ich finde kein beſſeres Wort — wie ein Champagnerrauſch. Dann trat der Herr zu mir und reichte mir die Hand. Küſſen konnte ich ſie nicht, denn er wehrte ab, aber ich hielt ſeine Finger feſt, obwohl er ſich doch bücken mußte. Der Glaube, am offenen Grabe zu ſtehen, nahm wohl das Gefühl für Schicklichkeit. Der Oberſtabsarzt meldete: ‚Sekondelieutenant von Brieg vom‘ . . . aber kam nicht weiter, denn Steinmetz ſchob Hohenlohe, den Artilleriſten, und den Generaladjutanten Treskow zur Seite und hielt den weißen Schnauzbart unter ſeiner altfränkiſch hohen Mütze der Befreiungszeit gegen des Königs Ohr. Mit dem Kopf nickend, hörte der Herr ihn an und fragte: ‚Sie leiden wohl ſehr, Lieutenant von Brieg?‘ Ich antwortete, wie mir zumute war: ‚Nein, Majeſtät. Mit einem Mal iſt alles weg und wird bald ganz vorüber ſein.‘ Und jetzt konnte ich ſeine Hand küſſen, aber vergaß auch wieder, was ſich ſchickt.“

Generalleutnant von Brieg blickte auf das Tiſchtuch und flüſterte leiſe, verlegen:

„Ich habe nämlich den Herrn ‚mein König, mein lieber, gütiger, gnädiger König‘ angeſprochen. Aber er nahm es nicht übel, machte nur ſchnell die Hand frei und richtete ſich auf. ‚Es darf nicht vorüber ſein, Lieutenant von Brieg, denn einen Offizier wie Sie kann ich nicht entbehren!‘ Da — das ſchwöre ich euch — fühlte ich mich geſund wie auf dem Ritt nach Thuneville, denn ſein Ruf oder Befehl hätte uns aus Gräbern ins Leben zurückgeholt. Ich konnte aufrecht ſitzen und ſagen: ‚Zu Befehl, Majeſtät. Ich werde leben!‘ Sie lächelten alle, und es ärgerte mich, denn ſie ſchienen

zu murmeln — armer Schlucker! Nur einer, der König, hat nicht gelacht, denn er war so sehr König, daß er wußte, was ein Königswort vermag. Er sprach wieder: ‚Lieutenant von Brieg, Sie haben eine feindliche Festung genommen!‘ Und wendete sich zu seinen Herren: ‚Einen Pour le mérite!‘ Die Flügeladjutanten standen verlegen. Sie hatten wohl nur Eiserne Kreuze mitgebracht. Der König blickte suchend an den Hals der Generale. Steinmetz verstand, riß den Kragen auf und reichte dem Herrn das blaue Kreuz.“

Brieg-Striegau tippte mit den Fingern gegen den Orden unter seinem Kragen. Die Stimme sank zum Flüstern:

„Den hat mir der Herr mit eigenen Händen um den Hals und auf das Nachthemd gelegt. Darum habe ich ihn, wie die Statuten wollen, bei Tag und Nacht, im Sattel wie im Bett getragen.“

Im Zimmer war es so still, daß Siefke neugierig den Kopf durch die Tür reckte. Der Jäger sprang auf und schlug sie knallend ins Schloß. Der Striegauer hob die Stimme:

„Nach der Entlassung aus dem Lazarett durfte ich mich in Versailles als Ordensritter melden. Wieder gab mir der König die Hand, aber mit gnädigem Lächeln. ‚Ich darf zweimal gratulieren. Sie leben wirklich noch.‘ ‚Majestät hatten es in Gnaden zu befehlen geruht.‘ Da blickte er wieder sehr ernst und schwieg eine ganze Weile, ehe er sagte: ‚Ich behalte Sie im Auge, Brieg!‘ Seither hat er häufig die Gnade gehabt, mich Brieg zu nennen.“

Verstummend sah der Generalleutnant die brennenden Augen der Vettern auf die seinen gerichtet. Die Köpfe und Körper gegen die Mitte des Tisches geneigt, saßen sie regungslos mit erkalteten Zigarren. Hans griff endlich nach einem Streichholz. Als es auf der Schachtel kratzte und flammte, spürte Brieg-Striegau vom langen Sprechen Durst.

„Vielleicht ruft ihr den Kellner und bestellt Bier. Die alte Kehle will geschmiert sein."

Der Artillerist ging hinaus, trat vor Siefke in das Zimmer zurück, nahm ein Glas vom Brett, brachte es dem Striegauer und sagte mit belegter, fast weicher Stimme:

„Bitte, lieber Onkel!"

„Danke dir!"

Über den Schaum nickte der Alte den Verwandten zu. Sie standen auf, leerten ihre Gläser und hielten sie schweigend vor die Brust. Stramm stand der Generalmajor wie der junge Jäger und der kleine Poldi aus Österreich. Es war ein Präsentieren vor Kaiser Wilhelm dem Großen und seinem Offizier.

„Kann ich auch noch," schmunzelte der Striegauer, trank den Rest seines Glases, drehte es um und ließ nach dem Brauch einer anderen Zeit den letzten Tropfen auf den Daumennagel fallen.

Im Niedersitzen konnten die Vettern wieder lächeln. Der Senior war von der eisernen Generation, die zu bechern nicht minder als zu bluten verstand.

Mit dem Taschentuch tupfte der alte Herr den Daumen ab.

„Als ich jung war, machte man häufiger denn heute die Nagelprobe, und der Kavalier mußte sein Gewicht in Alkohol tragen können. Euch wird zu Mäßigkeit geraten. Geht nicht zu weit, denn Ritter und Generale, die den Gegner aus dem Sattel zu heben verstanden, konnten noch immer ein Glas Wein trinken. Sonst ist es wohl gut, daß der Offizier heutzutage strenger und kürzer gehalten wird als einst. Uns ging mancherlei durch. Namentlich wer aus den Kriegszeiten beim alten Herrn einen Stein im Brett hatte, durfte einmal über die Stränge schlagen. Aber denkt ihn euch darum nicht als nur gütigen und nachsichtigen Herrn. Wir hatten einen gesunden Bammel vor ihm, denn

er konnte nicht nur ungnädig, ſondern höchſt eklig werden. Mich hat er einmal geſtaucht, daß mir Hören und Sehen verging. Wenn man ſonſt durch den Flügeladjutanten vom Dienſt in das Eckzimmer geführt wurde und dem König ſchon bekannt war, blieb er wohl ſitzen, nickte über den Schreibtiſch hinweg und beendete ſeine Zeile. Dann ſtand er auf, knöpfte den Interimsrock über der weißen Pikeeweſte zu und trat dem an der Tür Wartenden in der Mitte des Zimmers entgegen. Die Hand gab er ſelten, weil er mit Gnadenbezeigungen ſparte, und er blieb ſtehen, weil mit dem König zu ſitzen für den Alltag der Gnade zu viel geweſen wäre. Offiziere — der hohe Herr ſagte Offiſſiere —, die ihm noch unbekannt waren, empfing er meines Wiſſens niemals ſitzend oder mit offenem Rock. Die Knöpfe hatte er auch ſchon geſchloſſen, als ich eintrat, um mir den Wiſcher zu holen. Neben dem Schreibtiſch ſtehend und mir nicht entgegenkommend, ſtützte er die Knöchel der Linken hart auf die Platte und winkte mich mit der Rechten heran. Mit ärgerlichem Griff der Finger ſtraffte er den Rock vor der Bruſt und begann in heftiger, verdrießlicher Rede, die aber zögernd über die Lippen ging. Im Sprechen wirbelte er die linke Spitze des weißen Schnurrbartes nach oben oder machte die bekannte Geſte ſeines Unmuts, indem er den Zeigefinger von der Hüfte kurz nach der Seite ſchlug. Zorn und Ärger war in den ſonſt gütigen blauen Augen, aber er hatte ſich in der Gewalt, wahrte die Form und wählte zur Rüge Worte, die nicht kränkten. Darum wühlte ſein Tadel wie heißes Eiſen in der Bruſt. Seine Vorwürfe ſchmerzten doppelt, weil ſie die Erinnerung an ſeine Huld nicht auslöſchten. Als ich ſchließlich von ihm ging, hatte ich keinen trockenen Faden auf dem Leibe, war zerknirſcht bis in die Fußgelenke und hatte doch ein Gefühl, das ich nur in den Worten der Bibel beſchreiben kann: es ſollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber ſeine Gnade

wird nicht von mir weichen. Und das wollte er, denn als er mich mit ungnädiger Gebärde fortſchickte, ſagte er: ‚Merken Sie ſich das, Oberſtlieutenant von Brieg, damit ich Sie mit Nutzen auch ferner und in höherer Stellung verwenden kann.‘ Und als ich ihm das nächſte Mal gegenübertreten durfte, tat er, als ſei alles vergeſſen. Aber nun iſt es genug.“

Er zog die Uhr und hob die Stimme: „Wir müſſen aufbrechen.“

Den Stuhl unter den Tiſch ſchiebend, reckte er ſich, ſtrich mit den Fingern über die Stirn, als wiſche er die wehmütige Erinnerung an ſeinen alten König fort, und ſchlug lachend dem kleinen Leopold auf die Schulter.

„Grüß den Papa und bitte ihn, das nächſte Mal mitzukommen.“

„Iſt ſo gut, als ob er dag'weſen wär, Herr Onkel Exzellenz, denn er zahlt die Reiſe. Das erlaß ich ihm nit.“

Sieſke brachte die Rechnung. Die Herren nahmen Mützen und Säbel von der Wand. Als letzter ſchnallte der Generalleutnant die Waffe um. Major Hans öffnete die Tür. An der Seite des Generals trat der Striegauer ſtraff und elaſtiſch hindurch. Hinter ihm ſah Sieſke durch das Fenſter die jüngeren Herren über den Marktplatz ſchlendern. Zwiſchen den Lippen Zigarren, deren Dampf um jeden Kopf ein graues Wölkchen wehte, gingen ſie klirrend Schulter eng an Schulter — ein hochgewachſenes, ſchmalhüftiges, derbes und kraftvolles Geſchlecht. Gegeſſen und getrunken hatten alle für zwei, und über die Trinkgelder war nicht zu klagen. Aber dem ungebildeten Stadtſergeanten gaben ſie die Hand und für den Menſchen, der ſich wie ſie auf Eſſen und Trinken verſtand, hatten ſie als Gruß nur einen Griff mit dem Zeigefinger an die Mütze. Alſo die Weltordnung verſtanden ſie nicht, die Herren und Ritter von Brieg. Das war ja täglich im

‚Berliner Tageblatt‘ zu leſen, und ſtimmen würde wohl auch, daß die Ritter und Heiligen gegen Kaiſer und Reich verſchworen ſeien. Als der Alte aus Striegau rief: ‚Kellner, gehen Sie raus!‘, hatten ſie gewiß wieder ein Komplott geſchmiedet — die Herren und Ritter von Brieg!

* * *

War das ein Wetter und ein Frühjahr! Erſt der fünfundzwanzigſte April, und auf der Veranda des Grand-Hotels in Metz wurde dem Major von Brieg beim Morgenkaffee der gar nicht ſchwere graue Reiſeanzug zu warm. Wie der Dieb bei Nacht mußte der Lenz in den Südweſtwinkel des Reichs geſchlüpft ſein. In Paris hatten vor fünf Tagen die Bäume nur kleine Knoſpen getragen. In Berlin ſtanden ſie geſtern noch kahl. Hier hingen breite, faſt ausgewachſene ſaftgrüne Blätter um die beiden hohen Kaſtanienſtämme, die aus dem Pflaſter des Vorhofes wuchſen, und weiße Blütenkerzen reckten ſich aus dem jungen Laub ihrer Kronen. Blendend grell fiel vom wolkenloſen blauen Himmel der Sonnenſchein auf die weißblinkenden abgetretenen Quaderſteine und, jenſeits des Eiſengitters, auf den ſilbergrauen Aſphalt der winkelig-engen Straße. Die Menſchen hoben dort die Köpfe und ſchritten weit und leicht, als müßten ſie in des Jahres erſter Wärme die Glieder dehnen. Sogar der Poſten vom Königs-Infanterie-Regiment ſpürte wohl Freude am Frühling. Die Augen am Himmelsblau oder Blättergrün, ſchritt er um das ſchwarz-weiß-rote Schilderhaus, das neben dem Gittertor im Hotelhof ſtand, weil ſtets wenigſtens ein General in dem grauen alten Haus wohnte. Einſt Sammelort der Offiziere des kaiſerlichen Frankreich, bot es heute denen des kaiſerlichen Deutſchland Tiſch und Bett. Sieben unbekannte Kameraden frühſtückten in der Veranda. Ein kleiner

Fähnrich von den Ulanen in St. Avold wartete im Hof — wahrſcheinlich auf einen Verwandten aus dem Reich. Vor dem Tor hielt ein Dienſtautomobil, um einen Befehlshaber zur Beſichtigung zu tragen. Ordonnanzen kamen oder warteten jenſeits der Glaswand im Korridor. Unter Pickelhauben ging wie einſt unter Käppis der Geiſt des großen Waffenlagers Metz durch die alte Karawanſerei.

Wieder präſentierte der Poſten. Von der Straße trat durch die beiden Bäume der Bruder Fritz in den Hof. Unter den Schößen des Überrocks trug er hohe Stiefel und am Riemen über den Hüften Fernglas und Kartentaſche. Wie immer war er für den Dienſt gerüſtet und gönnte ſich auch dem Bruder zuliebe keinen freien Tag.

Haſtige, lange Schritte führten die Zwillinge auf der unterſten Stufe zur Veranda zuſammen. Nach derbem Händedruck nahm der lachende Major des Oberſtleutnants Arm und zog ihn zum Frühſtückstiſch.

„Ein Wetter zum Durchgehen habt ihr, Fritz. Mir iſt, als müßten wir die Metze auf den Kopf ſtellen. Haſt du für Mittag Erdbeeren beſorgt und das Nötige kalt geſtellt?“

Der Oberſtleutnant wiegte den Kopf. Er fühlte ſich wieder des Älteren Vater.

„Wie kommſt du nach Berlin und Metz? Dein geſtriges Telegramm war mir ein Rätſel.“

„Kellner, für den Herrn Oberſtleutnant eine Taſſe und für mich eine Zigarre, recht lang, gut, ſaftig und von möglichſt weit her. Fritz, wenn immer Frühjahr wäre, könnte ich mich an Importen ruinieren. So köſtlich reine Luft“ — er atmete tief und lebensfroh — „mag ich nicht mit einer ‚Hieſigen‘ verſtänkern. Was mich in deine Arme führt? Ein Befehl zum Vortrag in Berlin. Auf der Durchreiſe wollte ich dir die Hand ſchütteln und fragen, wie dir die Verſetzung bekommt.“

„Gut, wie dir deine nach Paris. Du ſcheinſt friſcher

und gesunder als je. Gewaschen und rasiert bist du, als wärst du seit gestern abend hier."

„Bin ich, kleiner junger Bruder."

„Hättest mich gleich aufsuchen sollen. Wir haben heute vormittag den neuen Kommandierenden zu einem mehrtägigen taktischen Übungsritt zu begleiten. Alles ist aufgeboten, um ihn über das Aufmarschgelände und die Vorbereitungen zum Grenzschutz zu orientieren. Leider kann ich also nur ein Stündchen mit dir plaudern. Übrigens verspricht die Übung viel auch für mich!"

Hans sah aus des Bruders Gesicht schon wieder das flüchtige Bedauern weichen. Fritz dachte und lebte nur für den Dienst. „Du sollst dich hier wohl wie die Laus im Pelz fühlen!"

Nickend goß der Oberstleutnant Kaffee in die Tasse.

„Das Bewußtsein, dem Ort der Begegnung nahe zu sein, befriedigt mehr als das Leben in Berlin. Mit wenig Phantasie kann man sich ausmalen, wie alles einmal kommen wird. Wir hören täglich von ihnen und erfahren, was sie vorhaben. Das Signal ihrer Hörner klingt in unseren Dienst. Da weiß der Mensch, wofür er arbeitet, namentlich ich, in dessen Hände manche Nachricht fällt. Du kannst dir nicht ausmalen, wie sie uns umschnüffeln, ja mit Hilfe der Lothringer Katastrophen auf unserem eigenen Boden vorbereiten. Neulich haben sie nichts Geringeres als eine Probemobilmachung abgehalten, nämlich in gleicher Minute durch ihre Agenten alle unsere Telegraphendrähte vor der Nordfront durchschneiden lassen."

„Ist doch empörend!"

„Wenn du meinst, daß wir es uns gefallen lassen, pflichte ich bei. Den Herrschaften drüben kann ich nichts vorwerfen. Für den Soldaten ist es doch nicht zu bezweifeln, daß wir mit ihnen in dauerndem Kriege ‚fast in Feindesland' leben. Über die Grenze sind von Land zu Land Geschütze auf be-

ſtimmte Werke oder Örtlichkeiten gerichtet, und wenn zur Stunde noch das Geſetz des Waffenſtillſtandes gilt, darf der neue Kampf doch mit Liſt und Verſchlagenheit als erlaubten Hilfsmitteln des Krieges vorbereitet werden. Nur überſchätzen ſie die Vorteile, die ſie von ihren Rüſtungen auf unſerem Boden erhoffen. Wir kennen den Bauern wie den Notablen, der mit ihnen liebäugelt oder ihnen hilft, obwohl wir ſelten einen des Verbrechens überführen können, und es wäre ratſam, den Französlingen deutlicher, als es geſchieht, zu erklären, welches Los ihrer wartet. In der Stunde, die uns Soldaten zu Herren über Leben und Tod im Reichsland macht, wollen und werden wir keine Chancen nehmen. Wir haben dann keine Zeit, zu fragen oder Verhöre anzuſtellen. Der Verdächtige hängt ohne Gnade und Erbarmen am nächſten Laternenpfahl, damit er nicht erſt zum Verräter werden und unſere Mobilmachung ſtören kann. Das ſollten die Kleinen wie die Großen, namentlich die Großen des Landes, wiſſen, damit ſie nicht hoffen, vor uns Soldaten gleiche Nachſicht wie vor den Beamten zu finden."

„Ganz ohne Sorge lebt ihr alſo nicht?"

„Nein, Hans! Wir könnten auf ihre Vorbereitungen zu allerhand unangenehmen Überraſchungen mit mehr Wachſamkeit antworten. Fort Häſeler, das ſie unmittelbar nach oder vor der Kriegserklärung durch Handſtreich nehmen wollen, liegt hart an der Grenze, aber wir ſchicken Bedienungsmannſchaft für die Geſchütze nur in Tagen ernſterer Spannung hinein. Der Poſten zwiſchen den beiden Gittern kann zwar nicht geſtohlen, aber leicht abgeknallt werden, ehe er das Alarmzeichen gegeben hat. Und ich ſtehe mit meiner Anſicht nicht allein. Hier im Hotel ſaßen neulich Generale bei Tiſch. Der Kommandeur der Kavalleriebrigade ſchlug dem Gouverneur eine Wette vor: ‚Exzellenz, ich reite mit meiner Brigade von der Grenze in eins Ihrer Forts, ohne Feuer zu empfangen!' Die Beſatzung der Werke

muß natürlich mit Überfallsübungen rechnen und auch Friedensangriffe zurückweiſen. Trotzdem kam der Kavalleriſt unbehelligt auf die Brücke zum Fort und gewann die Wette!"

„Mit einer von unſeren Brigaden, Fritzchen."

„Du ſprichſt als Optimiſt, Hans. Wer den Gegner ſchlagen will, muß ihn höchſter Leiſtungen fähig glauben."

„Das lehrt unſere Schule, aber ich mag ihr nicht beiſtimmen. Blücher gewann, weil ſeine Seelengröße den noch unbezwungenen Bonaparte als einen Stümper verachten konnte."

„Ich muß dir mit Blücher rechtgeben, aber das Geſchichtchen von den Generalen ſollte nur beweiſen, daß wir Grenzer mit unſerem Denken mehr dem Krieg und dem Beruf als die Offiziere in der Mitte des Reiches leben."

„Allerdings, bei Eweſt oder Borchardt wäre die Wette nicht proponiert worden."

„Richtig. Das Bewußtſein, dem Gegner nahe und ewig von ihm beſchnüffelt zu leben, regt die Dienſtfreude an. Ich glaube, es geht doch noch einmal los, wenn ich täglich von ihren Agenten oder Agentinnen höre."

„Frauenzimmer ſchicken ſie auch?"

„Sogar recht hübſche verſuchen mit unſeren Herren anzubandeln."

„Warum erzählſt du das mit Entrüſtung, Bruderherz? Iſt doch nett, daß ſie uns auch was fürs Herz geben wollen."

„Weiber ſind oft am gefährlichſten. Du weißt, daß die japaniſche Spionage ihren größten Erfolg einem Frauenzimmer dankte."

„Habe nie davon gehört. Du machſt mich neugierig."

„Sie ſchickten im Winter neunzehnhundertunddrei und -vier eine große Kokotte mit viel Geld und der Ausſicht, ein Vermögen zu gewinnen, nach Port Arthur. Natürlich war es ihre Aufgabe, ſich den Ruſſen zu befreunden, und zur Zeit des Überfalles, in der Nacht zum

neunten Februar, ſaßen denn auch um ihren Tiſch etwa zwölf Marineoffiziere, nämlich die Chefs der Stäbe und der Torpedoflottillen, alſo gerade die Männer, die auf ihrem Poſten ſchwer zu erſetzen waren. Ihrer Abweſenheit namentlich hatten die Japaner die Größe des Erfolges zu danken."

Der Major warf lachend den Kopf über die Stuhllehne zurück.

„Iſt das Tatſache?"

„So ſehr, daß ich mich wundere, dich ohne Kenntnis davon zu finden. Aber nun erzähle von Paris."

Der Major griff nach einer friſchen Zigarre.

„Es geht wider Erwarten gut. Übrigens fand ich Herrn von Calane, den wir als Berliner Militärattachés kannten, als Oberſtleutnant und Chef ihres Nachrichtendienſtes. Merkwürdig, daß gerade der alte Bekannte mich durch ſeine Agenten auf Schritt und Tritt zu überwachen hat. Trotzdem iſt er der einzige Offizier, dem ich über dienſtlichen und offiziellen Verkehr hinaus gelegentlich begegne. Vermutlich will er ſich für die gaſtlich-kameradſchaftliche Aufnahme in Berlin dankbar zeigen. Sonſt ſchneiden ſie mich, und ſogar ihre Ziviliſten wollen mit unſeren Diplomaten nur den unvermeidlichſten Umgang haben. Um Aufnahme in Klubs, die um den Beſuch aller anderen Diplomaten geradezu werben, brauchen wir Deutſche gar nicht erſt zu bitten. Wir würden nur ſchwarze Kugeln zu zählen haben. Als einzige Ausnahme ſitzt der Botſchafter nach alter Tradition im Präſidium des Union-Klubs, der noch immer das Heim des alten Adels iſt."

„Langweilſt du dich darum?"

„Nein, an die Kälte der wirklich pariſeriſchen Atmoſphäre habe ich mich ſchnell gewöhnt oder bin ihr durch Verkehr in der internationalen Geſellſchaft der Fremdenkolonien aus dem Wege gegangen. Auch gibt es genug

zu tun. Fliegerei und Schlosserei studiere ich namentlich, um berichten zu können. Vergnügen macht es nicht, aber man will seinen Mann stehen."

Der Bruder nickte anerkennend. Nicht jedermann konnte für Dienst und Arbeit begeistert sein. Auch der Mensch, der wider Laune und Neigung nur den Satzungen soldatischer Pflicht gehorchte, konnte wirken und leisten.

„Gewinnst du den Eindruck, daß sie uns einmal kommen werden?"

Hans hob zweifelnd die Schultern. „Sie sprechen etwas viel vom Krieg. Sie haben Leute, die vom Leder ziehen möchten, aber auch die wollen der Russen und Engländer ganz sicher sein. Allein wagen sie es nicht, und ich fürchte, die Tatsache, daß sie durch vierzig Jahre täglich von Revanche sprachen, ohne wirklich den Mut zum Schlagen zu finden, hat ihre Entschlußkraft gelähmt."

Der Oberstleutnant furchte die Stirn: „Zu denken, daß wir vielleicht abschrammen oder den Rock ausziehen müssen, ohne den Krieg gesehen zu haben. . . . Doch das Gejammer nützt nichts. Der Striegauer läßt grüßen und denkt dich zu besuchen. Kurz vor der Versetzung traf ich ihn in Berlin. Er meinte, er wolle Berta Paris zeigen."

Hans nahm hastig die Zigarre vom Munde. Also der alte Herr hatte seinen Plan nicht aufgegeben. Flüchtige Zweifel ließen ihn auf den Bruder blicken. Konnte der Striegauer Fritz eingeweiht oder zu Rate gezogen haben? Doch warum des Alten Wunsch nicht erfüllen. Berta und Striegau waren es wert.

Aber zuhören konnte er nicht mehr, als Fritz auf den neuen Kommandierenden zu sprechen kam. Neben der zierlichen kleinen Cousine glaubte er die hochgewachsene schlanke Blondine mit dem müden, melancholischen Lächeln zu sehen. Es war, wie der Striegauer gesagt hatte. Das Bild einer Frau, die des Mannes ganze Leidenschaft geweckt hatte,

blieb unvergeßlich. Die Blonde war die Norm, das Modell, an dem er die Schönheit anderer Frauen maß. Darum ſchien Berta nicht die Rechte für ihn. Er mußte der Fremden wieder begegnen, und ein drittes Mal ſollte ſie nicht als Unbekannte von ihm gehen. Wenn ſie auf einem Thron ſäße, würde er den Weg zu ihr finden.

Fritz ließ den Uhrdeckel ſchnappen.

„Zeit zum Aufbrechen. Die Ordonnanz bringt die Pferde nach dem Friedrich-Karl-Tor. Begleiteſt du mich?“

„Gern, und tut mir leid, daß ich nicht mehr von dir haben darf. Nach Paris reiſe ich erſt morgen, aber bei dem Wetter wird der Tag nicht lang werden.“

Ins Freie und Grüne zu fahren, dachte er beim Gang durch die enge Prieſterſtraße. —

„Warum rennſt du, Hans?“

Lachend zügelte der Major ſeine Schritte. „Manchmal ſcheint es, als wäre unter meinem Hut eine Schraube los. Vor uns ſah ich eben am Ende der Straße über den Köpfen der Menge einen Damenhut, der natürlich nur auf einer ſehr hohen Geſtalt ſitzen kann, und ſeit dem Herbſt komme ich unwillkürlich ins Laufen, wenn ich von weitem eine ungewöhnlich große Frau ſehe. Einmal muß doch ſie es ſein!“

Der Bruder hörte wohl nicht. Er dankte für das Honneur des Poſtens vor der Sachſenkaſerne, und aus der Römerallee traten ſie in den freien Platz.

„Die Pferde ſind noch nicht da. Sieh dir das Tor an, Hans. Es ſteht als letzter Reſt der inneren Umwallung.“

Ein ſchlichter Mauerbogen aus roten Ziegelſteinen trug oben noch ein Stückchen vom grünen Wall, aus deſſen Erde gerade in der Mitte ein Bäumchen in die Luft wuchs. Goldene Lettern am Gemäuer ſprachen von Großtaten der Franzoſen, aber auch von dem Tag, an dem ihre Adler hier in den Staub zu den Füßen des preußiſchen Prinz-feldmarſchalls fielen. Efeu umrankte das alte Tor. Immer

grün, immer deutſch blieb nun das Siegesdenkmal zweier Völker.

„Komm," ſagte der Oberſtleutnant kurz, ſchritt lang aus, blieb ſtehen und hob den Kopf frei aus den Schultern. „Hier ſtand der Prinz! Kannſt du von einer herrlicheren Parade denken und dir ausmalen, mit welchen Gefühlen er auf Bazaine wartete?"

Antwort ſchien Fritz gar nicht zu heiſchen. Breitbeinig ſtand er, die Hände auf dem Rücken, den Kopf mit geſchorenem, lichtblondem Schnurrbart weit vorgereckt. Die blauen Augen glänzten aus ihren Höhlen. Genugtuung im Blick, drehte er langſam den Hals, als folge er mit den Augen wirklich dem Marſch der verlauſten Kolonnen, die doch nur die Einbildungskraft des unermüdlichen Leſers der Kriegsgeſchichte ſah. Mit einer Geſte ſtolzer Befriedigung wendete er ſich endlich um, und auf ſeiner Miene lag hell wie des jungen Jahres Sonnenſchein der Glanz einer großen Vergangenheit, die er als wahrer Soldat nie heraufbeſchwor, um mit Epigonendünkel ſein Blatt vom Lorbeer hoher Väter zu heiſchen, ſondern um in den Lehren des Geſtern die Richtſchnur des Handelns in Kämpfen von Morgen zu ſuchen.

„Aha, meine Pferde kommen!" Stracks ſchritt er zu den Tieren, ſetzte den Fuß in den Bügel und bot erſt aus dem Sattel die Hand. „Viel Glück und gute Geſchäfte, Hans. Schade, daß du es ſchlecht getroffen haſt. Ich hätte dir gern die Schlachtfelder gezeigt."

Der Major griff lachend nach des Bruders Fingern. „Du biſt und bleibſt Fanatiker. Das feſtzuſtellen, war mir Freude genug. Behandle dich gut, kleiner, junger Bruder, und ſchreibe nach Paris. Nimm getroſt eine Poſtkarte, denn meine Briefe öffnen ſie doch."

Feſt drückten ſie ſich die Hände. „Auf Wiederſehen!"

Die Ellbogen eng an die Hüften geklemmt und in langen

Bügeln im Sattel wippend, trabte der Oberſtleutnant vor der Ordonnanz quer über den Platz. Hans blickte hinterdrein. Lange noch warf das Pflaſter der Hohenloheſtraße ein Echo des Klapperns von Pferdehufen zurück.

„Guter Kerl, der alte Fritz!“ Am Generalkommando ſchlenderte der Major vorüber und in das Grün der Eſplanade hinein. Er atmete tief und und ſchob den Hut in den Nacken, um an der Stirn das Fächeln der lauen Lenzluft zu ſpüren. Zur Rechten fiel der von der Sonne geblendete Blick in die unter ihrem Schatten faſt ſchwarze Allee von vier Reihen hoher alter Kaſtanien mit roten Blütenkerzen. Vorn ritt aus weitem Dickicht von Blumen und Blättern, aus einem bunten Rieſenſtrauß von Fliederſträuchen, Goldregenbäumchen und Jasminbüſchen der große Kaiſer in Erz gegen Weſten auf die Feſten Friedrich Karl, Voigts-Rhetz, Konſtantin von Alvensleben. Drüben, hinter den drei fernen grünen Höhen der Forts mußten Plappeville, Gravelotte, St. Privat liegen. Wo konnte des Deutſchen Frühling ſchöner grünen, ſüßer duften? Es war, als müſſe die eroberte Erde für das getrunkene Blut einmal jährlich mit allen Wundern ihres Schoßes danken. Vom Sockel des Kaiſerdenkmals fiel eine breite Steintreppe ins Tal der Moſel, die mit zwei Armen Blumenbeete umhalſte. Auf den Inſeln und Ufern blühte die Kirſche, der Pfirſich, der Apfel, die Pflaume, und von dem weiten, weißen, roſig angehauchten Blumenſchleier über grünen Wieſen ſtieg ein Duften, würzig, kernig und doch auch ſüß, erſchlaffend. So ward die alte Vettel Zeit im Lenz zur Kupplerin und weckte mit warmem, duftigem Streicheln im Menſchen Sinnenluſt. Geziep verliebter Vögel bot den Ohren Schmaus. Zur Naſe trug das weiche Fächeln mit Blütenſtaub den Hauch des Werdens und Befruchtens. Vom Sprießen und vom Keimen junger Triebe zog das Menſchendenken zum Schoß der Art, zur

Frau! Ja, wenn ſie hier an ſeiner Seite ſchritte, die Hohe, Schlanke, Blonde, Schöne, die er weiße Lilie nannte!

Ihm war, als müſſe er vor den Wundern des Frühlings flüchten. Schneller ſchritt er gegen den Saum der Eſplanade und die Mauerecke der Kriegsſchule aus. Am Haus vorbei ſah er in den Mund der Wachſtraße. Vom Bürgerſteig ſchlenderte läſſig eine hohe Frauengeſtalt in den Park und ihm entgegen. Wieder glaubte törichtes Hoffen, die Blondine zu ſehen. War ſie es? Sie war es wirklich! Nein, unmöglich! Der Frühling wollte ihn mit einem Trugbild necken. Und doch erkannte er ſie deutlich, als ſie langſam näher kam, die Hände in den Taſchen eines weiten, weichen, braunen Reiſemantels. In Gedanken ſenkte ſie den Kopf unter braunem, kleinem Lederhut zum Kies neben ihrem ſchmalen, ſchlanken Fuß, aber hob ihn dann müde zu den Zweigen eines Rotdornbuſches. Wie herrlich, königlich ſchien die Geſtalt, als ſie den Arm reckte und mit den Fingern eine Blüte herabbog, um ihren Duft zu atmen. Sie war es wirklich! Das Hämmern ſeines Pulſes, das Stocken ſeines Atems ſchrie es, und kein Zweifel konnte bleiben, als ſie aus nächſter Nähe die dunklen, blauen Augen auf ihn richtete. Wieder ſtieg die zarte, feine Röte zum bleichen Geſicht, das ſo müde, traurig und faſt herb ſchien.

Zehn Schritte trennten ihn noch von ihr. ‚Jetzt oder nie,‘ rief das Pochen ſeines Herzens. Aber Angſt, ja Furcht, ſie anzuſprechen, ſpürte er. Es mußte ſein! Jetzt oder nie galt es zu wagen.

Er ſenkte den Hut und verſuchte Miene wie Haltung den Ausdruck tiefſter Ehrerbietung als Entſchuldigung für eine Dreiſtigkeit zu geben. Stehen bleibend ſuchte er in haſtig wirrem Denken nach Worten und verwarf ſie ungeſprochen als lächerlich.

Sie ſah ihn neben ſich und wollte vorüberſchreiten. Den

Gang beeilend, beugte ſie den Kopf zur Erde. Aber ein Zwang ſchien ihre Augen gegen ſein Geſicht zu heben und den Schritt zum Trödeln zu verlangſamen. Sogar die Schultern mußte ſie ihm wider Willen zudrehen und einfach ſtehenbleiben, als ſie ihn zögernd ſagen hörte: „Wir ſind Bekannte, meine Gnädige!“

Recht hatte er vielleicht, und doch ſchien es unſchicklich, ihn ſprechen zu laſſen. Aber er ſtand ſo ritterlich, faſt demütig höflich und ſah wieder ſo ſeltſam jung und männlich aus. Über dem weißen Kragen ſchien das braune Geſicht mit blanken, blauen Augen noch friſcher, geſunder als über dem roten. Sie ſenkte den Blick, der über die Linien ſeiner ſtraffen und doch biegſamen Geſtalt zum Kies des Weges glitt.

„Begegnet ſind wir uns!“

Nur Verlegenheit hatte ihr die Lippen geöffnet, und der Klang der eigenen Stimme ließ ſie erſchrecken. Wie konnte ſie zu einem Fremden ſprechen.

„Zweimal, meine Gnädige, und beim zweiten habe ich mir geſchworen, Sie nach einer neuen Begegnung nicht wieder gehen zu laſſen, ohne die Ehre Ihrer Bekanntſchaft gehabt zu haben.“

Das klang ſo ernſt und ſo feſt, als ob es ſich um ungeheuer Wichtiges handele. Sie mußte wider Willen lachen. „Ich benutze die Gelegenheit, Verſäumtes nachzuholen und Ihnen zu danken, daß Sie ſich meiner Tante annahmen. Darum dürfen Sie nicht glauben, daß ich Bekanntſchaften auf der Straße mache.“

So rot verlegen und unentſchloſſen ſtand ſie wieder, daß ſeine Zaghaftigkeit einem Gefühl des Triumphierens wich. Er war ſtärker, ſicherer als ſie, mußte ihr ſeinen Willen aufzwingen und ſie feſthalten können. Dreiſt zu ſein, galt es.

„Nichts lag mir ferner, meine Gnädige. Ich erwähnte, daß wir uns kennen. Nur wußte ich nicht, daß Sie in Metz

leben. Freilich hätte ich es ahnen ſollen. So ſchön wie hier im Frühjahr iſt es wohl nirgends in deutſchen Landen."

Mit dem Hut, den er noch in der Hand hielt, wies er auf den bunten Rieſenſtrauß hinter dem Denkmal.

„Sie paſſen in den farbenfrohen Rahmen, denn die ernſte Schönheit der weißen Lilie iſt am köſtlichſten, wenn wir ſie neben bunten Blumen ſehen. Die rote Roſe gehört zur weißen Lilie, oder wenn es keine Roſe ſein kann, auch die Rotdornblüte."

Dicht neben ihrem Kopf reckte er den Arm nach einem Zweig und brach eine der roten Blüten ab.

„Geſtatten Sie, meine Gnädige."

Sie trat zurück, denn gelaſſen, als müſſe es ſo ſein, ſchickte er ſich an, die Blume in das Knopfloch ihres Mantels zu ſtecken. Merkwürdig, daß ſie ihm nicht recht zürnen konnte. War ſein Handeln keck, ſo blieb die Miene auch in dem heiteren Lachen mehr als ehrerbietig, und der andächtig bewundernde Blick der von klarem, blankem Weiß umrahmten blauen Augen ſchmeichelte, ohne zu verletzen. Aber doch hatte ſie ihm ſchon zu lange zugehört, mußte ihn abweiſen. „Ihr Tun iſt ſo unangebracht wie Ihre Vermutung, daß ich in Metz wohne. Ich reiſe nur durch, und auch darum bietet ſich keine Möglichkeit, daß wir bekannt werden."

Klang das nicht, als bedauere ſie es ein wenig, obwohl ſie ſich zum Gehen anſchickte. Gewiß war ſie eine von den unſicheren, ſchwankenden Frauen, die nie ohne Stütze oder Berater leben und allein gelaſſen leicht fremdem Willen ſich beugen. Er würde tun, als ſei es ganz natürlich, daß er bei ihr bleibe.

Den Hut aufſetzend, fiel er neben ihr in Tritt, als habe ihr Anſchreiten dazu aufgefordert.

Sie zögerte. „Das meinte ich wirklich nicht."

„Meine Gnädige, ſehe ich aus, als ob eine Dame, die

in Metz fremd auf der Durchreise ist, mich erst bitten müßte, ihr den Weg zu zeigen?"

Nein, so sah er nicht aus. Aber ein Schalk steckte in ihm.

„Sie haben mich wieder falsch verstanden. Ich bin auf der Durchreise, aber nicht fremd in Metz. Den Aufenthalt benutze ich zu einem Spaziergang und gehe jetzt nach dem Bahnhof, um zu essen und um zwei Uhr nach Basel weiterzufahren. Also verbindlichsten Dank für Ihr Anerbieten."

Nach Basel fuhr sie! Das waren nur vier Stunden, und von dort gingen Züge genug nach Paris. Er stieß den Stock in den Kies und blieb wie in freudiger Überraschung stehen.

„Ich habe doch gewußt, daß das Schicksal uns noch zusammenführen würde. Ich wollte auch um zwei Uhr nach Basel reisen."

„Bitte, sprechen Sie nicht vom Schicksal. Ich bin aus guten Gründen entsetzlich abergläubisch."

War es wirklich eine Fügung, die sie mit dem nach zwei flüchtigen Begegnungen nicht vergessenen Mann zusammenwarf? Auch damals vor der kurzen Ehe führte die Hand des Schicksals, das gütig schien und doch so teuflisch grausam war, ihr immer wieder den Mann zu, vor dem die Ihren sie verbergen wollten. Auf der Flucht vor ihm in die Schweiz und nach Kairo hatte er plötzlich im gleichen Zug, auf dem gleichen Schiff gesessen, und in ihrer Torheit hatte sie über des tückischen Zufalls Spiel gejubelt, weil des Elenden Anblick in ihr ein Empfinden weckte, verwandt jenem, mit dem sie auf den Mann hier vor sich sah. Das war die Gefahr, die sie für immer meiden wollte und meiden konnte, wenn nicht wieder eine höhere Gewalt in ihr Leben griff.

Brieg stand erstaunt. Mit überraschender Heftigkeit hatte sie gesprochen und in ihrer Erregung scheinbar vergessen, daß sie ihn nicht kennen wollte.

Forschend, ohne Scheu blickten die tiefblauen Augen in

die seinen. Ihm war, als müsse er die Lippen zusammenpressen, um die Gedanken nicht zu verraten. Wie schien sie hoch, schön, stolz, begehrenswert!

„Sagen Sie mir offen und wahr, ob Sie die Absicht hatten, um zwei Uhr nach Basel zu fahren?"

Sie fragte wie eine Richterin und senkte doch den Kopf in Angst und Scheu, wie bereit, sich unter ein Schicksal zu ducken oder vor ihm zu flüchten. Er spürte Mitleid und zögerte nur einen Augenblick. „Nein, meine Gnädige. Ich sagte und plante es eben im Wunsch, das Zusammensein mit Ihnen zu verlängern."

Sie atmete frei und tief. Lächelnd bot sie ihm die schmale, lange Hand. „Sie sind ein Ehrenmann, Herr..."

Aus einem anderen Mund wäre es Beleidigung gewesen, aber über ihre Finger konnte er sich beugen, als habe sie ihn belohnt.

„Von Brieg, meine Gnädige!"

„Sie machte ihre Finger frei. „Ich bin Frau von Rachnowska."

Das klang, als sei es nicht wenig und für ihn genug. Rachnowska? Rachnowska? Wo hatte er den Namen gehört?

Doch sie schickte sich zum Gehen an. „Leben Sie wohl, Herr von Brieg."

Das sagte eine ihm nun bekannte Dame. Er durfte nicht länger zudringlich sein und zog den Hut. Aber — hatte sie ihm untersagt, nach Basel zu fahren?

* * *

Den Hut in der Hand, ging Major von Brieg mit eilig langen Schritten zum Bahnhof. Im Omnibus, der sein Gepäck trug, hätte er es nicht ausgehalten. Die Schläfen brannten, und der Puls hämmerte. Gewonnen! Er kannte

ſie, hatte ſeinen Willen durchgeſetzt und ihren Namen gehört, ihre kühlen, ſchlanken Finger in den ſeinen gefühlt. Doch das war nicht genug. Den Tag, der ihm hold wie nie einer im Leben war, mußte er nutzen und ſie küſſen — heute noch! Er ſchloß die Augen. Dann war ſie ſein. Würde ſie ſich ihm ſchenken? Warum fragen und zaudern, ſtatt Sturm zu laufen. Mochte ſie Dame ſein. Weib war ſie doch, von Fleiſch und Blut wie die Frauen alle, die am liebſten, ſchnellſten, am freudigſten und wonnigſten ſich dem Ungeſtüm gaben. Die Luſt des Eroberers ſpürte er im heißen Blut, mußte ſich recken und noch freier ſchreiten. Wie war die Welt doch ſchön und bot gar viele Freuden dem Mann, der zuzupacken wußte!

Armer kleiner bayeriſcher Kamerad, der dort vor trommelnden Spielleuten eine Kompagnie zur Kaſerne führte. Abgeſpannt und müde ſah er aus, weil wohl keine weiße Lilie ſeiner wartete. Arme, arme Leute, alle Männer und Frauen, die ihm begegneten. Träge ſchlichen ſie unter des Mittags noch ungewohnter Wärme. Wahrſcheinlich liebten, warben und gewannen ſie nicht. Zu bemitleiden waren ſie und nur er unter den Tauſenden glücklich zu preiſen.

In der Halle über dem Bahnſteig ſah er den Zug einfahren. „Träger, dort hinten, wo die Dame mit braunem Lederhut einſteigt, muß der Baſeler Wagen ſtehen. Kommen Sie mit der Handtaſche nach!“

Haſtig ſchritt er voran, den Zug entlang und durch den Korridor des Baſeler Wagens. Hinter dem Fenſter der zweiten Tür fand er ſie. Den Mantel hatte ſie ſchon abgelegt. In einem Jackenkleid von ſommerlich dünnem Tuch mit feinen, ſchwarzweißen Längsſtreifen ſaß ſie, aber — ihr gegenüber eine andere Frau. Da ſchwand die frohe Laune. Allein mit ihr die Stunden der Fahrt zu verbringen, hatte er gedacht.

„Gehorſamer Diener, gnädige Frau!“

Er ſah ſie erſchrecken. Gleich war ihr Geſicht wieder natürlich, gelaſſen, und nach einem Blick auf die Fremde fand ſie es nötig, zu antworten: „Guten Tag, Herr von Brieg. Wie man ſich doch trifft!“

„Zu meiner großen Freude, gnädige Frau.“

Dabei muſterte er die Fremde in ſehr einfachem, ſchwarzem Kleid. So würde ſich eine Dienerin der Frau von Rachnowska, aber auch manche alleinreiſende Dame kleiden. Regungslos ſaß ſie in der ſtarren Haltung unerwünſchter Dritter, die ohne Schuld eine Unterhaltung erſchweren.

Im Gang bot ein Kellner Erdbeeren und Kirſchen auf kleinen Pappſchalen aus. Frau von Rachnowska nahm zwei. „An den erſten Früchten des Jahres vorüberzugehen, wird immer ſchwer.“

Da kaufte auch er. Der Kellner konnte auf den Taler nicht herausgeben. „Laſſen Sie nur.“ Was lag heute an Geld. Der Zug fuhr an.

„Mariechen, ſuchen Sie Ihren Platz.“

„Oui, Madame.“

Die Frau in Schwarz griff nach einem Handkoffer und trat in den Gang hinaus.

Brieg atmete auf. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau.“

Eine Kirſche im Mund und den Stengel abreißend, blickte ſie erſtaunt. Warum lachte er über das ganze braune Geſicht, das die blinkenden weißen Zähne erhellten? Den Rücken an das Fenſter gelehnt, ſtand er im lichtgrauen Anzug, der ihn noch breiter, ſtattlicher als die dunkle Uniform ſcheinen ließ. Aber das Anziehendſte an ihm war wohl die merkwürdige Friſche. Seltſam rein, unverdorben und vollſaftig mußte das Blut unter der durchſichtigen Haut des Weißblonden rinnen. Das ließ ihn in männlicher Reife ſo jung ſcheinen.

„Wofür, Herr von Brieg?“

„Daß Sie Ihre Dienerin hinausſchickten.“

„Mein Gott, ſie fährt zweiter Klaſſe.“

Was dachte er?

Der Zug rollte aus der Halle. Sonnenſtrahlen glitten durch die Scheiben. Er zog die braunen Gardinen erſt vor das Fenſter, dann vor die Tür. So ſchied er ſich und die weiße Lilie von aller Welt. Sie waren allein.

„Sie ſollten es ſich bequem machen, gnädige Frau. In der Jacke wird es zu warm, denn leider iſt noch geheizt.“

Das hatte ſie eben gedacht. Sie ſtand auf und fühlte ihn nach dem Kragen und dem rechten Ärmelſaum ihrer Jacke greifen. Hinter ihr ſtehend, zog er ſie ab.

Endlich! Das war das Bild, nach dem er ſich geſehnt hatte. In leichter Stickereibluſe über tiefem Buſen und im knappen, kurzen Rock, deſſen feine Längsſtreifen die hochhüftige, langbeinige Figur noch größer ſcheinen ließen, ſah er ſie, wie er ſie geträumt hatte. Faſt zierlich war die Geſtalt um den engen Gurt, aber wie ein Meiſterwerk des Architekten bot ſie weite Flächen, auf denen das Auge von Linien ungeſtört raſten konnte. Hinaufblicken mußte er zu dem Blondhaar über dem breiten und doch wunderbar ſchlanken, langen Rücken, deſſen feine Schulterrundungen unter dem dünnen Batiſt ſpielten. Es war ſchwer, nicht die Gewalt über die eigenen Hände zu verlieren.

„Wunderſchön, herrlich ſind Sie!“

Entrüſtet wendete ſie ſich. Ihre Wangen flammten. „Herr von Brieg, Sie haben kein Recht . . .“

„Nein, gnädige Frau, aber Sie würden mir vergeben, wenn Sie eben in mich hineingeblickt hätten. Worte, die ſich auf die Zunge drängten, konnte ich nicht zurückhalten. Wir beide kennen weder einander noch unſere Plätze in der Geſellſchaft. Wir ſind für vier Stunden beiſammen, aber werden uns dann nach Ihrem Willen nie wiederſehen. Darum dürfen wir Menſchen ſein, brauchen

uns nicht in den Schranken gesellschaftlicher Bräuche zu halten oder um die Formen der Konvention zu kümmern. Sie sind wunderschön! Nicht wahr, Sie wissen es? Und es lebt keine Frau auf Gottes grüner Erde, die sich nicht gern schön nennen hört, wenn es erlaubt ist. Wer bin ich, daß ich es nicht sagen sollte? Nehmen Sie an, ein Bauer im Feld ruft: ‚Oh, wie schön!‘, wenn Sie vorübergehen. Würden Sie ihm zürnen?“

Sie senkte die Lider. Das feine Tuch über ihrer Brust bebte. „Ich hatte Sie gebeten, mich nicht zu begleiten!“

Und doch spürte sie Freude, daß er gekommen war. Der Klang seiner Stimme, die herrisch überlegen, aber auch zärtlich war, weckte mit streichelndem Kosen Gefühle, die sie begraben wähnte. Nicht einmal zürnen konnte sie ihm oder sich, weil die alte Leidenschaft, die sie unter die Füße getreten zu haben glaubte, noch immer ungebändigt in ihr lebte. Eine große Schlaffheit kam über sie. Sie saß nieder und sah ihn mit dem Lachen, das fast das eines Knaben war und doch zu seiner straffen Männlichkeit paßte, im Polster gegenüber Platz nehmen. Die Schale voll Erdbeeren reichte er ihr und sprach weiter wie zu einem Kind: „Es ist nämlich das Köstliche an unvermittelten Begegnungen, daß sie freiere Sprache und tieferes Verstehen als die förmliche Vorstellung auf dem Boden unserer Gesellschaft gestatten. Dort haben wir unseren Platz, den der andere zu achten hat. Wir dürfen ihn nicht zu tief in unser Inneres blicken lassen, weil wir ihm wieder begegnen könnten. Vor dem Bekannten einer Stunde mögen wir unser Fühlen und Denken entschleiern, weil wir ihn nicht wiedersehen. Darum werden so häufig Freundschaften auf Reisen geschlossen.“

Ganz unrecht hatte er nicht. Sie wußte zwar, daß er deutscher Offizier war, aber morgen fuhr er vermutlich wieder nach Berlin, und sie heute nach Lausanne, um in

zwei Wochen mit der Tante nach Paris heimzukehren. Es ſchien ausgeſchloſſen, daß ſie je einander wiederſahen, und warum ſollte eine Frau, deren Lebensglück das Schickſal mit grauſamer Hand zertrümmert hatte, nicht eine kurze, frohe Stunde haben. Es machte ihr doch wirklich Freude, ſich von ihm verehrt, bewundert, umſchmeichelt zu fühlen, obwohl es unſchicklich war und eine Ahnung von — Gefahren brachte.

Zweifelnd die Augen zu ihm aufſchlagend, lehnte ſie den Kopf an die Polſterwand zurück. Er ſah, daß die Hutkrempe ſie ſtörte und war auf den Füßen. „Darf ich die Hutnadeln herausziehen, gnädige Frau?"

Sie wehrte ab, aber lächelnd, und reichte ihm den Hut. „Haben Sie die Güte, ihn in das Netz zu legen."

Er wog den Hut in der Hand. Es war ein eigenartiges Gefühl, an der inneren Krempe die Wärme ihres Kopfes zu ſpüren.

„Leicht wie eine Feder iſt das Dingchen, gnädige Frau, aber bei der Fülle Ihres wunderſchönen, ſchweren Haares iſt das wohl nötig."

Er ſchien im Schmeicheln wenigſtens ehrlich. Ihr Haar war wirklich ſchön und fiel aufgelöſt zu den Knien herab. Sie glättete es mit den Fingerſpitzen.

Er ſah, wie die ſtarken, aſchblonden Strähnen eng beieinander aus der weißen Stirnhaut wuchſen. Flach über den Kopf gelegt, fielen ſie als dicke, ſchwere Traube in den Nacken.

„Sie ſind eine der glücklichen Frauen, die der Haare zu viel haben, um den Kopf mit der Laſt einer modiſchen hohen Friſur beſchweren zu können."

Lachend mußte ſie ihm rechtgeben.

„Sehen Sie, gnädige Frau, das dürfte ich einer eben im Salon vorgeſtellten Dame nicht ſagen. Verletzt es Sie aus dem Munde des Fremden?"

Sie dachte nach. „Nein, ich empfinde nur, daß Sie eine Tatsache konstatiert haben.“

Und doch hatte sie ein unangenehmes Gefühl. Er mußte Frauen kennen und mit ihnen intim plaudern.

„Nun ziehen Sie noch die Handschuhe aus, gnädige Frau, damit Sie die Fingerspitzen nicht mit Erdbeersaft beschmutzen.“

Ohne Zweifel ein guter Rat. Sie streifte das lange, weiße Leder von den Unterarmen und aß, während sie seinen Blick spürte.

Herrlich war es, allein mit der schönen, fremden Frau in dem engen, von der Welt durch die Gardinen geschiedenen und doch von der warmen Sonne durchglühten Raum zu sitzen. Das Bewußtsein, durch Ruß und Staub über rollenden Rädern zu fahren, ließ das zarte, blendende Weiß ihrer Bluse noch frischer erscheinen. Mit den weitausgreifenden und doch graziösen Bewegungen der langen Arme hob sie die Beeren zu den rosigen Lippen. Bis zum Ellbogen entblößt sah er die glänzend glatte, weiße Haut einer Blondine. Fast hager schienen auf den ersten Blick die Arme in ihrer Länge und doch voll, breit, namentlich unter dem Mittelgelenk bei näherer Betrachtung oder im Gedanken an die Glieder anderer Frauen. Dem schönen Geschöpf hier im engen Zimmerchen nahe zu sein, während es ohne Hut mit entblößten Armen Erdbeeren naschte, war wie der Vorgeschmack eines künftigen Glücks, aber fast auch eine Qual. Das Alleinsein mit ihr ließ die Finger nach einer Berührung zittern.

Sie legte die leere Schale aus der Hand. „Kommen Sie oft nach Metz, Herr von Brieg?“

„Ich habe es gestern zum zweitenmal für kurze Zeit besucht. Und Sie, gnädige Frau?“

„Meine Tante hat in der Nähe ein Gut, das ihr

Mann vor Jahren einem nach Frankreich auswandernden Lothringer abkaufte.“

Nun würde er Näheres über ſie hören. Gewiß war es unſchicklich, Fremde nach ihren perſönlichen Verhältniſſen zu fragen, aber doch unvermeidlich, weil er ſie wiederfinden mußte.

„Alſo leben Sie mit Ihrer Frau Tante bei Metz.“

„Nein, im Ausland.“

„Ah ſo, Sie deuteten ſchon an, in der Schweiz, gnädige Frau.“

„Laſſen wir es damit bewenden, Herr von Brieg.“

Er verbeugte ſich. Der Kellner des Speiſewagens trat ein. „Wünſchen die Herrſchaften hinter Straßburg das Diner zu nehmen?“

Frau von Rachnowska nickte. Auf dem Metzer Bahnhof hatte ſie wenig genoſſen.

„Geben Sie mir, bitte, einen Platz.“

Der Mann riß den roten Zettel ab. „Für den Herrn Gemahl doch auch.“

Brieg griff nach dem Papier. Der Kellner ging.

„Verzeihung, wenn der Mann Sie, wie ich in Ihrem Geſicht ſehe, verſtimmt hat. Mir iſt niemals ein ſchöneres Kompliment geſagt worden.“

Verlegen ſah ſie an ihm vorbei zum Fenſter. Die Schulter gegen die Türwand lehnend, ſchlug ſie die Füße übereinander. Gegen die Mitte des Abteils mußte ſie die langen, ranken Glieder unter dem knappen Tuch ihres Rockes recken. Eine königliche Figur. Warum vermied ſie, von ſich zu ſprechen? Und warum hatte ſie vorher wiederholt, daß die kurze Bekanntſchaft in Baſel enden müſſe? Vielleicht war ſie verheiratet. Ausländerinnen trugen dann oft keinen Ring, aber ſein Inſtinkt nannte ſie Witwe.

Er ſprach vom Reiſen. Nach ihren Antworten ſchien ſie viel unterwegs. Nur der Tante, keines Mannes tat ſie Erwähnung. Ernſt und Schwermut wichen aus ihrer Miene. Frei ſah ſie ihm ins Geſicht, während ſie über beiden bekannte Orte ſcherzten. Endlich konnte ſie lachen und ſich in launiger Selbſtbeſpottung ergehen mit der Behauptung, ſie fände in Hotels faſt niemals ein Bett, das für ſie lang genug ſei.

So heiter hatte ſie ſich lange nicht gefühlt. Von dem Herrn von Brieg ging eine anſteckende Friſche und Freude am Leben aus. Warum ſollte ſie ſich ihr nicht für eine kurze Stunde hingeben? Es war wie ein Naſchen vom Glück am Wege, denn es machte glücklich, das Schmeicheln ſeiner Worte und das Streicheln ſeiner Stimme zu hören. Nur war mit einem ſeltſamen Gefühl etwas wie eine Warnung über ſie gekommen, als er ſie vorher beim Abſtreifen der Jacke berührte. Gut, daß er ſo ritterlich und ehrerbietig ſchien. Sonſt ſäße ſie vor der Gefahr, die ſie meiden wollte. Vom Handgelenk aus hatte ſie durch den ganzen Körper den leichten Druck ſeiner Finger geſpürt, obwohl ſie nur leiſe und von ungefähr ihre Haut ſtreiften. Das fiel ihr wohl ein, weil gerade vor ihr ſeine Hand, breit und weiß, weich und doch muskelhart auf dem Oberſchenkel lag. Ein ſchmales, ſchlankes Gelenk und der derbe Anſatz zur Rundung des Arms war unter der weißen Manſchette mit feinen blauen Streifen ſichtbar.

Er ſah ein Flimmern in ihren leicht erſtarrten, dunklen Augen.

„Woran dachten Sie eben, gnädige Frau?“

Sie ſchrak auf und fühlte Röte zu ihrer Stirn ſteigen.

So würde ſie unter ſeinen Küſſen erröten. Wann? Wann? Wann? Es ging über Menſchenkräfte, ihr ſtill gegenüberzuſitzen.

„Sie dachten, daß wir uns leidlich unterhalten haben,

gnädige Frau, und daß es überflüſſig ſei, die Bekanntſchaft wieder abzubrechen."

„Wenn Sie recht hätten, dürfte es meinen Entſchluß nicht ändern."

Sie blickte wieder ernſt, und ihr rätſelhafter Vorſatz ſchien ein unumſtößlicher zu ſein. Sie mußte anderen Sinnes werden.

„Wollen Sie mir nicht ſagen, warum Sie ſo hart bleiben?"

„Damit würde ich Sie zu tief in mein Leben blicken laſſen."

Er lachte. „Alſo ahnen Sie, daß wir uns wieder begegnen. Dank, gnädige Frau. Schweigen Sie, dann darf ich hoffen."

„Nein, das ſollen Sie nicht." Und faſt trotzig fuhr ſie fort: „Denn wie könnten Sie anders ſein."

„Anders als wer?"

„Als alle Menſchen."

Aha! Eine Betrogene. Wie blind und töricht der Mann, der ihre Neigung verſcherzen konnte, aber ein Glück, daß er es getan hatte. Sie war frei!

„Ich beginne zu verſtehen und bin zufrieden, weil Sie nicht mich, ſondern den Mann überhaupt aus ihrer Nähe verbannen wollen."

Natürlich dachte auch er, daß im Denken und Leben einer Frau ſtets der Mann von höchſter Wichtigkeit ſein müſſe. Sie lächelte.

„Nicht den Mann, ſondern die Menſchen meide ich, Herr von Brieg."

„Dann iſt die Indiskretion geringer, wenn ich frage, wie gerade Sie zu dem Entſchluß gekommen ſein können?"

Sie ſpürte den alten zornigen Trotz und vergaß ſich. „Weil alle Menſchen, denen ich Freundſchaft oder Neigung ſchenkte, mir mit Undank, Verrat und Betrug lohnten."

Eine Verbitterung ohnegleichen ſchrie aus ihr. Wohl ſechs- bis ſiebenundzwanzig Jahre alt, ſchien ſie plötzlich jung und unerfahren wie ein Kind, mit den Tränen der Entrüſtung in ihren tiefblauen Augen. Sie tat ihm leid, und ſich ein Glück zu gewinnen, hieß hier vielleicht eine Seele der Verbitterung entreißen. Wahrſcheinlich lebte ſie unter einem Druck. Gewiß war die Tante, die eine ſtrenge Herrin ſchien, auch hart gegen ſie.

„Sie haben keine Eltern, gnädige Frau?"

Sie ſchüttelte den Kopf, aber ohne Bedauern, und ihre Augen flammten.

„Ich war ihr Abgott und hing an ihnen, wie wohl nie ein Kind, bis ein kleiner Bruder kam. Am Tage ſeiner Taufe hörte ich durch die Tür meinen Vater der Mutter ſagen: ‚Das Mädchen bleibt jetzt dein Kind, und ich nehme mich mehr des Jungen an.' ‚Oho,' antwortete die Mutter, ‚der Junge muß mein und das Mädchen dein Liebling ſein!' Mit ſcherzenden Worten, durch die doch ernſtlicher Vorſatz klang, boten ſie mich und meine Liebe aus. Ich war erſt neun Jahre alt, aber konnte mit wehem Herzen den Undank für meine verſchmähte Liebe ſpüren. Der Knabe wuchs als verhätſcheltes Schoßkind der Eltern auf. Täglich wurde ich über ihn vergeſſen und hatte den Schmerz der Zurückgeſetzten zu koſten. Ich grollte den Eltern, kargte mit meiner Liebe für ſie, aber ſchenkte ſie dem Bruder, der auch mir gut ſchien. Wir ſpielten zuſammen und waren unzertrennlich. Die Neigung zu ihm half mir den kindlichen Gram verſchmerzen. Endlich war er alt genug, mit Knaben zu ſpielen. Da ſchlug er mir eines Tages ins Geſicht. ‚Laß uns allein und ſuche dir eine Schürze als Gefährtin.' Das war die Stunde, die meine Kindheit endete."

Sie ſchwieg. Die feuchten Augen ſtarrten ins Leere. Schlaff lagen an geſtreckten langen Armen die Hände neben ihr auf dem Polſter. Die Schultern grub ſie in die Lehne.

Es war, als winde ſie ſich noch immer in Qualen. Wie mußte ſie lieben können mit heißer Leidenſchaft und Eiferſucht. Mit der Haſt des Menſchen, der ſich Kummer vom Herzen reden muß, ſprach ſie weiter:

„Ich warf mich Schulfreundinnen an den Hals. Wir tauſchten den uralten Mädchenſchwur, uns treu zu bleiben und niemals an einen Mann zu denken. Gewiß war das lächerlich, aber mir bitterer, heiliger Ernſt, und — alle meine Freundinnen verlobten ſich jung. Wieder ſchienen Verrat und Undank mir für ſchrankenloſe Hingabe zu lohnen. Dann kam das Schlimmſte.“

Sie krampfte die Finger der Rechten zur Fauſt und ſchien ihn vergeſſen zu haben.

„Ich gab mich und manches andere einem Mann, der nach Anſicht meiner Verwandten unter mir ſtand. Der Lohn war nicht nur Undank und Verrat, ſondern öffentlicher Skandal mit der Gewißheit, daß er ſchon, als er den Ring auf meinen Finger ſtreifte, nur an eine andere dachte. Und da habe ich mir geſchworen, nie wieder einem menſchlichen Weſen Freundſchaft oder Neigung zu ſchenken.“

Sie ſchüttelte ſich in Zorn, aber auch Ekel, und ſchwieg. Er fand kein Wort vor dem Ausbruch ihrer Leidenſchaft und ſah nur, wie ſchön ſie war. Eine Geſchiedene alſo! Warum tat ihm das weh? Die Briexe waren altfränkiſche Leute und alten Sitten treu. Doch die Frau hier mußte rein ſein, obwohl ſie ſich von einem Toren und Elenden getrennt hatte.

„Es iſt angerichtet,“ meldete der Kellner.

Frau von Rachnowska ſtand auf. Ihr Geſicht war bleich und der Schatten unter den Augen dunkel. Die Zähne nagten an der Oberlippe.

„Ich ſchäme mich. Sie hatten recht, als Sie ſagten, daß wir im Verkehr mit Fremden leicht unſer Denken entſchleiern. Ich hätte mich nicht vergeſſen ſollen.“

„Gnädige Frau . . .“

„Nein, ſagen Sie nichts.“ Vor dem Spiegel griff ſie glättend an das Haar. „Entſchuldigen Sie mich, Herr von Brieg. Ich gehe, mir die Hände zu waſchen!“

Gefaßt, ernſt, die alte ſchwermütige Gleichgültigkeit im Geſicht, kam ſie zurück und ließ ſich ohne Anflug von Verlegenheit unter die Fremden im Speiſewagen führen. Jetzt wußte er, warum ſie kühl und unbekümmert von ihrem Sitz ihm gegenüber auf die Menſchen ſah. Mochten Bekannte unter ihnen ſein und denken oder reden, was ſie wollten. Es ging ſie nichts an. Sie glaubte mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben und war doch zu jung, zu ſchön, um nicht ein neues zu beginnen, ein Dornröschen, das er wecken mußte wie der Prinz mit ſeinem Kuß!

Leiſe nahm er während des Eſſens das unterbrochene Geſpräch auf.

„Alſo weil das Schickſal Ihnen nicht hold war, glauben Sie ſich ſeiner Mißgunſt dauernd unterwerfen zu müſſen, ſtatt tapfer gegen das Unglück anzukämpfen?“

„Sie mögen recht haben und dürfen mich feige nennen. Ich gehe neuen Schickſalsſchlägen aus dem Wege. Wie Sie mich hier ſehen, dürfen Sie mich frei von Neigung für irgendein menſchliches Weſen glauben. Sogar die Tante, deren Leben ich teile, weiß, daß ich ſie nicht liebe und nicht lieben will, damit ſie mich nicht enttäuſchen und verwunden kann. Schwer war es wohl zunächſt, jede Regung des Herzens zu erſticken, aber ſeit es gelang, fühle ich mich frei und zufrieden.“

„Auch von Herzen froh, gnädige Frau?“

Sie hob den Kopf vom Teller.

„Sie hörten mich drüben lachen, und ich danke Ihnen mehr als eine heitere Stunde, denn während ich freier als ſonſt ſprach, begriff ich, daß es möglich iſt, in flüchtigem Vorbeigehen an Menſchen ein wenig Lebensbehagen zu

naſchen. Sie ſagten richtig, der Verkehr mit Unbekannten verpflichte zu nichts, bringe keine Gefahr und geſtatte doch, ſich durch Ausſprache zu entlaſten."

So frei und herzlich ſah ſie ihm in die Augen, daß es gar nicht ſchwer ſchien, wieder Freude an dauerndem Glück in ihr zu wecken. Möglich aber war es nur dem Mann, der ſie in die Arme zog, ehe ſie ſich ihres Vorſatzes erinnern und ihm wehren konnte. Um ſie den ernſten Gedanken zu entreißen, ſcherzte er. Nach der Mahlzeit noch ſaßen ſie über Roſinen und Mandeln. Wie lange war es her, daß er Studentenfutter genaſcht hatte! Und wie jung machte die Liebe zur Frau. Ihrem Schoß entſprang alle Größe, und ihr Lachen lieh Lebenskraft.

Er erſchrak nach einem Blick auf die Uhr.

„Gnädige Frau, wir fahren nur noch eine Viertelſtunde bis Baſel!"

Vor dem Abteil wartete ihre Dienerin und bat um die Schlüſſel für die Zollreviſion. Er trat in den Raum. Frau von Rachnowska öffnete neben der ungeſchloſſenen Tür die Handtaſche und ſprach mit der Franzöſin. Er mußte verſtehen, daß von einem großen Schrankkoffer die Rede war.

„Non, Madame, je ne l'ai pas fait enregistrer à Lausanne. Comme Madame n'y reste que deux semaines, je l'ai envoyé par petite vitesse à Paris."

Alſo in Paris wohnte ſie! Wie war das Glück ihm hold. Nun brauchte er nicht mehr zu fragen und forſchen. Er würde ſie wiederzufinden wiſſen. Mußte er bekennen, daß er das Geſpräch gehört hatte?

Mit lächelndem Kopfnicken trat ſie ein.

„Die Zeit drängt, gnädige Frau. Wir haben nur noch fünf Minuten."

Die frohe Laune, in der ſie ihn eben gegrüßt hatte, ſchwand aus dem Geſicht.

„Nicht wahr, es iſt ſchade, und Sie erlauben mir, Sie wiederzuſehen, gnädige Frau?“

Er trat dicht vor ſie und blickte bittend zu ihren Augen auf.

Warum mußte ſie zurückweichen vor ſeiner plötzlich entſchloſſenen Miene, und warum ſpürte ſie faſt ihren Willen ſchwinden? Kaum konnte ſie den Kopf ſchütteln. Aber gerade ihm mußte ſie aus dem Wege gehen. Er war ſo ſehr Mann und mit den bittenden Augen im lachenden Geſicht doch auch guter, lieber Junge.

„Und wenn der Zufall uns zuſammenführte?“

Sah er ein Hoffen in ihren Augen aufleuchten, als ſie ſtumm nach der Jacke am Haken griff? Er kam ihr zuvor und hielt die Jacke zum Hineinſchlüpfen hin. Wieder bot ſie ihm den Rücken mit den feinen langen Linien und weiten Flächen. Dicht vor den Augen hing die ſchwere Traube des aſchblonden Haares.

Dann ſtand ſie in der Jacke und fühlte ſeine Hände glättend über Schultern und Oberarme gleiten. Das war nicht nötig. Sie wollte für ſeine Hilfe danken, aber mußte unter der Berührung die Augen ſchließen und ſpürte wieder Körper und Willen erſchlaffen.

Feſter griffen ſeine Hände um die Schultern und zogen ſie ſacht herum. Den linken Arm warf er um ihren Nacken und beugte den Kopf gegen den ſeinen. Sie wollte ſich wehren und konnte es nicht. In den Adern kochte heiß wie in den Tagen ihrer Schmach die alte Leidenſchaft, die alſo noch immer ſtärker als der Wille war. Auf den geſchloſſenen Augen und dann auf den plötzlich trockenen Lippen ſpürte ſie ſeines Mundes feſten und doch ſanften Druck. Müder und ſchlaffer ſank der Kopf gegen den ſeinen, und das ſchlimmſte war, daß ſie die Küſſe erwidern mußte.

Ja, ſie konnte küſſen, die herrliche Frau! Er riß ſich

von ihr los, hielt im Arm ſie von ſich und blickte ihr mit Augen, die kaum klar ſehen konnten, in das zuckende, flammende Geſicht. Die Luſt des Siegers weitete das Herz. Er hatte gewonnen und würde ſie auch wiederfinden.

Sie machte ſich frei, drehte ihm unmutig den Rücken und ſteckte in ſtummer Haſt den Hut auf das Haar, als wolle ſie flüchten.

Er trat vor die Tür.

„Zürnen Sie mir nicht, gnädige Frau. Wir haben vom Glück am Wege genaſcht!“

Die Arme ſchlaff, den Kopf geſenkt, aber die Stirn gerunzelt und die Lippen gepreßt, ſtand ſie vor ihm, als weigere ſie Antwort und Rede.

Der Zug hielt. Die Dienerin trat vor die Tür.

Da reichte ſie ihm die Hand. Feſt drückten ihre Finger die ſeinen.

„Leben Sie wohl!“

Aus den tiefblauen Augen traf ihn ein Blick, der warm, hell, dankend leuchtete und doch auch mit dem Druck der Finger ihm zu bleiben, ihr nicht zu folgen befahl.

Als er verſtand, war ſie gegangen. Nur ſeine Augen durften durch das Fenſter die hohe Geſtalt über den Bahnſteig geleiten. Vor dem Portal zur Zollhalle blickte ſie zurück. Ohne Suchen fielen ihre Augen auf das Fenſter, an dem er ſtand. Dann ſchritt ſie in die Tür.

„Steigt der Herr net aus?“

Ja ſo! Zum drittenmal fragte der Träger. Aber wohin mit den Sachen? Jetzt nach Paris fahren und ohne ſie im Eiſenbahnwagen ſitzen, wäre Qual.

„Hier iſt der Gepäckſchein. Bringen Sie das Gepäck nach dem Hotel Univers.“ Es ſollte dicht beim Bahnhof liegen und war das Haus, in dem Amtsbrüder vom franzöſiſchen Generalſtab abſtiegen, um für teures Geld eigens für ſie

ausgearbeitete falſche Mobilmachungspläne von angeblichen Spionen zu kaufen.

* * *

Es klingelte. Der Pförtner trat aus der Loge und öffnete eine kleine Tür in der grünen Bretterwand, die den Hinterhof des deutſchen Botſchaftpalais von der Rue de Lille ſchied. Major von Brieg, der Militärattaché, ſchritt hindurch, lüftete den flachen Strohhut mit ſchwarzem Band und wollte über den Hof in das Haus gehen.

„Einen Augenblick, Herr Major!“

Der Mann in dunkelblauer Livree mit Silberknöpfen lief in die Loge zurück und brachte eine Viſitenkarte.

Brieg ſchob den Stock unter den Arm und las. Nach Gewohnheit übertrug das Hirn die franzöſiſchen Worte in deutſche.

Fleury
Vertreter des Weinhauſes Paul Veber und Sohn
Bordeaux.

„Der Herr kam vor wenigen Minuten — etwa halb elf Uhr war es — und wird ſich erlauben, um zwölf Uhr Herrn Major nochmals aufzuwarten.“

Naiv, daß der Mann ſich anſagte. Fleury hieß er gar nicht, ſondern Rampierre. Von Beruf war er nicht Weinreiſender, ſondern Oberſtleutnant außer Dienſt im Sold des Sicherheitsdienſtes, der Sûreté, die für Generalſtab und Kriegsminiſterium wie mit beiden Behörden zuſammen auch Spionagearbeit tat. Unter der Maske eines Weinreiſenden beſuchte er die Herren der Botſchaft, um ſich in den Räumen umzuſchauen. Für ſeine Auftraggeber leiſtete er wohl ſchon genug, wenn er die Verlegung einer Geſchäftsſtube melden konnte. Ihr kindlicher Spürſinn wollte

über das Unweſentlichſte und Gleichgültigſte in dem bei Tag und Nacht durch ihre Phantaſie ſpukenden Haus des Geheimnisvollen unterrichtet ſein. Seit von Berlin Agenten der Gegenſpionage berichtet hatten, wer Fleury ſei, beſtellte man gelegentlich von ſeinem Wein. Neben Sinn für Humor trieb dazu der Wunſch, Art und Treiben ihrer Spione zu beobachten. Außerdem lieferte Fleury, vermutlich, um die Kundſchaft nicht zu verlieren, einen Tropfen, der ſonſt kaum um den doppelten Preis zu haben war. Sie arbeiteten noch immer gern für den König von Preußen und ſeine Vertreter.

Mit Zweifeln, ob er den Mann heute empfangen ſolle, blickte Brieg zur Hinterwand des großen weißen Hauſes auf. In der Mitte ſah er die niedrige Freitreppe zu den Räumen des Botſchafters, an einer Tür links davon das Schild mit der Aufſchrift ‚Sekretariat‘ und am dritten Eingang zur Rechten das Wort ‚Kanzlei‘.

„Schicken Sie mir Herrn Fleury, aber“ — er ſah dem Mann ſcharf in die Augen — „nicht ohne Begleitung.“

Augenſcheinlich kam Rampierre mit beſonderen Abſichten. Gottlob war der Pförtner jetzt Deutſcher. Der Sohn des Vorgängers, eines Franzoſen, hatte ſich als Söldling der franzöſiſchen Spionage verraten. Auf Schritt und Tritt, bei Dienſt wie Vergnügen waren die Herren der Botſchaft umſchnüffelt, durften niemand trauen, mußten ewig auf der Hut ſein.

Durch die Tür zur Kanzlei ging er über die enge Wendeltreppe in den kurzen Korridor, der geradlinig gegen ein Fenſter lief. Offene Schränke mit einer kleinen ſoldatiſchen und ſeemänniſchen Fachbibliothek ſtanden an den Wänden. Hinter der Tür zur Rechten ſaß der Kollege von der anderen Fakultät, der Marineattaché. Die Tür gegenüber führte in das eigene Zimmer. Alles war vor ſuchenden Augen und diebiſchen Fingern zu verſtecken. Jedes Stück-

chen beſchriebenen Papiers wurde nach dem Gebrauch verbrannt. Nur zu Nutzen der Scheuerfrau ließ man wohl einen Brief vom heimiſchen Schneider oder Schuſter in den Papierkorb fallen. Zehn oder zwanzig Frank verdiente ſie dann beim Verkauf an den Sicherheitsdienſt.

Drinnen legte er Hut und Stock aus der Hand. Auf dem von links durch das Fenſterlicht erhellten Schreibtiſch in der Mitte des Zimmers fand er keinen Brief, aber einen kleinen Berg von Druckſchriften, der ſpäter auf der Suche nach Neuem und Wiſſenswertem zu durchſchürfen war. Dann beugte er ſich über den Stahlſchrank, drehte an der Scheibe des Schloſſes, öffnete die dickwandige Tür und griff nach einem blauen Umſchlagbogen im oberſten Fach. Mit den Papieren darin ſaß er am Schreibtiſch nieder. Die langweilige Arbeit des Abſchreibens begann. Der bulgariſche Militärattaché hatte das Schriftſtück geſtern bei einem Beſuch gebracht. In dem ſchlichten, ſchweigſamen, aber klugen kleinen Balkanoffizier vermutete niemand den pfiffigen Nachrichtenjäger. Von ſeiner Regierung mit dem Ankauf von Aeroplanen beauftragt, hatte er faſt alle Flugzeugfabriken Frankreichs beſucht und mit ſeinen ſcharfen Augen wahre Goldminen bloßgelegt. Wertvoll ſchien namentlich ſeine Beſchreibung des neuen Doppeldeckers, der ein Kanönchen tragen konnte. Mit Skizzen und Erklärungen anderer Flugmaſchinen hatte er ſie gebracht, um im üblichen Austauſch ſich an Beobachtungen des deutſchen Kameraden zu bereichern und längere Berichte in die Heimat ſchicken zu können.

Brieg hörte ein Klopfen an der Tür, ſchlug den Aktendeckel über den Papieren zu und rief dann erſt: „Herein!"

„Ah, der Herr Hofmarſchall!"

Mit einem Winken der flachen Hand begrüßte er Oberleutnant Bercken von den Deutzer Huſaren, der als geſellſchaftlicher Adjutant des Botſchafters den Scherznamen

Hofmarſchall tragen mußte. Die Liſten über Beſuche und Einladungen hatte er zu führen und den Chef an das Abwerfen oder Abſchicken von Karten zu erinnern. Es war ein Dienſt, der wirklich eines Mannes ganzes Denken heiſchte, denn Achtloſigkeit oder Ungeſchick konnten kränken, ja beleidigen.

Über die grüne Platte wies Brieg auf den Seſſel vor dem Schreibtiſch.

„Nehmen Sie Platz! Und was bringen Sie, Bercken?"

Soldatiſch, auch im Zivilkleid, blieb der junge Herr noch mit geſchloſſenen Abſätzen ſtehen und meldete:

„Eine Liſte der heute bei Exzellenz zum Diner Geladenen, Herr Major!"

„Ja ſo, heute iſt der fünfzehnte Mai. Und bei der Hitze müſſen wir in den Frack fahren." Er blies die Luft durch geblähte Lippen, griff in die Vorſtöße des ſommerlich leichten blauen Jacketts und tat, als müſſe er ſich mit ihnen Kühlung fächeln.

„Die Leute treiben die Engländerei noch weiter als wir, Bercken. Ohne Londoner ‚Seaſon', die erſt mit dem warmen Wetter beginnt, geht es nicht mehr. Geben Sie her und ſetzen Sie ſich endlich."

Er nahm den Bogen, las laut die Namen zweier Miniſter und den des Generals Rémeau.

„Auf den freue ich mich. Ihren Generaliſſimus kennen zu lernen, iſt intereſſant."

„Es wird an kleinen Tiſchen gegeſſen, und Herr Major ſitzen an dem der Gräfin, dem General gegenüber."

Befriedigt nickend las Brieg über die Namen einiger Senatoren hinweg. . . . „Oberſt Bertrand? Der auch? — Ah . . . ich weiß, kommt als Rémeaus Adjutant unter Zwang. Ich dachte ſchon, wir erfreuten uns freiwilligen Zulaufs aus der geehrten Kollegenſchaft." Er las weiter.

„Oberſtleutnant von Calane. Der gute Calane iſt unſer

Paradepferd und der einzige Soldat, der uns nicht par ordre de Mufti beſucht. Geht indeſſen auch ohne die anderen. Aber wer noch? . . . Fürſtin Rachnowska und . . . Frau von Rachnowska."

„Die Herr Major zu Tiſch führen," ergänzte Bercken.

Brieg war ſchon aufgeſtanden und an das Fenſter getreten. In den lichten blauen Himmel lachte er hinein. Auch hier war der Frühling ſchön und köſtlich, wie damals in Metz, denn — wie der alte Menſchenkenner Mark Twain den aus dem Eden vertriebenen Adam am Grab ſeiner Eva ſagen ließ: ‚Wo immer ſie war, da war das Paradies.'

Natürlich hatte Brieg nach ihr gefragt und geforſcht, auch erfahren, daß ſie mit der Tante viel in der Botſchaft verkehre und ihm darum bald begegnen müſſe. Endlich war ſie aus der Schweiz zurück. Heute abend durfte er ſie wiederſehen und . . . neben ihr ſitzen. Nur einen halben Tag hatte er zu warten. Er wußte nun, wer ſie war, wie ſie lebte, aber konnte nie genug von ihr hören, nicht genug von ihr ſprechen.

Der junge Offizier ſah ihn mit plötzlicher Wendung wieder an den Schreibtiſch treten. Die Liſte ſchob er zur Seite.

„Bercken, Sie ſind der geborene Hofmarſchall. Mit ein paar Worten haben Sie mich orientiert und mir eine Freude gebracht . . . mit dem General Rémeau natürlich."

Der Oberleutnant verbeugte ſich im Aufſtehen geſchmeichelt. Generalſtab und Militärkabinett verſtanden, den rechten Mann als Attachés zu wählen, denn der Major von Brieg mußte ein gewiegter Menſchenkenner ſein. Er wollte gehen, aber der Ältere hielt ihn feſt.

„Da ich hier fremd bin, könnten Sie mir etwas über meine Tiſchdame ſagen."

Des jungen Offiziers Geſicht erhellte ſich. Während er

mit der Haſt und Wärme eines Anbeters die blonde Schönheit der hochgewachſenen Frau von Rachnowska ſchilderte, drohte ſich die Zunge zu überſchlagen. Die Lippen genügten nicht, ſeiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Die Hände ſprachen durch Geſten mit.

„Wenn ſie in den Ballſaal tritt, iſt mir, als ob der ‚Hohenfriedberger‘ anklinge. Etwas Feierliches, Königliches zieht mit der hohen Figur in den Raum.“

Er unterbrach ſich und hob mit einer Miene des Entſagens die Schultern.

„Ich habe mit ihr getanzt, neben ihr geſeſſen und bei der groben Tante Tee getrunken, aber . . . ſie blieb kalt wie die Hundeſchnauze der Redensart. Nicht zu haben“ — er hob den Zeigefinger — „für niemand, Herr Major.“

Da ſpürte Bercken Verlegenheit. Er hatte ſich ereifert und verraten. Aber Brieg ſtand lächelnd, mit den Händen auf dem Rücken. In heller Freude quetſchte er die Finger der Linken, bis ſie ſchmerzten. So ſollte es ſein. Kalt wie Eis mußte ſie anderen gelten. Armer, kleiner Bercken! Arme, arme Schlucker alle, die als Motten zum Licht der weißen Lilie geflogen waren und ſie eiſig wie Schnee gefunden hatten. Nur unter ſeinen Küſſen konnte der kühle Mund erglühen und das Eis des ſtolzen Herzens ſchmelzen, wie — damals auf der Fahrt von Metz nach Baſel. Ob er ſie heute wieder in die Arme ſchloß?

Er reckte die Arme, denn ihm war, als müſſe er die Bruſt für das Ahnen großer Freuden weiten.

„Warum nennen Sie die Tante grob, Bercken?“

„Sie kann reden und fluchen wie ein Kutſcher, Herr Major.“

Brieg lachte im Erinnern an die Begegnung auf dem Bahnhof Friedrichſtraße.

„Das iſt eine Eigenheit mancher großer Damen der älteren Generation, Bercken. Haben Sie von der ‚Roſe

von Dechlip' in Pommern oder von einer ſchleſiſchen Gräfin Ratuſchka gehört?"

„Nein, Herr Major, aber ich ſollte hinzufügen, daß die Fürſtin mit der Gewalt über ihre Zunge nie die Würde einer Dame und die Herrſchaft über andere Menſchen verliert. Es iſt erſtaunlich, wie alle ſich ihr beugen. Freilich gilt ihr Haus als erſtes von Paris. Die Franzoſen wollen ſie nämlich nur als Polin betrachten und vergeſſen, daß der verſtorbene Fürſt trotz des polniſchen Namens doch ein vorbildlich guter Deutſcher und Rat an der hieſigen Botſchaft war. Nach ſeinem Tode gab ihr der ungeheure geſellſchaftliche Ehrgeiz den Wunſch nach einer Hofcharge ein. Sie wollte Palaſtdame der Kaiſerin werden, und als ſie ihre Hoffnung getäuſcht ſah, ſoll ſie in ihrer gewohnten Überhebung geäußert haben, es ſei auch beſſer, in Paris die erſte als in Berlin die zweite zu ſein. Manche behaupten, ſie habe die Abweiſung nie vergeſſen und hege insgeheim einen heißen Haß gegen Deutſchland oder ſogar den Wunſch, ſich zu rächen. Unerklärlich wäre es nicht, da ihr Vater, der verſtorbene Graf Korzewski, der bedeutendſte und bekannteſte Führer der Großpolen war. Aber ihr Verhalten ſtraft den Klatſch Lügen. Sie ſchlägt uns eine Brücke zum Verkehr mit den Franzoſen, bringt uns gefliſſentlich mit ihnen zuſammen, und ihr Haus iſt das erſte unter den wenigen, die dem geſellſchaftlichen Verkehr einen wirklich neutralen Boden bieten. Das haben alle unſere Botſchafter der letzten Jahre dankbar anerkannt.

„Und mit Recht, Bercken. Die Fürſtin wirkt zu unſerem Nutzen. Ich ſehe, daß Sie auf Ihrem Feld Beſcheid wiſſen. Haben Sie ſchönen Dank."

Er drückte herzlich des jungen Herrn Hand.

„Wir ſehen uns abends wieder."

Wie auf Sprungfedern ging er von der Tür ins Zimmer zurück. Am Schreibtiſch zog er die Uhr. Halb

zwölf. Zu halb neun war er geladen. In neun Stunden erſt würde er ſie wiederſehen. Wie über den langen Nachmittag hinwegkommen?

Abermals klang Klopfen durch die Tür. Die Papiere lagen noch im Aktendeckel. Der Kanzleidiener brachte Fleury-Rampierres Karte.

„Herein mit ihm, Körner.“

So guter Laune hatte Rampierre den deutſchen Kommandanten noch nicht geſehen. Wahrhaftig, die Hand bot er heute und lachte.

„Hübſch, daß Sie wieder vorſprechen. Das Wetter mahnt, ſich für durſtige Tage zu rüſten. Sie ſprechen doch Deutſch, Herr Fleury?“

„Ganz wenig, mein Kommandant.“

Die Frage ſchien Rampierre Verlegenheit zu bringen, aber natürlich ſprach er geläufig Deutſch. Brauchten ſie doch für ſeinen Poſten einen Mann, der im Korridor ein Wörtchen aufſchnappen konnte. Sie verſchmähten nichts und ſammelten die beſcheidenſten Broſamen unter deutſcher Herren Tiſche.

„Haben Sie einen trinkbaren, roten Bordeaux, Herr Fleury?“

Der Geſte des niederſitzenden Attachés gehorſam, nahm Rampierre Platz.

„Einen entzückenden, zum lächerlich billigen Preis von zwei Frank die Flaſche, mein Kommandant.“

Der war unter Brüdern wieder fünf wert, und das Bewußtſein, daß die Steuerzahler einer großen Nation für den Preisunterſchied aufkamen, brauchte nicht peinlich zu ſein. Ihre Schnüffelei, die ihm auch ins Reſtaurant folgte, brachte ſogar Ausgaben und zwang ihn häufig, in der Wohnung in der Rue Bellechaſſe zu eſſen. Mochten ſie ihm die einſame Mahlzeit wenigſtens durch einen leidlichen Tropfen würzen.

„Sagen wir drei Dutzend. Was empfehlen Sie noch?"

„Weißen Burgunder, einen großen Wein, der als neueste Spezialität des Hauses zu zwei siebzig gegeben wird."

„Ist für den Sommer immer etwas schwer, aber schicken Sie zwei Dutzend."

Der Mann sollte auch einen frohen Tag haben und mit aller Welt glücklich sein.

Rampierre strich mit der Rechten über die spiegelblanke Glatze langsam vom Wirbel zur Stirn, dann mit Daumen und Zeigefinger die schmale Hakennase entlang und drehte nachdenklich die Spitze des grauen Kinnbarts. Seltsam vergnügt schien der deutsche Querkopf, fast zu heiter, um ihm das ernste Anliegen vorzutragen. Es galt, die Rolle des Weinreisenden noch weiterzuspielen.

„Da wäre ein achtzehnhundertundfünfziger Cognac, der auf der Zunge zu Duft und Aroma wird, für die Bagatelle von sechs Frank zu haben."

Wahrhaftig, das deutsche Tier schnalzte mit der Zunge.

„Drei, nein, neun Flaschen, Herr Fleury."

Sechs sollte der Striegauer haben. Guten Cognac nannte er des Alters Jungbrunnen, und sie waren noch in seiner Schuld, weil sie damals Gulasch aus ihm gemacht hatten.

„Damit wäre ich versorgt, Herr Fleury."

Mit Neigen des Kopfes verabschiedete er den Agenten, aber sah Rampierre nur zögernd das Notizbuch zuklappen. Langsam steckte er den Bleistift hinein, hob die Augen und ließ sie wieder zum Teppich neben seinen Füßen sinken. Er rutschte im Sessel zur Seite, bis das grelle Fensterlicht schwächer auf das vielfaltige, gelblich bleiche Gesicht eines Verlebten fiel.

„Mein Kommandant, ich habe ein Anliegen, eine

Bitte." Er hüſtelte. Das Geſicht rötete ſich, aber erblich dann mehr als zuvor. Faſt ſchwarz lagen die Ringe unter den Augen.

„Sie ſehen einen Unglücklichen vor ſich, mein Kommandant. Hören Sie mich an und verachten Sie mich nicht." Er ſtockte. Sein Atem kam mühſam. Schweißperlen traten aus der kahlen, gelben Stirn.

„Verachten Sie mich nicht zu ſehr, darf ich nur ſagen. Das Waſſer ſteht mir zum Hals." Er ſtotterte. „Um offen zu reden . . . ich habe zwei Frauen und Kinder von beiden. . . . Mein Kommandant, Sie ſind Weltmann und werden verſtehen. . . . Ich ſtecke in Schulden und habe keine Ausſicht, ſie zu tilgen. . . . Ich bin" — er ſenkte den Kopf tiefer — „nein . . . ich war ein Ehrenmann, aber" — die Stimme brach — „das Elend, die Not . . . die Verzweiflung, der Hunger der Meinigen treiben mich zu Ihnen."

Ein Pump? Unverfroren war der Mann, aber auch der erſte, der ihm nach der von Bercken gebrachten frohen Kunde gegenübertrat. Bis zu hundert Frank ſollte der arme Schlucker fordern und heimtragen dürfen.

Mit einem furchtbaren Entſchluß ſchien der Franzoſe für eine Weile zu ringen und flüſterte dann haſtig wie in Furcht oder Angſt:

„Mein Kommandant, ich faſſe mich kurz und gebe mich in Ihre Hände. Ich muß es tun oder mir das Hirn verbrennen. Ich biete Ihnen oder Ihrem Generalſtab meine Dienſte als Nachrichtenträger an."

Er ſtöhnte auf. Es war heraus. Doch nur aus den Winkeln der Augen konnte er furchtſam auf den Deutſchen ſchielen. Die geduldig höfliche Nachſicht ſchwand aus des Attachés Geſicht. Unter herriſch kühler Miene ſchien ſein Geſicht zu Stein zu erſtarren und an dem plötzlich geſtrafften Körper der blonde Kopf aus den Schultern zu

wachſen. Den rechten Arm hob er von der Platte und reckte den Zeigefinger über den Kopf des Beſuchers.

„Herr Fleury, dort iſt die Tür!“

Erſchöpft, gebrochen ſank der Franzoſe im Stuhl zuſammen. So waren ſie! Froh und verbindlich, aber — auch ſteinern hart und unmenſchlich ſtreng. Naß bis auf die Haut fühlte er ſich, als er die ſchweren Glieder aus dem Seſſel hob. Die letzte Hoffnung ſchwand. Ein Glück, daß er den Revolver in der Taſche trug. Im Korridor, nein, hier im Zimmer konnte er der Qual und Scham ein Ende machen, aber . . . darum auch noch einen letzten Verſuch wagen.

„Verachten Sie mich, mein Kommandant. Sie können es nicht mehr als ich, der ich doch weiß, daß nur das Wimmern hungriger Kinder nach Brot mich zum Verräter an Frankreich macht; denn beim Namen Gottes,“ — er hob die Schwurfinger — „ich liebe es mit allen Faſern meines Herzens. Aber, aber, aber . . . wie ein Sinnloſer irre ich ſeit Wochen zwiſchen zwei ausgeräumten Häuſern, deren Kinder mich Vater nennen und weder Brot noch Betten haben. Erbarmen, Erbarmen . . . nicht für mich, ſondern für meine unſchuldigen Kinder.“

Geſchrien hatte er die letzten Worte und vorher geſprochen, als ob er Folterqualen litte. Der Schmerz in ſeinem gramgefurchten Geſicht rüttelte an Briegs Nerven. Erſchütternd war das Bild, das der Erbärmliche in Scham und Verzweiflung ohnegleichen bot. Freilich . . . Moltke hatte recht: ſie nahmen das Wort für die Tat. Mit der Verſicherung, ſein Vaterland zu lieben, glaubte er ſich von Schuld entſühnt.

„Herr Fleury, als Deutſcher habe ich weder Anlaß, Sie zu verachten, noch den Wunſch, zu kritiſieren. Als Menſch möchte ich Mitleid für Sie ſpüren können.“

„Dank, Dank, mein Kommandant.“

Und gleich glaubte Rampierre wieder ſitzen zu dürfen. Mochte er es für ein Weilchen. Er ſollte nicht mit dem erregten Geſicht auf die Straße treten. Dort lauerten Späher.

„Helfen Sie mir, indem Sie mich anhören, mein Kommandant.“

Tränen ſtanden ihm jetzt in den Augen. Brieg zuckte die Achſeln. Wie konnte er den Weinenden beruhigen und loswerden? Aber warum nicht zuhören und neuen Einblick in ihre Art, in ihr Denken gewinnen?

„Zweck hat es nicht, Herr Fleury. Sie ſchaden ſich ohne die geringſte Ausſicht auf Nutzen. Der deutſche Militärattaché verhandelt nicht mit . . . mit Kundſchaftern.“

Rampierre wiſchte mit entſchloſſener Geſte die Tränen ab. „Sie werden verhandeln, mein Kommandant, denn ich biete Ihnen nichts Geringeres als die Gewißheit des Erfolges. Weiſen Sie mir aber die Tür, dann wartet Ihrer die Kataſtrophe.“

Große Worte fanden ſie noch, wenn das Meſſer in ihrer Kehle ſtak.

„Um zu beweiſen, daß ich mit offenen Karten ſpiele und mich auf Gnade oder Ungnade in Ihre Hände lege, bekenne ich zunächſt, daß ich Sie bisher nur im Auftrag des Sicherheitsdienſtes beſuchte.“

Brieg verbeugte ſich etwas förmlicher als bisher.

„Mir bekannt, Herr Oberſtleutnant Ram . . .“

„Sprechen Sie, bitte, den Namen nicht aus.“

Beſchwörend hatte der Franzoſe beide Hände vor den Kopf gehoben.

„Jener Oberſtleutnant hat Frankreich länger als dreißig Jahre in Ehren gedient und mit den Geſchäften eines Herrn Fleury nichts zu tun.“ Er fuhr mit zitternder Hand über die Stirn und ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Aber wie wiſſen Sie das?“

In der Verblüffung wagten ſeine weitgeöffneten Augen jetzt offen in denen des Deutſchen zu forſchen. Der ſaß ſteif und wieder ſchweigend mit der noch immer kühl abweiſenden Miene. So waren ſie. Sie ſuchten und fanden, ohne ſich zu verraten. So würden ſie eines Tages dem Gegner ins Auge blicken, — unterrichtet, vorbereitet, gerüſtet für jede Möglichkeit. Er ließ wie in Unabwendbares ergeben die Hände müde auf die Knie fallen.

„Alſo Sie wiſſen es, wußten es längſt, mein Kommandant?“

Raſch riß er plötzlich das Notizbuch aus der Taſche, blätterte, ſchlug auf und zog mit dem Bleiſtift einen dicken, harten Strich quer durch die letzte Weinbeſtellung.

Brieg verſtand. Es war ſeltſam, wie in Gefallenen immer noch einmal der anſtändige Menſch mit dem Schweinehund rang. Nun der Oberſtleutnant Rampierre ſich erkannt wußte, durfte er kein Geld am Auftrag des deutſchen Militärattachés verdienen. Freilich ſeinen ſchmachvollen Vorſchlag würde er nicht zurückziehen, weil ihm das Waſſer zur Kehle ſtand. Ein Jammer war es, wie das nichtswürdige Gewerbe der Spionage aus Ehrenmännern Halunken machte. Anſteckend wie eine ſcheußliche Krankheit, zog es den ihm nur nahe Lebenden ins Verderben. Gar nicht ſelten wurde aus dem Kundſchafter, der ſeinem Vaterland diente, ein Spion, der um fremdes Geld Vater, Mutter, Bruder und Schweſter verkaufte. Doch der Franzoſe fand mit einem Seufzen wieder Worte:

„Mein Kommandant, es iſt Ihnen nichts Neues, daß unlängſt der engliſche Generalſtabschef Rench Paris beſuchte, und Sie ahnen wohl auch, daß er mit unſerem oberſten Kriegsrat den Plan für einen gemeinſamen Aufmarſch gegen die deutſchen Heere vereinbarte.“

Merkwürdig, daß der Attaché noch immer kalten Blutes und regungslos blieb. Keine der weißblonden Wimpern

an ſeinen Augen zuckte. Aber nur mit Mühe konnte Brieg dem Geſicht den Ausdruck gleichgültiger Gelaſſenheit geben. Köderte der Kerl ihn doch mit dem fetteſten Biſſen, der heutzutage zu Nutzen der deutſchen Heeresleitung zu ergattern war. Geſpannt hörte er zu.

„Der in gemeinſamer Arbeit entworfene Plan liegt im Kriegsminiſterium im Aktenſchrank eines Oberſten Bertrand, den ich nicht nur als Beauftragter des Sicherheitsdienſtes häufig beſuche. Ein alter Kamerad von St. Cyr, ſchenkt er mir unbedingtes Vertrauen. So konnte ich mir den Abdruck ſeines Schrankſchlüſſels verſchaffen und erfahren, daß der Entwurf für noch zwei Wochen unberührt bei ihm liegen wird. Dann erſt ſoll eine augenblicklich die Oſtgrenze bereiſende Kommiſſion höherer Offiziere einige Zuſätze vorſchlagen und den Plan vielleicht ändern. Aber ſie arbeitet nur Einzelheiten aus. Das für Sie Wichtige und Wiſſenswerte iſt unumſtößlich feſtgelegt. Solcher Art ſind die Papiere, die ich nicht nur liefern, ſondern auch für einige Tage in Ihren Händen laſſen könnte."

Brieg preßte hart die Lippen zuſammen. Waren die Dokumente echt, dann durfte der deutſche Nachrichtendienſt weder Koſten noch Mittel ſcheuen, um ſie zu erlangen. Die Gewißheit, zu erfahren, wo unſere Heeresleitung einmal den rechten oder linken Flügel der feindlichen Maſſen zu ſuchen hatte, war eine kalte Million wert, während ſonſt Spione nur kümmerliche Bettelgroſchen verdienten. Aber ſtrenge Inſtruktionen verboten ihm, Nachrichten auf krummen Wegen nachzugehen.

„Ich wiederhole, daß ich mich mit Ihnen nicht einlaſſen kann, Herr Fleury. Fahren Sie über die Grenze. Wenn Sie Ihrer Sache ſicher ſind, dürften Sie leicht Käufer finden."

„Mein Kommandant, eine Reiſe ins Ausland könnte mich im Fall einer Entdeckung des Verſchwindens der

Papiere in Verdacht bringen. Vor Gefahr geſchützt glaube ich mich nur, wenn ich die Dokumente hier abliefere, in der Botſchaft, die ich in amtlichem Auftrag beſuche."

„Iſt gänzlich ausgeſchloſſen, Herr Fleury. Folgen Sie meinem Rat oder geben Sie Ihre Hoffnung auf."

Seine Augen forſchten in dem furchtſam erwartungsvollen Geſicht des Franzoſen. War deſſen Vorſchlag etwa nur eine Falle? Unwahrſcheinlich ſchien es und doch nicht unmöglich.

„Übrigens kommt es vor, daß Generalſtäbe derartige Dokumente anfertigen, um den Gegner und Käufer hinter das Licht zu führen."

Rampierre hob den Kopf.

„Der Entwurf iſt geſchrieben von der Hand des Generals Rémeau und trägt Randbemerkungen des engliſchen Generals Rench."

Brieg ſtand ungeduldig auf und ſchob den Stuhl unter den Schreibtiſch, aber tat nur, als wolle er dem Geſpräch ein Ende machen. Den Franzoſen war jeder Kniff zuzutrauen, aber ſchwer anzunehmen, daß ein fremder General mit ihnen zuſammen Komödie ſpielte. Das Dokument mußte an den Generalſtab gelangen.

„Nehmen Sie Ihre Familie mit ins Ausland, Herr Fleury. Dann brauchen Sie nicht nach Frankreich heimzukehren."

Rampierre fühlte faſt ein Lächeln um ſeine Lippen ſpielen. Die plumpe deutſche Dummheit im Urteilen über Frauen und Liebe hatte ſich offenbart. Er hatte doch zwei Familien. Lachen konnte er im Gedanken, die beiden Damen nebeneinander im Eiſenbahnwagen zu ſehen. Er räuſperte ſich.

„Urſprünglich dachte ich daran, mein Kommandant, aber wenn ich die Papiere nicht wieder in den Schrank lege, entdeckt Bertrand den Verluſt. Auch bezahlt Ihr

Generalstab weniger, wenn er mit einer Änderung des verschwundenen Plans rechnen muß."

Gerieben war der Ehrenmann. Wohl um keine Pause aufkommen zu lassen, sprach er im Stehen hastig weiter.

„Alles habe ich Ihnen noch nicht gesagt, mein Kommandant. Die Anlagen zum Entwurf geben eine genaue Schilderung unserer Vorbereitungen zur Sprengung der Rheinbrücken und einiger Befestigungen um Metz. Während des ersten Mobilmachungstages sollen sie in die Luft fliegen, und auf den Skizzen werden Sie sehen, wo unsere Agenten im Frieden schon Minen legen. Sie wohnen jenseits der Grenze und müssen auf ein Telegramm oder auch nur eine Zeitungsnachricht zur Lunte greifen. Glauben Sie jetzt, daß es ratsam wäre, zu verhandeln, mein Kommandant?"

Abwehrend, in Unmut die Stirn runzelnd, hob Brieg die Hand, aber fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Wenn der Gegner wirklich auf deutscher Erde Katastrophen für unsere Heere vorzubereiten wagte, durfte Anstandsgefühl nicht verbieten, seine Pläne zuschanden zu machen. Gewiß untersagte ihm die Vorschrift ausdrücklich, den Spion auch nur mit dem Nachrichtendienst in Verbindung zu bringen. Aber das Wohl des Vaterlandes heischte auch im Kleindienst des Friedens und Alltags jene Verantwortungsfreudigkeit, die sich zu opfern versteht. Er sann. . . . Da huschte schnell zuckend, flammend wie der Blitz ein Bild durch sein Hirn. Die Wacht am Rhein fuhr der Grenze und der Begegnung zu. Über den Strom unserer Lieder und Sagen rollten lange Truppenzüge. Aus den Fenstern beugten sich Köpfe unter geschwärzten Helmen. In den Augen lohte heiß, fromm, gottergeben die Flamme preußischer Soldatentreue. Von den Lippen brach feierlich der Schlachtenchoral, in dessen weihevollen Ernst doch wundersam hell und jubelnd des

Deutſchen Freude an Kampf und Schlagen klang, und endete mit dem entſchloſſenen Gelübde:

So lang ein Tropfen Blut noch glüht
Und eine Fauſt den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchſe ſpannt . . .

Da . . . ein Knall und Donnerkrachen. . . . Die Brücke bebte brechend unter Rauchwolken. Bataillone verſanken, ehe ſie die Fahnen zum Kampf gehoben hatten, und . . . die Wacht vor dem Rhein war der Vernichtung durch Übermacht preisgegeben.

Sollte er der Mann ſein, der um einer Vorſchrift willen die Kataſtrophe geſchehen und deutſche Mütter klagen ließ? Nein! Kein preußiſcher Offizier war dafür zu haben. Es war, als traten plötzlich der alte Striegauer und der Bruder Fritz neben ihn.

„Herr Fleury, wir werden verhandeln!“

Ein Zittern ging durch den Kerl. Es war zu ſehen, wie ſeine Knie erſchlafften, aber auch, wie groß ſeine Freude war. Er hob die Hände und zerknirſchte mit den Fingern den weichen Filzhut.

„Sie ſchenken mir das Leben. Sie retten die Meinen, Herr Kommandant!“

Nein, der Halunke ſchauſpielerte nicht. Die Papiere waren echt.

„Wann bringen Sie das Dokument zur Prüfung, Herr Fleury?“

„Ich werde verſuchen, Bertrand ſchon morgen vormittag einen Beſuch zu machen und es einrichten, daß er durch eine Dame — er hat ſeine Schwäche, mein Kommandant — aus dem Bureau in das Wartezimmer gerufen wird. Wenn er die Stube verlaſſen hat, öffne ich den Schrank und bin gegen zwei Uhr hier.“

„Abgemacht!“

„Geregelte Sache, mein Kommandant. Ich ſchulde Ihnen Dank, ſolange ich lebe.“

Er reckte die Hand. Brieg tat, als ſähe er ſie nicht. Rampierre beugte beſchämt den Kopf und ließ ſich hinausführen. Brieg ſchloß hinter ihm die Tür und zog die Uhr. Es ging auf zwölf. Schnell drückte er den Klingelknopf. Gleich trat ein Kanzleidiener ein.

„Ich laſſe Exzellenz bitten, mich zu empfangen — ſofort zu empfangen!“

Verwundert ging der Mann. Brieg warf die Papiere in den Schrank und folgte dem Diener über den Korridor. Schon auf der Treppe traf er ihn wieder.

„Seine Exzellenz, der Herr Graf, ſind ausgefahren und werden erſt für die Unterſchriften erwartet.“

„Danke, Körner!“

Eigentlich war es am beſten, daß er nun, ohne zu fragen, auf eigene Verantwortung handeln durfte.

„Körner!“ rief er dem Davongehenden nach.

„Herr Major!“

„Bitten Sie Herrn Oberleutnant Bercken in mein Zimmer.“

* * *

Um drei Uhr nachmittags ſchloß Major von Brieg ſeine Geſchäftsſtube ab. Alles war geregelt. Nachdenklich trat er aus dem Haus. Zweifel meldeten ſich, ob es klug ſei, Fleury ſo häufig zu empfangen. Zweimal war er heute hier geweſen und würde morgen oder übermorgen wieder über den Hof gehen. Der lag zur Freude einer großen Nation offen unter den Häuſern auf der anderen Straßenſeite. Im zweiten Stock jenes grauen Gebäudes hatte einſt ein Stabsoffizier und ſpäterer Kriegsminiſter tagtäglich lang auf dem Bauch und mit dem Ohr über einem Loch im Fußboden gelegen, um zu lauſchen, wie die

Junggesellen unter den Herren der Botschaft beim Frühstück über die Abenteuer des gestrigen Tages scherzten. Ganz gewiß hatte der Sicherheitsdienst in einem der Nachbarhäuser ein neues Spionagenest eingerichtet. Durch irgendeins jener Fenster spähten wohl immer noch wachsame Augen bei Tag und Nacht. Von dort wurde vermutlich wie einst jeder Besucher der Botschaft photographiert, registriert und durch Kundschafter in sein Hotel verfolgt, bis Persönlichkeit und Reisezweck festgestellt waren.

Durch die Tür in der grünen Bretterwand trat er auf die Straße. In einem tiefen Haustor verbarg sich flink ein Mann mit breitem, blauschwarzem Fächerbart. Brieg wendete sich flotten Ganges nach links und blickte bald zurück. Der Bärtige lugte ihm aus dem Torweg nach. Um die nächste Ecke würde er ihm bis zur Wohnung folgen und ihn heute wie an kommenden Tagen ins Theater oder Restaurant, zum Essen oder zum Rennen begleiten, bis des Spähers Brotgeber merkten, daß ihr Mann erkannt sei. Dann schickten sie einen Nachfolger, fast immer einen Bärtigen, der sich ganz wie die Helden von Conan Doyle in wenigen Sekunden in einen Glattrasierten verwandeln konnte.

Vom Quai d'Orsay bog er in die alte Rue Bellechasse. Hier wohnte es sich hübsch zwischen Häusern, deren schlichte, schöne Fassaden von der Lebenskraft des Aristokratischen erzählten. Eine Demokratie, rüde, ungewaschen, feige und zerstörungswütig wie die aller Lande, hatte das Quartier St. Germain der Adler und Lilien beraubt. Wie die Embleme von Wänden und Portalen, hatte sie von den Namen der Hausherren die Adelstitel gerissen. So oft Madame La France in schlechter Laune mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett stieg und dann mit ihrem Staatshaus alles Mobiliar in Trümmer schlug, so oft mußte gerade hier gewütet werden. Aber

„they may break they may scatter the vase if they will
but the scent of the roses will cling to it still.“

Über die Stätte von Trümmern und Scherben wehte ſieghaft, unerſticklich der Hauch des Ariſtokratiſchen, und in ihn flüchteten aus der häßlichen, ſchmutzigen, lärmenden und vulgären Welt des Demokratiſchen am anderen Flußufer das Behagen an beſchaulicher Muße, das Streben nach Wiſſen, die Freude an geiſtigem Genießen. Das Hirn Frankreichs hatte ein Heim auf dem vom Rittertum beſtellten Boden gefunden.

Er zog die Klingel unter der Nummer ſechs an einem der neuen Miethäuſer, die eine amerikaniſche Invaſion mit ihrem Wunſch nach ‚modernem Komfort‘ auch in das älteſte Paris getragen hatte. Des Pförtners kleines Mädchen öffnete und führte zum Fahrſtuhl, ohne zu vergeſſen, daß Pflicht gebot, an die Glasſcheibe der Tür zur elterlichen Wohnung zu klopfen. Der Vater hielt den Kopf ans Fenſter. Mußte er doch wiſſen und dem Sicherheitsdienſt melden, ob der deutſche Attaché allein oder in Begleitung, ob mit Papieren oder leeren Händen nach Hauſe kam.

Oben wartete der Diener im winzigen Korridor.

„Ich gehe gleich zum Eſſen, Kätke. Sie ſind um fünf in der Botſchaft und fragen, wann Exzellenz zu ſprechen iſt. Um ſieben legen Sie Frack und Zubehör zum Umkleiden aus.“

„Zu Befehlen, Herr Major! Um fünf frage ich, wann Exzellenz zu ſprechen ſind. Um ſieben lege ich Frack und weißes Zeug aus.“

Major von Brieg wuſch ſich die Hände. Der Nachmittag verging doch ſchneller, als er erwartet hatte. Merkwürdig, wie alle Gedanken an Frau von Rachnowska vor der Erregung über die Mitteilungen Rampierres gewichen waren. Er hatte geglaubt, ſie herrſche unbeſchränkt und unbeſtritten als Herrin in ſeinem Herz und Hirn. Aber

es war ein eigen Ding um Dienſt und Dienen. Sie duldeten keine Götter neben ſich. Wer ſich ihnen verſchrieb, ging des eigenen Temperaments, des eigenen Charakters verluſtig. Sie bändigten den Spieler oder Frauenjäger und machten aus dem Bruder Leichtfuß einen Seydlitz, Blücher, Goeben! Ihr herbes Mahnen an Pflichten kühlte Leidenſchaften und heißes Blut. Aber nun durfte er die Träume von ſeiner weißen Lilie rufen. Sie begleiteten ihn aus dem Haus, huſchten über den Reſtaurationstiſch, wanderten mit ihm die Seine entlang und traten mit ihm um halb ſechs wieder in die Wohnung. Ungeduldig ſchloß er auf. Noch drei Stunden. Und er freute ſich ſo auf das Wiederſehen. Wie war das große Mädchen ſchön. Frau mochte er ſie nicht nennen, nie denken, daß ſie einmal verheiratet geweſen. Doch Kätke kam.

„Exzellenz ſind nur zum Unterſchreiben vorgefahren und laſſen ſehr bedauern. Vielleicht kämen Herr Major etwas früher, als geladen iſt.“

Da war der Dienſt und mit ihm Ärger. Unmutig wiegte Brieg den Kopf. Botſchafter Graf Dernheim ſchwang wieder den Teelöffel. Er war überzeugt, daß er Kaiſer und Reich am erſprießlichſten in den Salons der Pariſer Geſellſchaft dienen könne, und darum ewig unterwegs. Wie es Diplomaten gab, die Erfolge nur von der Arbeit am Schreibtiſch erhofften, ſo waren andere der Anſicht, daß mehr beim Plauderſtündchen mit Miniſtern in einem gaſtlichen Hauſe zu gewinnen ſei. Von ihnen war Dernheim. Die Viſitenkarte, der Teelöffel, die Bratengabel ſollten ihm ſchon in Brüſſel, Athen und Madrid das liebſte Rüſtzeug des Berufs geweſen ſein. Zweifellos hatte er dort auch leidliche Geſchäfte gemacht, und ganz gewiß opferte er dem Reich mit dem Einkommen aus großem Vermögen alljährlich ein Stück der dann in Kiſſingen oder Karlsbad mühſam wiedergewonnenen Ge-

ſundheit. Aber in Paris ſchien ſein Werben um Verkehr und Freundſchaft nicht am Platz. Hierher gehörte eine ſteifnackige, verſchloſſene norddeutſche Natur, ein Mann, der in froher Genugtuung aufatmend zu Hauſe blieb, wenn er begriff, daß ſich dem Vertreter ſeines kaiſerlichen Herrn die Türen nur zögernd, eigentlich wider den Willen der Hausbewohner öffneten. Der Graf hatte nie gedient, war nicht einmal im Beurlaubtenſtand Offizier geweſen, und nur ein Soldat konnte verſtehen, welch furchtbare, dem Ziviliſten unfaßbare Macht ſeine Worte unterſtützte, wenn er fünf Millionen Bajonette hinter ſich wußte. Obenein vergaß der Botſchafter über dem Werben um Freundſchaft die Herren ſeiner Miſſion. Schwer hielt es ſchon in den Morgenſtunden, zu ihm zu gelangen. Mittags fuhr er zum Frühſtück oder verſammelte Gäſte am eigenen Tiſch. Kurz vor der Teeſtunde erſchien er, um ſich die von ihm zu unterzeichnenden Schriftſtücke vorlegen zu laſſen, und verſchwand dann wie heute in den Salons von Damen, die Miniſter, Senatoren und kleinere Würdenträger der Republik bei ſich ſahen. Auch vor dem Diner fand er nur Zeit zum Umkleiden. Leugnen ließ ſich nicht, daß die Franzoſen ihn lieber als ſeinen Vorgänger ſahen. Mit viel Glück gefiel er ſich namentlich in der Rolle eines Mäzen, und den Pariſern ſchmeichelte ſein Intereſſe für Drama, Muſik, Malerei, Bildhauerkunſt. Wirklich verherrlicht hatte ihn die Preſſe vor acht Tagen, weil er ſich im Hauſe der Herzogin von Danſer entſchloß, eine junge Sängerin für die Oper ausbilden zu laſſen.

Es begann zu dunkeln. Der Diener trat ein. Endlich endlich war es Zeit.

„Kätke, wir haben uns heute ſehr fein zu machen!“

Über das ganze Geſicht ſah der Mann den Major lachen, als er aus dem Seſſel ſprang. Er brauchte nur die Hand auszuſtrecken und konnte den Vorhang zum

Schlafzimmer zurückschlagen. Drei Schritte brachten ihn dort neben das Bett, das die ausgelegten Kleider trug, und in die Mitte des winzigen Stübchens. Durch die nächste Tür hätte er fast die Hand in das Wasser der schon durch Kätke gefüllten Badewanne tauchen können. Die vier Räume der echt pariserischen Junggesellenwohnung war mit gutem Geschmack geziert, aber so eng gebaut, daß alle zusammen im Eßzimmer manches Berliner Mietheims Platz gefunden hätten. Vorhänge ersetzten die Türen, die beim Öffnen an die Möbel gestoßen wären.

Kätke fing die Kleider auf — mit dicken, roten Fingern, die an die Heimat derber schlesischer Bauern erinnerten. Brieg badete und rasierte sich zum zweitenmal während des Tages. Endlich war über den Kragen der weiße Schlips gebunden, aber der eine Flügel des Schmetterlings hing herab. Vielleicht hatte sie ein Auge für solche Mängel. Er tat die Arbeit noch einmal.

„Die Orden, Kätke!"

Brieg beugte sich über den kleinen Kasten. Die beiden winzigen preußischen Kreuzchen vierter Klasse an goldener Kette würden Frau von Rachnowska kaum blenden. Immerhin waren sie in Jahren redlich durch Dienen erworben. Das ihm erst im Herbst zugeschickte Veilchen und die Apfelsine ließ er durch die Finger gleiten. Drei schmucke, bunte Dingerchen waren unverdiente Geschenke gnädiger deutscher Fürsten, und den Franz-Josefs-Orden hatte ihm Huld des dem König verbündeten Monarchen als Andenken an den Besuch des Erzherzogs Franz nach den großen Manövern in Schlesien gebracht. An allen hingen ernste oder liebe Erinnerungen. Aber weggeworfen hätte er gern das platte Goldoval unter lichtblauer Emaille mit chinesischen Buchstaben um den Drachen. Lihungtschang hatte es ihm in die Hand gedrückt, denn als junger Offizier

war er kommandiert gewesen, den übrigens gütigen greisen Schelm in den Zirkus, ins Theater, auf den Exerzierplatz, in Fabriken zu begleiten. Ehrlich gefreut hatte er sich sogar über das Abschiedsgeschenk, denn das Offizierkorps dachte eigentlich fast kindlich von fremden Orden. Erst nun er in der großen Welt gesehen, wie gering sie die höchsten diplomatischen Würdenträger exotischer Nationen achtete, begriff er das. Wie konnten preußische Offiziere, Männer der stolzesten Ritterschaft, ihre Brust mit den Federn koreanischer oder venezolanischer Vögel schmücken? Lebte in jenen Landen doch niemand, der so hoch war, daß er sie ‚auszeichnen' konnte! Also war es ein Katzenbuckeln vor Lächerlichem, solch Ding zu tragen. Aber es hing an dem Kettchen, das nur der Goldschmied öffnen konnte.

Er schloß den Kasten und fuhr in den Frack. Nur das mit weißer Seide auf das schwarze Tuch gestickte Johanniterkreuz würde er tragen. Es paßte zum schlichten Schwarzweiß des Abendanzuges, und ... Frauen hatten Farbensinn!

So lange wie heute hatte er wohl selten sein Spiegelbild geprüft. Aber sie war die Zeit wert. Eine der großen Partien Europas sollte sie sein, und wäre doch auch ohne Pfennig die liebenswerteste aller Frauen, die einzige für ihn gewesen. ‚Frau von Brieg.' Wie das klang! Und was würden der Bruder, der Striegauer, die anderen Vettern zu einer Polin und Geschiedenen als Cousine sagen? Hell und fröhlich mußte er laut auflachen. Er war glücklich, und das genug!

Um acht Uhr sah der Pförtner den Kommandanten über die Treppe kommen. Er ging in schwarzem Inverneßmantel, mit blinkendem hohem Hut, den Hals von weißseidenem Schal verhüllt. Das deutsche Tier verstand sich zu putzen! Frisch, rosig, gepflegt, fast Wesen einer höheren Welt schien der Barbar. Nach der Verbeugung, die er dem

Mieter leider ſchuldete, folgte er durch die Haustür, um zu hören, wohin die Fahrt ging. Dem Auto, das Kätke mit einem Fuß auf dem Trittbrett, dem anderen in der Luft brachte, folgte ein zweites und kam vor einem Nachbarhaus zu ſtehen. Zweifellos trug es den Mann mit dem Fächerbart. Mochten ſie ſchnüffeln. Es lebte ſich herrlich in Paris, wo die weiße Lilie war. Brechen, knicken wollte er heute ihren kühlen Stolz wie einſt auf der Fahrt nach Baſel!

Der Diener im Veſtibül der Botſchaft ſchien erſtaunt. Brieg gab ihm den Hut.

„Melden Sie mich Seiner Exzellenz!“

„A votre service, mon Commandant. Monsieur le Comte vient de rentrer à l'instant.“

Er half beim Abziehen des Mantels und öffnete die Tür, die zur Linken in das Arbeitszimmer des Botſchafters führte. Aber Brieg blieb in der Halle. Durch ſie mußte Graf Dernheim über die gewundene weiße Marmortreppe aus ſeinen Wohnräumen im oberſten Stock kommen. Die Hand auf dem vergoldeten Eiſengitter, ſprang der Diener die Stufen hinan. Eigentlich war es unrecht, daß der Botſchafter einen Franzoſen als Diener hielt. Es mochte ſchwer ſein, geläufig Franzöſiſch ſprechende deutſche Dienſtboten zu finden, und die Tür mußte ſchon ein der Landesſprache Kundiger hüten. Aber ein blaues Wunder wäre es, wenn der Mann nicht Späherdienſte tat.

Über die Treppenſtufen glitten die Augen unwillkürlich zur Decke der Halle. Ein rieſiger Kronleuchter hielt Lampenbirnen in blinkenden Hüllen von geſchliffenem Kriſtall und warf blendende Helle in den lichtweißen Raum. Weißer Marmor glitzerte auf Fußboden und Wänden unter goldenem Schmuck von Fahnen, Adlern, Waffen und Geſchützen im Empireſtil. Ein deutlich erkennbarer, nur ägyptiſierter Empireſtil war es. Erbaute doch einſt Eugen

Beauharnais das Palais, nachdem der Schwiegervater aus Ägypten heimgekehrt war. Sie hatten nach ihrer Gewohnheit die Taschen mit Plunder und Beute gefüllt. Aber zu bewundern war hier, wie schnell und schön ihre Handwerker die Kunst einer fremden, vergessenen Welt aufzunehmen und ihrer Arbeit nutzbar zu machen verstanden. Sogar die Schwingen der kaiserlichen Adler waren zum Vorteil des Bildes ägyptisch gestutzt. Ja, auf des Lebens Niedlichkeiten verstanden sie sich. In Kunst und Kunstgewerbe würden ihre Finger wohl noch lange geschickter als deutsche bleiben. Mochte es sein, wenn deutsche Erde die Großmeister aller Künste, die Meister der Kriegskunst, gebar. Sie war die Königin und Schirmherrin der Künste.

Graf Dernheim ließ warten. Brieg drehte der Treppe den Rücken, und der Blick blieb über der offenen Tür zum Zimmer des Botschafters haften. Lächeln, aber mit fast zärtlicher Liebe lächeln mußte er. Dort hing zwischen der zierlichen Pracht goldener Meisterwerke schwarz, nüchtern und ernst der steife, plumpe Kommißadler Preußens. Zu ihm hoben gallische Besucher oft spottend den Finger, wiesen auf den goldenen Prunk und flüsterten vom Vandalisieren ihrer Kunst durch Barbarenhände. Seit dem ersten Einzug in Paris nistete der steife, plumpe Adler hier. König Friedrich Wilhelm der Dritte ließ ihn an die Wand schlagen, nachdem er das Palais als Residenz seiner Gesandten gekauft hatte. Schön war er ganz gewiß nicht, aber weiter, länger als der Adler mit kunstvoll gestutzten Schwingen geflogen, und er trug die dem preußischen Herzen nötige Dosis von Kommiß in den goldenen Kram.

Oben schlürften Stiefelsohlen. Graf Dernheim wähnte den Besucher wohl im Arbeitszimmer, denn er knöpfte noch an der Weste und zupfte am Frack, der auf der linken Brust den Silberstern mit rotem Adler trug.

„Mein Gott, warum warten Sie draußen, Herr Major?"

Das verbindliche, immer Güte und Nachsicht heischende, aber bleiche, weichfleischige Gesicht mit drei tiefen Längsfalten neben den Mundwinkeln spielte noch des höflichen Mannes Hast beim Ankleiden wieder. Schlaffer als gewöhnlich hing die immer zu einer Miene der Besorgtheit geschürzte Unterlippe herab. Das sah aus, als zöge der breite, schneeweiße Vollbart sie gegen Hemdbusen und Ordensband. Die Oberlippe war glatt rasiert. Den Schnurrbart sollte Dernheim der Laune der Gattin, einer Amerikanerin, geopfert haben. Die altfränkische Art, den mit viel Sorgfalt gepflegten Bart zu tragen, gab ihm das Aussehen eines Grandseigneurs entschwundener Zeit. Mit der gemessenen und doch geschmeidigen Artigkeit vergangener Tage zog er Brieg in das Zimmer.

„Sie rauchen eine Zigarette, Herr Major?"

Mit dem Gesicht zum verhangenen Fenster am Schreibtisch niedersitzend, wies er auf den Sessel vor seiner linken Schulter und hielt dem Besucher das Rüstzeug seines Handwerks in goldener Dose hin.

„Danke verbindlichst. Nie vor dem Essen, Exzellenz."

Er genoß Tabak nur nackt in der Zigarre oder allenfalls Pfeife, aber nicht im Hemd von Papier, und nannte Zigaretten Sargnägel, weil er sie der Gesundheit schädlich glaubte.

Mit leicht zitternden schmalen weißen Fingern drehte der Botschafter das Licht von drei Birnen des Porzellanlämpchens zwischen ihren Köpfen an.

„Ich stehe zu Diensten, Herr Major!"

Brieg berichtete vom Besuch Rampierres. Tiefer fiel Graf Dernheims Unterlippe. Unruhiger, hastiger, ungeduldiger kämmten die fliegenden Finger im langen Bart. Hätte Herr von Brieg davon nicht besser morgen erzählt?

Gleich mußten die Gäste kommen, und Jane — die Frau — verspätete sich oft. Endlich konnte er den Major unterbrechen:

„Natürlich haben Sie ihn abgewiesen. Wir haben für solche Fälle ja unzweideutige Instruktionen."

Da sah er die Haltung des jugendstraffen blonden Majors noch selbstbewußter werden. Der Kopf schien aus dem engen weißen Kragen herauszuwachsen.

„Nein, Exzellenz. Ich versprach ihm, zu verhandeln."

Halb wie im Traum, halb wie in Trauer strich der Botschafter mit unsteter Hand über die Glatze.

„Ich für meine Person kann in keiner Weise . . ."

Er mußte schweigen und sich umblicken. Der Hausmeister — Butler hieß er in dem von einer Amerikanerin regierten Haushalt — war durch die Hintertür getreten.

„Ihre Exzellenz die Frau Gräfin lassen bitten. Die Wagen fahren vor."

Die Macht gesellschaftlicher Gewohnheit schien Dernheim aus dem Stuhl reißen zu wollen. Aber in des Majors entschlossener Miene las er deutlich, daß er noch zu sprechen habe. Die Militärattachés waren das Kreuz der Diplomatie. Als Offiziere dem Chef einer Mission nur beigegeben, aber in Ausübung ihres Dienstes nicht untergeordnet, durften sie ihre eigenen Ansichten nicht nur vor ihm, sondern in Berichten auch vor dem Allerhöchsten Herrn vertreten. Hinter der selbstbewußten Miene des Jüngeren spürte er den harten Willen einer Organisation, die entschlossen eigene Wege ging. Ihm gegenüber saß die Armee! Um ihre Interessen und Rechte zu wahren, wollte ihr Vertreter ihn, dem Reibungen ein Greuel waren, in einen Konflikt ziehen. Vielleicht ließ Brieg mit sich reden, denn er war keiner jener Militärattachés, die Reibungen herausforderten. Im langen Dienstleben hatte er gelegentlich solche gekannt, obwohl mit der Mehrheit sich leben ließ.

Beim Betreten des militärpolitiſchen Gebiets berichteten ſie auch über die Perſönlichkeit von Staatsmännern und widerlegten dann mit oder ohne Wiſſen des Miſſionschefs die von ihm geäußerten Anſichten. Allerdings hatten die jungen Herren mit dem in freier Natur geſchärften Blick oft ein geſundes Urteil. Da hatte der Major — wie hieß er doch? — der jetzt in Metz eine Kavalleriebrigade führen ſollte, aus Tokio berichtet, der Krieg zwiſchen Ruſſen und Japanern ſei nicht zu vermeiden, während der Geſandte verſicherte, der Friede werde ohne Zweifel gewahrt bleiben. Das Auswärtige Amt glaubte dem Diplomaten. Auf eine Anfrage des neugierigſten, kindlichſten und ſenſationslüſternſten aller Parlamente erklärte Fürſt Bülow, der politiſche Himmel über Oſtaſien ſei wolkenfrei. Umgehend berichtete der Militärattaché: ‚Was ſich hier abſpielt, iſt nicht mehr Vorbereitung, ſondern der Krieg.‘ Zwei Wochen ſpäter donnerten vor Port Arthur die Kanonen. Das Auge des Generalſtabs hatte ſchärfer als das der Diplomatie geſehen. — Doch Herr von Brieg erzählte weiter:

„Da Exzellenz nicht zu ſprechen waren, konnte ich von meinem Handeln nicht die vorgeſchriebene Mitteilung machen und mußte auf eigene Fauſt auch über Oberleutnant Bercken verfügen.“

Graf Dernheim ſchloß die Augen. Wenn der Major Unheil angerichtet hatte, würden ſie in Berlin fragen, wo der Botſchafter geweſen ſei. Das wäre fatal, aber hätte auch den Vorteil, ihn von Verantwortung zu entlaſten.

Brieg machte eine Pauſe, aber erwartete vergeblich ein zuſtimmendes Wort.

„Alſo ich ließ Bercken rufen. Wir legten das Geld in unſeren Taſchen zuſammen, und damit fuhr er, wie er war, zum Bahnhof und um ein Uhr fünfzig mit dem Norderpreß nach Berlin. Morgen vormittag hält er dort Vortrag. Schriftliches gab ich ihm nicht mit, da ein Brief verloren

gehen kann.“ Er dachte an die Mappe im Zug auf dem Bahnhof Friedrichstraße, und das Bild der Frau Rachnowska huschte flüchtig durch sein Hirn. Vielleicht war sie schon oben. Geduld. In wenigen Minuten durfte er sie sehen.

Dernheim seufzte. „Und nun warten sie auf Geld, um den Handel abzuschließen.“

Ein Anflug von Entrüstung klang durch die Worte.

Brieg verbarg ein Lächeln. „Nein, Exzellenz. Man dürfte nach Brauch einen Agenten schicken.“

Der Botschafter stand auf. „Herr Major, ich kann Ihnen nur verbindlichst danken, daß Sie mich unterrichtet haben. Die Verantwortung für ein Handeln gegen ausdrückliche Allerhöchste Vorschriften übernehme ich nicht.“

„Ich trage sie mit allen Konsequenzen allein, Exzellenz.“

Sehr straff stand er vor dem Sessel. Fast scheu glitten des Botschafters Augen an der schlanken Gestalt in Schwarzweiß hinab und leuchteten plötzlich wärmer. Ein eigener und ansteckender Einfluß mußte von männlichem Soldatentum ausgehen. Er begann zu fühlen, daß der Major recht getan hatte, und bot ihm die Hand. „Herr von Brieg — falls ich in der Sache nach Berlin zu berichten habe — stelle ich mich auf Ihre Seite. Kommen Sie zu den Gästen.“

Brieg war es, als fielen Sorgen und Jahre von den Schultern des alten Herrn, der den Kopf zurückwarf und fast väterlich nach seinem Arm greifend ihn durch die Tür schob.

Die Halle draußen schien ein Blitz zu erhellen. Die Welt der Gedanken an Dienst und Pflicht warf sein Aufflammen in Trümmer und wärmte den lichtweißen Marmor wie mit Sonnenstrahlen, denn die Treppe hinauf schritt — sie! Und wirklich — auch ihm war zumut, als ob feierlich,

jubelnd und ſiegesgewiß die Klänge des Hohenfriedbergers dröhnten.

Das Kleid vor den Knien in der Linken gerafft, beugte ſie den Körper und bot ihm den Rücken mit langen Linien und weiten Flächen. Von der feinen, ſchmalen Taille floß über lichtgraue Seide eine ſilberglitzernde, durchſichtige Schleppe noch über die Stufen unter ihren Füßen und längerte die königliche Geſtalt. Schneeig weiß, breit, aber doch fallend und ſchräg traten die Schultern aus einem Gewölk von Spitzen. Tief war der Schatten der Nackenlinie und ganz die Haut der wundervollen Arme zu ſehen. Eine Herausforderung an die Sinne war das Mädchen, nein, die junge Frau, die jetzt um die Rundung der Treppe bog. Im Profil ſah er die hohe, ſchlanke Geſtalt und das ernſte, ſchöne Geſicht. Stillſtehend mußte er bewundern. Hinter dem Kopf hing die ſchwere, aſchblonde Traube. Über der geraden Stirn glitzerte ein Diadem von Saphiren und Brillanten. Auch die zarte, weiße Haut über dem Buſen trug blaue und weiße Steine.

Vor ihr humpelte die Tante, eine Hand auf die Krücke, die andere auf den Arm des Botſchaftsrats Freiherrn von Ranitz geſtützt.

Von der oberſten Treppenſtufe blickte Brieg ſuchend in den winzigen Thronſaal. Kein blonder Kopf mit goldener Traube und blauweiß funkelndem Diadem ragte über die Damen und Herren. Frau von Rachnowska mußte durch die Tür zur Linken gleich in den Saal der Vier Jahreszeiten getreten ſein, denn rechts ging es zu den Speiſeſälen. Von der Schwelle hatte er ſich nach rechts zu wenden. Dort ſtand vor dem mit dem Sitz zur Wand gekehrten Thronſeſſel die Gräfin in tiefausgeſchnittener, loſe hängender und hochgegürteter ſchwarzer Seidenrobe. Spiralen von anſcheinend uralten Spitzen wanden ſich darum.

Die Hand noch in der eines Gastes, drehte sie den hochfrisierten, strohblonden Kopf zum nächsten, dem jugendlichen Grafen Beaupré, neben der weißhaarigen, aber noch schönen Gattin. Als die Köpfe der Besucher sich vor der Hausherrin neigten, war es, als erwiesen sie Reverenz dem Kaiserbild über dem Sessel. Etwas theatralisch wie auf allen Gemälden Comers schien die Haltung des Herrn.

Mit einem Lächeln heischten die Augen der Botschafterin Nachsicht von Brieg. Die Gräfin Beaupré hatte mit ihr zu flüstern, und er wäre doch lieber suchend weitergeeilt, statt vor der Hausherrin zu warten. Die gepflegte und verwöhnte Vierzigerin war noch immer eine schöne Frau oder richtiger Puppe. Aus den hellen, porzellanblauen Augen im runden, glatten Kindergesicht lachte neben dem Stolz auf die Würde einer von ihr ungemein geschätzten Stellung die Koketterie einer Zwanzigerin. Der Schmuck verriet die Tochter des Yankeelandes. Von drei Reihen dicker Perlen um den nackten Hals fiel eine schwere, lange Kette über die Taille herab. Perlen lagen auch auf dem Haar, aber dazu hatte sie schillernde Kreuze, Sterne, Käfer in allerhand Farben auf Seide und Spitzen gesteckt.

„Welcome major, ich habe mit Sie zu rechnen ab."

Immer noch mußte er über ihr Sprachgemisch lächeln.

„Ganz zu Ihrer Verfügung . . ."

„Sie haben mir meine Herr Bercken genommen."

Er erschrak, weil sie laut und unbekümmert sein Geheimnis preisgab, aber mußte hinter launiger Antwort den Ärger verbergen. Sie war eine der Diplomatenfrauen, die in den Herren der Mission Stützen der Hausherrin sahen, und gab bei Gastereien Bercken zu tun. Aber die liebenswürdig freie Art ihrer Rasse ließ auch schnell Bekanntschaft, ja Vertrautheit reifen. Mit sicherer Hand hatte sie ihn längst zu einem der Intimen ihres Hauses gemacht, obwohl Dernheim mit leichtem Mißtrauen auf ihn zu

blicken ſchien. Faſt ohne ſein Zutun hatte der Botſchafter die hübſche Frau gewonnen. Vor zwanzig Jahren fuhr er zur Hochzeit eines Kollegen und Korpsbruders nach Waſhington, trank beim Diner ein Glas Wein und verlobte ſich der blonden Nachbarin. Ohne Ahnung davon beſtieg er am nächſten Morgen den Dampfer. Ein telegraphiſcher Glückwunſch des jungen Paares rief ihn an Land zurück. Der Beſtürzte erfuhr, daß mit der glücklichen Braut ein Vermögen von zwanzig Millionen Dollars auf ihn warte.

„Ich habe Sie bei mir geſetzt, zuſammen mit alle Herren Militaire!“

Und während ſie ihn beurlaubte, wieſen ihre Augen auf einen hageren Herrn zwiſchen den beiden Fenſtern — Großkreuz der Ehrenlegion, Generaliſſimus Rémeau. Der Botſchafter ſprach mit ihm.

Doch in der Gruppe vor den beiden alten Herren plauderten die Freifrau von Ranitz, Frau des Rats, und Fräulein von Calane, die Schweſter des Oberſtleutnants, mit anderen Damen. Brieg näherte ſich, um ihnen aufzuwarten. Da trat aus dem Kreis bunter Schmetterlinge eine Greiſin, an der er zunächſt nichts als das Geſicht zu ſehen glaubte. Unter grauweißem, aber noch ſtarkem, gekräuſeltem Haar fiel die lange, ſchmale Naſe wie mit einem Tropfen über die Oberlippe. Hochmut und Herrſchſinn ſchienen die Mundwinkel nach unten zu ziehen. Sie hob den Stock in der Rechten, als ob er ein Zepter wäre, und hielt die Spitze mit faſt inſolenter Gebärde vor ſeine Bruſt.

„Tiens, où est-ce que j'ai déjà vu ce Monsieur?“

Ringsum lachten Geſichter halb beluſtigt, halb entſchuldigend, als wollten ſie ſagen, daß ſo nun einmal die Art der Alten ſei. Die Tante ſtand vor ihm! Alſo hatte er gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Er verbeugte ſich.

„A la gare Friedrichstrasse de Berlin j'avais l'honneur, Madame.“

Hart ſtieß ſie den Stock auf das Parkett.

„Ah, mon preux chevalier de la gare Friedrichstrasse. Un commandant d'état-major, je me rappelle. Vous êtes en passage à Paris, Monsieur?“

„Comme attaché militaire de l'ambassade, Madame! von Brieg, Major von Brieg!“

Die kalten grauen Augen mit winzigen Pupillen ſchienen merkwürdig zu glänzen.

„Un Brieg. Alors vous êtes parent du seigneur de Striegau?“

Noch immer mit leichter Verlegenheit fühlte Brieg die Blicke der Damen, aber es war nicht unangenehm, an einen auch hier in der Fremde bekannten Verwandten erinnert zu werden.

„Oui, Madame, son neveu.“

Damit wollte er ſich verabſchieden, aber ſie ſchob den Stock aus der Rechten in die Linke und bot ihm die Finger.

„Votre main, mon garçon. Toute petite fille j'ai déjà connu votre oncle, car mon père aussi avait des terres en Silésie. Comment va-t-il le général von Brieg? Ah le bel homme et beau cavalier qu'il était!“

Sie ließ ſeine Hand fallen.

„Donnez-moi le bras, Monsieur. Oui — c'est dans mes bras que vous tombez aujourd'hui, et ce n'est pas tomber mal.“

Nur halb verſöhnt, mußte er ihr wohl oder übel den Arm bieten. Humpelnd, hart und ſchwer den Stock aufſtoßend, zog ſie ihn in den Kreis der Damen. Sie machten Platz mit mehr Ehrfurcht, als das Geſchlecht gemeinhin dem Alter zollt, und bei der Vorſtellung verſicherte ihr Lächeln, es bedeute etwas, durch die Fürſtin Rachnowska bekannt gemacht zu werden. Aber die Greiſin blickte beim

Murmeln der Namen faſt geringſchätzig über die jugendlichen Köpfe hinweg. Ihre Miene ſchien zu ſagen, daß ſie hier keine Zeit zu vergeuden brauche, und ehe ein Wort gewechſelt werden konnte, hinkte ſie durch die ihr wieder mit Verneigungen geöffnete Gaſſe weiter zum Generaliſſimus.

Als den Militärattachés ‚eines ihrer Souveräne‘ ſtellte ſie ihn vor und meinte über die Schulter auf Deutſch, ſie habe drei: die Kaiſer von Deutſchland, Öſterreich und Rußland. Herzlicher als bei der erſten Begegnung auf dem Übungsfeld im November ſah Brieg ſich vom General begrüßt. Eine ganze Weile plauderte er mit der ritterlichen Höflichkeit, die ihren hohen Offizieren eigen ſein — konnte. Es mußte wirklich etwas bedeuten, am Arm der Fürſtin Rachnowska geſehen zu werden. Fürſorglicher ſtützte er ſie im Weitergehen, vergaß ihre hochfahrende Derbheit und fühlte ſich in ihrer Schuld.

Auch im Saal der ‚Vier Jahreszeiten‘ ſchleppte ſie ihn von Gaſt zu Gaſt. Gleichgültig oder hochmütig ſah ſie über die Menge ohne Bedeutung hinweg, aber blieb vor Auserwählten des Schickſals ſtehen. Im Gemurmel von Namen und höflichen Worten war er ſich mit Ungeduld bewußt, daß ſie ihn zur Nichte bringen mußte. Ihr Haus zu beſuchen, hatte ſie ihn gebeten. Aber nirgends ſah er einen blonden Kopf alle andern überragen.

Leer ſchien ihm darum das Muſikzimmer, in dem doch die Menſchen ſich enger als im Nachbarſaal drängten. Der greiſen Marſchallin St. Rimard küßte er die Hand. Nachdem der Nuntius mit der Fürſtin geflüſtert hatte, mußte er die unangenehm feuchten Finger des ſchwammig dicken, nicht nur fetten, ſondern auch fettigen Miniſters des Innern Ferrand drücken und ſich vor dem Herzog und der Herzogin von Eylau-Morlan verbeugen. Im ‚Inſtitut‘ ſollte der alternde Enkel des napoleoniſchen Marſchalls ſitzen. Den

ſlawiſchen Klavierprügler Kanderewski und den Bankier Friedberg-Forget — nach Ausſehen mehr Friedberg als Forget — glaubte die Fürſtin nicht übergehen zu dürfen, weil ſie den Zugang zum Zimmer der Königin Hortenſe ſperrten. Dahinter lag der Salon der Gräfin. Dort endlich mußte Frau von Rachnowska zu finden ſein.

Aber ſchon von der Schwelle ſah er ſie, zwiſchen Bertrand und Calane in dem nur ſchmalen Gang, der im engen Raum zwiſchen den Fenſtern und dem rieſigen königlichen Prunkbett unter goldbeſtickter roter Seidendecke blieb.

„Helene!“ rief die Tante.

Alſo das war ihr Name. Faſt ſchade, daß ſie nicht Lily hieß.

Da ſchlug ſie die Augen auf. Auf ſechs Schritt Entfernung gewahrte er ihr Erſchrecken und fragte ſich, ob ſie ihn als Bekannten begrüßen würde. Sicher, überlegen, faſt triumphierend, durfte er ihr am Arm der Fürſtin begegnen. Sie konnte ihm nicht entſchlüpfen.

Sie wollte der Tante entgegengehen. Doch die Füße verſagten. Für eine kurze Sekunde frohlockte das Herz. Dann lähmte Furcht, Schrecken und Scham die Glieder. Das war der Mann, dem ſie in einer ſchwachen Stunde ihr Fühlen und Denken offenbart hatte. Gerade ihn führte das Schickſal ihr zu. Holte es wieder zum Schlage aus? Kaum konnte ſie dem Geſicht den gewohnten Ausdruck des Gleichmuts geben. Nur langſam näherte ſich die Tante am Arm des in der ſchwarzen Tracht ſo ſchlanken, ſtraffen Mannes. Wie das Fracktuch geſchmeidig, loſe und doch eng um die biegſamen Glieder fiel! Wie das Weiß von Kragen und Hemd unter roſig blondem Geſicht ihn friſch, jung und gepflegt, ſo — gewaſchen ſcheinen ließ. Alſo gab es doch einen Mann, deſſen Berührung ſie ohne Unbehagen geſpürt hätte. Für eine Sekunde ſchloß ſie die Augen unter dem Brennen der ſeinen. An die Küſſe von ſeinen Lippen

hatte ſie gedacht. Wie entſetzlich, wie beſchämend, ihn hier zu finden. Er gab den Arm der Tante frei.

„Kennſt du den Herrn, Helene?“

Hatte er gewagt, von der Fahrt nach Baſel zu ſprechen? Aber nein! Aus tiefer Verbeugung aufgerichtet, ſchüttelte er faſt unmerklich den Kopf. Ein ſchalkhaftes Lächeln ſpielte um die friſchen Lippen unter kurzgeſchorenem, lichtem Schnurrbart.

„Wie komiſch du fragſt, Tante!“

„Herr von Brieg iſt der neue deutſche Militärattaché. Du ſollteſt dich eigentlich erinnern, daß er uns im September auf dem Bahnhof Friedrichſtraße behilflich war.“

Mit kühler Freundlichkeit gab ſie ihm die Hand.

„O ja, eines Majors entſinne ich mich.“

Und nur jener erſten Begegnung würde ſie ſich erinnern, falls er auf die Bekanntſchaft zu ſprechen kam. Dann war ſie gefeit gegen die Gefahr und das Häßliche, Niedrige, die alte Leidenſchaft, die ſie wieder bei ſeinem Anblick erwachen fühlte, und ſchien ſicher auch vor neuer Zudringlichkeit; denn zudringlich war er geweſen. Sie ſollte ihm zürnen. Aber was lag an einem Kuß? Überlieferung bewertete den Druck von Lippe auf Lippe zu hoch. Der Menſch wuſch ſich täglich. Konnte Waſſer mit der Spur nicht auch die Erinnerung an Küſſe bannen?

„Herr von Calane und ich ſind alte Bekannte,“ ſagte Brieg und drückte dem Oberſtleutnant die Hand.

Auch er habe das Vergnügen gehabt, verſicherte Bertrand der Fürſtin zuliebe einmal in deutſcher Sprache. Höflicher als vor einem Oberſten der eigenen Armee verbeugte ſich Brieg. Ob ſie im Verkehr mit dem Gegner groß oder kleinlich handelten, war einerlei. Der Sieger mußte Ritter ſein.

Der Botſchafter kam, die Fürſtin zu Tiſch zu führen. Calane und Bertrand eilten davon, ihre Damen zu ſuchen.

Von hinten aus dem Salon der Gräfin ſchritten ſchon Paare vorbei. Er bot Helene den Arm. Seine Augen lachten in ausgelaſſener Freude zu ihr hinauf.

„Ich habe das Glück, neben ihnen zu ſitzen, gnädige Frau!“

Sie neigte ſtumm den Kopf.

Das hatte er ſo eingerichtet, aber ſollte ſeine Hoffnungen getäuſcht ſehen.

Zögernd, ganz leicht nur legte ſie die Fingerſpitzen auf das Tuch über ſeinem Ellbogen.

Schnell zog er ſie in die Kette der Paare. Stürmiſche Freude ließ ihn den Arm drehen, um ihre Finger an ſich zu drücken.

„Sie wollten ſagen, Herr von Brieg?“

Stockſtill ſtand ſie. Ernſt und erſtaunt blickten ihre kühl fragenden Augen. Im Rücken ſtauten ſich ſchon die Paare.

Entrüſtung, faſt Empörung überkam ihn mit Verlegenheit. Er konnte nur ſtottern: „Verzeihung!“

Lächelnd, mit dem nachſichtigen Stolz einer Siegerin, legte ſie die Finger wieder auf ſeinen Arm und ſchritt weiter — ein Weib ſo recht von Gottes Gnaden, von der Natur in einer Stunde toller Verſchwendung geſchaffen! Aber — nicht anbetend durfte er auf ſie blicken, wenn er den Stolz der Lilie knicken und ſie wieder an die Bruſt reißen wollte.

Im Saal der ‚Jahreszeiten‘ hob er zuverſichtlich den Kopf.

„Darf ich Ihnen nicht zu verſtehen geben, wie unſagbar ich mich freue, daß ich Sie wiedergefunden habe?“

Ihre Augen ſtreiften die Dame vor ihr mit einem jener weiblichen Blicke, die in Sekunden über Alter, Rang, Stand, Schönheit und Anzug einer Fremden endgültig entſcheiden.

„Ich hätte nicht gedacht, daß eine flüchtige Begegnung auf dem Bahnhof Friedrichstraße Anlaß zu unsagbarer Freude beim Wiedersehen geben könnte.“

Fast wäre er jetzt stehengeblieben. Verblüffend war der lächelnd nachsichtige Sarkasmus und die Unverfrorenheit ihrer Worte. Er spürte fast Zorn.

„Das sagen Sie nach unserer Fahrt von Metz nach Basel?“

Sie krauste die Stirn in meisterhaft gespieltem Staunen.

„Ah, nun klärt sich alles. Ich muß eine Doppelgängerin haben, Herr von Brieg!“

Er konnte heimlich lachen. Aber büßen sollte sie dafür ... später, vielleicht heute schon mit einem Kuß; und gleich am Tisch, vor allen Leuten wollte er von der Bekanntschaft sprechen. Lügen konnte sie ihm dann nicht strafen und war in seiner Gewalt. Der Stärkere mußte er sich fühlen, wenn er sie gewinnen wollte. Doch war sie gerade in ihrer kalten Widerspenstigkeit verführerisch.

Er fand den Tisch der Gräfin im kleinen Saal hart neben der Tür zum großen und seinen Platz gegenüber der Botschafterin, die schon neben Rémeau saß. Den Stuhl links von seinem schob er unter Frau von Rachnowska gegen die Platte. Eigentlich handelten die Franzosen verständig, wenn sie rechts von der Dame saßen. Sie konnten ihr besser behilflich und dienstbar sein. Die andern Paare kamen. Baronin Bonnemain und Calane ließen sich zwischen ihm und der Botschafterin nieder. Gegenüber, neben Frau von Rachnowska, bemühte sich Oberst Bertrand mehr als nötig um Rémeaus Nachbarin, Frau Friedberg-Forget, die im Gegensatz zu ihrem Gatten mit größerem Recht den Namen Forget trug. Eine Tourelles aus dem alten Hause an der Loire, hatte sie den Freibeuter der Hochfinanz um seines Geldes willen geheiratet. Das kecke, hübsche Köpfchen mit den geradlinigen, über der Nase ver-

wachſenen Brauen einer Eigenwilligen trug die faſt durchſichtig zarte, ſehr dunkle Haut einer ſcheinbar Schwächlichen oder gar Zerbrechlichen. Aber ſie tanzte durch eine Nacht und warf den zierlich kleinen, aber wohl harten Körper in grauer Morgenfrühe zum langen Ritt hinter den Hunden in den Sattel. Bertrand beugte flüſternd den Kopf an ihr Ohr. Der Frack ſaß ſo ſchlecht wie ſonſt die Uniform auf dem ungeſchlacht muskulöſen und herkuliſchen Leib. Unter der kahlen Stirn glänzte das derbe Geſicht weinrot hinter hochaufgeſetztem pechſchwarzem Wachtmeiſterſchnurrbart. Mann ohne Haus und Herkunft, war er das echte Truppenkind Frankreichs, aber als fähiger, ja bedeutender Soldat der Stabschef des Generaliſſimus. Die Frauen ſchmeichelten dem herkuliſchen Sohn des Glücks. Ein girrendes, verhaltenes Lachen der Friedberg antwortete ihm, und er feuchtete die dicken Lippen in Erwartung der Beute. Zu verheimlichen brauchte er ſein leichtes Glück bei den Frauen nicht, weil er der gefürchtete ‚Profoß‘ des Offizierfechtklubs war.

Schon in der Pauſe zwiſchen Schurren der Stühle und Beginn einer Unterhaltung ſah Brieg Frau von Rachnowska das lächelnde Geſicht zu den ihr bekannten Tiſchgenoſſen heben. Launiger als ſonſt rief ſie in einem Franzöſiſch, das ſie wohl als Tochter von Polen ſo rein und weich ſprach:

„Ich höre, daß ich eine Doppelgängerin habe. Herr von Brieg fuhr von Metz nach Baſel mit einer Dame, die mir ſo ähnlich ſah, daß er mich eben als die Fremde anſprach.“

Ärgerlich mußte er die Zähne zuſammenbeißen und ſich zuſtimmend verneigen. Lügen konnte er ſie nicht ſtrafen. Alſo war er geſchlagen und hatte zu tun, als ſei ſie ihm wirklich fremd. Doch warum trafen ſich bei ihren Worten gerade wie vorher bei der Vorſtellung im Zimmer der

Königin Hortenſe die Augen von Bertrand und Calane in einem Zwinkern?

Gleich ſenkte Oberſtleutnant von Calane wieder die gewölbte hohe Stirn, die ſo eigentümlich vom kurzen Kinn und den weichen Lippen eines Genußmenſchen abſtach wie ſeine Erſcheinung von der Bertrands. Nachdenklich ſchien er die feinen Hände eines Sohnes alter Raſſe zu betrachten. Er tat, als lauſche er dem Plaudern der mit Schminke, Toilettenkunſt und lebhaften Geſten gegen das Alter ringenden blonden Frau von Bonnemain. — Vor Jahr und Tag hatte er ernſtlich um Frau von Rachnowska geworben. Wenn ihr kühler Gleichmut ihn abwies und allmählich ſeine Wünſche erſtickte, war es ein Troſt, zu wiſſen, daß alle Männer von ihrer eiſigen Kälte ſprachen. Nun hatten den deutſchen Attachs überwachende Späher berichtet, er ſei mit Helene vor zwei Wochen von Metz nach Baſel gefahren. Zu welchem Zweck konnten ſich die beiden getroffen haben, und warum glaubten ſie, ihre Bekanntſchaft verheimlichen zu müſſen? Entweder hatten ſie ſich als Liebende ein Stelldichein geſchenkt oder — Frau von Rachnowska trug dem Gegner Nachrichten zu. Neben Eiferſucht ſpürte er die Sorge des Patrioten. Helene von Rachnowska erfuhr von der Tante wohl manches für zwei Nationen wertvolle Geheimnis. Gab ſie es an Deutſchland preis, dann war vielleicht auch der Fürſtin nicht zu trauen. Bertrand freilich hatte über den Bericht der Späher lachen können: die äußerlich Kalten wären immer die Heißeſten und Tollſten; es handle ſich nur um ein Schäferſtündchen. — Dreiſt und derb wie immer, antwortete er jetzt auf die Bemerkung Helenens: „Die Doppelgängerin kann Verzweifelnden zu hoffen geben!“ Dabei kniff er nach Gewohnheit ein Auge zu mit einem Blick, durch den er die Frauen ſtets einlud, Mitſchuldige ſeines zyniſchen Denkens zu werden. Beim Sprechen knackte er — Gabel und Brecher

verſchmähend — mit den dicken, roten Fingern eines Bauern die Hummerſchere auf. Rings um die Lippen leckend, hob er das körnig weiße Fleiſch zum Mund. So wie jetzt nach dem Rumpf des Hummers, griff er hart, zuverſichtlich, mit niemals geſtilltem und ſtets belohntem Appetit auch nach den Frauen. In faſt andächtigem Bewundern ſchaute Frau Friedberg-Forget dem haſtig Schmauſenden und hoch Kauenden zu. — Quel homme, der ſo zerquetſchte, was er in die Finger nahm!

Die Gräfin hatte den Weg zu einer allgemeinen Unterhaltung gefunden. Auch Rooſevelt, ihr Landsmann, habe einen Doppelgänger. Sie erzählte, wie er den einſtigen Präſidenten in Verlegenheit und komiſche Lagen bringe. Brieg dachte an den eigenen Bruder und den Doppelgänger Zeppelins. Aber von dem ſchwäbiſchen Grafen durfte er nicht ſprechen. Sein Name zeugte von einem deutſchen Triumph. Ein Erinnern daran hätte hier nicht nur verſtimmt, ſondern gekränkt. Auch mußte er dem Plappern der Frau von Bonnemain lauſchen. Während ſie von zwei ſich ähnelnden Kutſchern befreundeter Familien erzählte, glitt ſein linkes Auge auf Frau von Rachnowskas Arm. Unter dem Ellbogen wunderbar breit und doch ſchlank gerundet, lag er auf dem Tiſch. In das volle, zarte Fleiſch des Oberarms kniff eine runde Schlange von Gold, die als Köpfe einen Saphir und einen Diamanten trug. Das leichte, flirrende Silbergrau vor dem Buſen ließ ahnen, daß der hohe, ſchlanke und ſchöne Leib nicht nur weiß, ſondern auch hart wie Marmor ſei. Von der Frau ſtrömte etwas aus, das mit dem Atem auch die Worte erſtickte. — Baronin Bonnemain ſchwieg. Er mußte endlich eine Unterhaltung beginnen, hob den heißen Kopf nach links und ſagte in der Sprache der Heimat leiſe, aber warm und herzlich:

„Ich darf mich doch freuen, neben einer Landsmännin zu ſitzen!“

Warum hatte ſie auch wieder die Augen auf die ſeinen gerichtet! Von dem merkwürdigen Flimmern darin ſchien ein Prickeln wie das des Weins auf der Zunge durch ihren ganzen Körper zu gehen. Aber ein guter, lieber Junge mußte er ſein, wenn er noch ſo treuherzig in die Welt blicken konnte. Sie fühlte ſich älter als er und ſicher wie eine Mutter neben dem Kind.

„Wie gefällt Ihnen Paris, Herr von Brieg?“

„Gut, ſehr gut, denn heute finde ich meine kühnſten Erwartungen übertroffen.“

Wieder hatte ſein Blick mehr als erlaubt geſagt. Und warum mußte er die natürlichſte Frage für ſeine Abſichten ausbeuten? Sie konnte einfach nicht mit ihm reden.

Bald empfand er, daß ſie auf Fragen nur mit knappen Antworten dankte und lieber noch ſtumm blieb. Später, nach Tiſch, in einem Winkel würde er ihr die Zunge löſen.

General Rémeau ſprach von galliſcher Fröhlichkeit. Verſtummt lauſchten die beiden franzöſiſchen Offiziere faſt ehrerbietig. Mit hoffärtiger Strenge glitten des Generaliſſimus' Augen über ſie hinweg und mit verbindlicher Artigkeit nur zu den Damen. Obwohl ihr Offizierkorps im Befolgen von Befehlen wohl weniger peinlich genau als das deutſche war, galt ihnen auch außer Dienſt ein General *nur* als Vorgeſetzter. Auf dem Übungsfeld trat er ſeinen Herren ſchroff, oft wegwerfend und mit Geringſchätzung entgegen, und auch unter Damen gab er ſich ſelten als Kamerad und Standesgenoſſe. — Die Gräfin warf in ihrem Gemiſch von Engliſch und Franzöſiſch gelegentlich eine Bemerkung oder Beſtätigung ein. Frau von Bonnemain und die Friedberg lauſchten ſchweigend wie ihre Herren.

Den Wert des Frohſinns für ein Volk rühmte Rémeau mit dem dozierenden, aber auch ſcharfen, ſchneidenden Ton — ſie ſagten sec et tranchant —, zu dem neuerdings ihre

Offiziere ſchon in St. Cyr erzogen wurden. Bei einer Kritik glaubte der Fremde darum zunächſt, harte und energiſche Soldaten ſprechen zu hören. Ein Glück, daß der Ton den Worten nur das Gepräge gab, ohne ſie immer zu Gold zu machen.

„Ah oui, Mesdames, jamais, jamais je n'oublierai ces jours d'Afrique tout plein de soleil et mes bons petits soldats, qui marchaient en riant vers la rencontre.“

Seine Augen ſchimmerten wirklich feucht, während er von der Fröhlichkeit ſeiner Truppen in Marokko ſprach. Ihre Liebe zum gemeinen Mann war ſo echt, daß ſie rühren konnte, und die beſte Eigenſchaft des Offizierkorps. Darum vermählte ſich ihr nicht die treue Sorge des mit Bekundungen ſeiner Neigung geizigeren preußiſchen Offiziers. — Komiſch war es, wie ſie immer ihre Perſon und ihr Volk des höchſten Intereſſes der Menſchheit und endloſer Erörterung würdig glaubten! Vor einer Amerikanerin und einem Deutſchen glaubte ein immerhin kluger General ſeit einer halben Stunde nur von der nationalen Fröhlichkeit ſprechen und mit der eigenen Eitelkeit die eines Volkes verraten zu müſſen.

Sogar an der Seite der Geliebten fühlte Brieg den Zwang, dem General unter die Haut zu blicken, das Maß ſeiner Seele zu nehmen. Er war der Mann, der einmal dem König von Preußen und Kriegsherrn der deutſchen Heere als Pair, als General von gleichen Rechten, auf der Wahlſtatt gegenübertreten durfte. Darum mußte er ihn betaſten und begutachten beim Gefiedel der Zigeuner neben der ſchönſten aller Frauen, wie er beim Gang durch die Straße das Volk, beim Ritt über den Übungsplatz das Heer beobachtete, um zu ergründen, wie der Gegner einmal die große Probe beſtehen werde.

Der jüngeren Generation, namentlich gebildeter Franzoſen, ſprach Rémeau die Fröhlichkeit ab. Ein Witwer mit

mehreren Kindern, erzählte er von Söhnen, die mit einem ihm unverſtändlichen Eifer und Ernſt ihren Berufspflichten nachgehen ſollten und noch beim Wein oder am Familientiſch an die Arbeit dachten, während der Vater dann alle Sorgen über die Schultern zum Wind warf.

„Ils pensent trop et ne risquent pas assez.“

Ein Lächeln verbarg Brieg. Rémeau riskierte allerdings! Im November hatte er ihn bei der großen Garniſonübung vor dem Großfürſten Konſtantin Alexandrowitſch als Führer geſehen. Die hagere, in Uniform noch immer jugendlich elegante Reiterfigur, die am Kinn ſo gut den kaum erſt ergrauten rötlichen Spitzbart trug, ſtand neben dem Pferd auf einem Hügel, vor deſſen Kuppe die eigenen Truppen in Verteidigung lagen. Endlich griff der Gegner an. Bald ſchlug der Generaliſſimus die Reitpeitſche ungeduldig gegen die blinkenden Schäfte der hohen Reitſtiefel und rief näſelnd in die Adjutantenſchar: ‚Allez, allez me chercher une brigade de cavalerie et balayez-moi tout ce monde-là!‘ — Die ‚Welt‘, die er durch zwei Reiterregimenter wegfegen laſſen wollte, war die durch Feuer noch nicht erſchütterte Infanterie einer halben Diviſion. Er riskierte. Aber höher ſtand wohl der Offizier der neuen, nicht durchweg, aber häufig tatſächlich ernſteren Generation, die ſeit dem großen Krieg aufgewachſen war. Dem klugen, ſtillen Calane hemmte freilich die Laufbahn und Entwicklung zum Führer das drückende Mißtrauen der herrſchenden Demokratie, die den Träger eines alten Namens mit Argwohn umſchnüffelte. Aber drüben Bertrand, das ſorgloſe, gar nicht ernſte Kind der Truppe, der Mann ohne Haus und Herkunft, trug im offenen Kopf die Vorzüge zweier Generationen. Wie er die Hummerſchere in den Fingern und die Frauen in den Armen zerquetſchte, ſo würde er zungenleckend, mit geſund animaliſcher Gier nach Kampf verſuchen, den Gegner zu packen. Er ſchien Frankreichs un-

vergänglicher und beſter Soldatentyp, ein würdiger Gegner des Offizierkorps, das ſeine Führergaben in den Wiegen guter Familien fand. Darum zwang ihm der Mann mit dem Wachtmeiſterbart immer ein launiges Lächeln ab. Mit ihm hatte der gleichalterige Fritz vielleicht einmal um den Sieg zu würfeln, und ein Glückspilz, wer von der Partie ſein durfte! ‚Qui vivra verra, Herr Kamerad,‘ mußte er denken.

Die Damen brachen eine Lanze für die jüngere Generation. Rémeau entſchied: „Nein, ſie haben keine Fröhlichkeit mehr ſeit“ . . . dem großen Krieg, wollte er ſagen. Aber ſein Blick fiel auf den Attachés. Das Geſpenſt eines Völkerringens legte ihm die Hand auf den Mund. „Seit dem Ende des letzten Jahrhunderts,“ verbeſſerte er ſich, ſtrich mit der Hand über die Stirn und ſchwieg, denn fatal blieb es doch, mit dem Deutſchen am Tiſch ſitzen zu müſſen. Freilich . . . die Fürſtin Rachnowska hatte ihn empfohlen. Sie tat nichts ohne Grund! —

Aufatmend und erlöſt begannen die drei Damen gleichzeitig zu ſprechen. Calane und Bertrand fielen ein, als ob ſie den General am Weiterreden hindern müßten. Dazu fiedelten die Zigeuner einen Tſchardaſch, und von den dreißig runden Tiſchchen mit bunten Kränzen von lichten Gewändern und nackten Schultern um die weißen Platten ſtieg lebhafter das Stimmengewirr zu den blinkenden Lichtern in der Decke. Brieg konnte glauben, er ſäße mit Frau von Rachnowska allein. Um ihre Lippen zu öffnen, wies er auf die mit Waſſer gefüllte runde Kriſtallkugel in der Mitte des Tiſches. Das Netzwerk des ſilbernen Deckels ſtützte Orchideen. „Sie ſcheinen keine Wurzeln zu haben, ſondern aus einem Ball von Faſern herauszuwachſen.“

Sie reckte den langen, ſchlanken Arm und ließ ſpielend eine Blüte durch die Finger gleiten. Keiner der Tiſch-

genoſſen achtete auf ſie. Da hob er den Kopf. „Im Speiſewagen waren es nur rote Nelken, aber Sie ſteckten eine an die Bruſt. Wiſſen Sie noch, worauf wir tranken, gnädige Frau?“

Sie ſchwieg und blickte geradeaus mit dem Lächeln, das nur die Erinnerung an eine frohe Stunde bringt.

„Auf gute Freundſchaft tranken wir, gnädige Frau!“

Sie wendete ſich ihm zu. „Solange wir beiſammen wären, ſagte ich.“

Gleich rötete ſich ihr Geſicht. Sie hatte ſich verſchnappt. Gehört hatte es niemand, aber es war unangenehm, wenn er auch jetzt gefügiger und zurückhaltender ſchien.

„Sind wir nicht zuſammen?“ Er lachte und fuhr fort: „Alſo gilt das Verſprechen.“

Bittend, obwohl launig hatte er es geſagt. Sie mußte mitlachen. „Wiederum ſolange es dauert!“

„Abgemacht!“

Er griff nach dem Glas, als wolle er den Pakt erneuern. Schon legten ſich auch ihre Finger um den Kelch. Da trat der alte Trotz in ihre Augen. Sie blickten, als müßten ſie ihm, dem Schickſal, aller Welt die Stirn bieten. „Nichts iſt abgemacht!“

„Der finſtere Blick kann mir die Stimmung nicht verderben, denn neben Ihnen kann nur gute Laune ſitzen!“

„Meine Geſellſchaft ſollte beruhigend wirken.“

„Das war ſie nie.“

Die Gräfin ſtand auf. Rémeau bot ihr den Arm. Hinter Frau von Bonnemain und Calane führte Brieg Helene von Rachnowska ins Muſikzimmer. Er verbeugte ſich. „Geſegnete Mahlzeit, gnädige Frau!“

Sie ſtarrte ihn an, ehe ſie ihm die Fingerſpitzen ließ. Es überraſchte, daß der ſonſt Weltgewandte eine alte Kräh-

winkelsitte mit sich ins Ausland trug. Graf Beaupré kam, und der Major ging. Kopfschüttelnd mußte sie der schmalhüftigen, schlanken Gestalt nachblicken. Sicher, selbstbewußt, aber immer geschmeidig und biegsam wand er sich durch das Gedränge vor die Botschafterin. Als er sich auf ihre Hand beugte, meinte sie deutlich zu sehen, wie die Lippen sagten: ‚Gesegnete Mahlzeit!‘ Zu Frau von Ranitz, zu ihrem Mann und dem Botschafter ging er. Den Herren wünschte er „Gesegnete Mahlzeit!“ so laut, daß sie es hörte. Den Kopf mit zuversichtlich heiterem Gesicht gehoben, kam er zurück, als gehöre er zu ihr. Sie endete das Gespräch mit Beaupré. Durfte sie ohne Einwand zuschauen, wenn ein ahnungsloser Landsmann sich vor aller Augen blamierte? Gewiß, sie war nur eine halbe Deutsche, und die Tante wollte überhaupt keine sein, aber die Mahnungen des Vaters blieben unvergeßlich, und Brieg war ein lieber Mensch. Sie faßte sich ein Herz und sprach, damit der Fremde nichts verstehe, wieder Deutsch: „Herr von Brieg, nehmen Sie einen guten Rat nicht übel. Es ist besser, hier nicht ‚Mahlzeit‘ zu sagen, weil es auffällt.“

Eine Freude stieg in ihm auf. Sie wollte ihm wohl, nahm Anteil an ihm. Das tat gut, ja rührte ihn fast. Aus warmem Herzen meinte er: „Aufrichtigen Dank, gnädige Frau! Die Herrschaften, denen ich eben ‚Mahlzeit‘ wünschte, haben längst ähnlich gesprochen, aber doch erlebt, daß ich noch immer ‚Mahlzeit‘ sage.“

„Aber weshalb, Herr von Brieg?“

„Weil ich den Brauch in einem guten deutschen Hause lernte und der Fremde weder zugestehen will noch kann, daß irgendwo auf Gottes grüner, runder Erde bessere Sitten als die meiner seligen Eltern und unserer deutschen Väter gepflegt werden. Ausländern mag ich unsere Bräuche nicht aufzwingen, denn ich habe Schlesien nicht verlassen, um die Völker zu lehren und die Heiden zu bekehren, aber ver-

geßliche Landsleute muß ich an unſere Sitten erinnern."

Ah, wenn er ſo ſprach! Sie hatte ein Gefühl, als könne ſie ihn zornig bei den Schultern ſchütteln und doch auch in Lachen den Kopf an ſeiner Bruſt bergen. Einen Augenblick ſchloß ſie die Augen. Wie er da ſtand, ſchlank, ſchmal, eigentlich fein von Geſtalt, aber ſchroff und ſtark von Art, war er die Gefahr! Ihr Kopf ſank. Um ein Ende zu machen, meinte ſie wieder müde und gleichgültig: „Aber ich habe auch in deutſchen Büchern und Zeitungen oft ein ſpöttiſches Urteil über den ſogar in Deutſchland einſchlafenden Brauch geleſen."

„Leider, gnädige Frau."

Im Muſikzimmer begann Kanderewski auf die Taſten des Flügels zu hämmern. Brieg hatte kein Ohr für Muſik, mußte aber Frau von Rachnowska auffordern, näherzutreten. Leider fand er in einem Winkel des Zimmers ſogar einen Seſſel frei. Nun konnte er ſie nicht aus dem Gedränge in die hinteren Räume führen. Die Zeit drängte, weil die Geſellſchaft bald nach Tiſch aufzubrechen pflegte.

Helene von Rachnowska hörte den Slawen oft und gern. Heute ſchien er zum Spielen oder ſie zum Hören beſonders gut aufgelegt. In atemloſe Stille klangen die weichen, vollen Töne. Eine läſſige Ruhe, ein ſüßes Vergeſſen fiel wie feiner, warmer Nebel auf ihr Fühlen und Denken. Ihre Augen ruhten auf den Fingern im Schoß, aber wie im Traum ſpürte ſie die Nähe des Mannes neben dem Seſſel. Es war faſt, als ob ſeine Hand und nicht das Schmeicheln der Töne ihre Ohren ſtreichele. Es war, als liege ihr Kopf nicht an der Lehne, ſondern an ſeiner Schulter. Seltſam, wie ſie ihn ſah, ohne ihn anzuſchauen, wie ſie ihn fühlte, als ob die Tonwellen eine Brücke zwiſchen ihnen ſchlügen. Ob er Ähnliches empfand? Sie hob die Augen. Gerade hinein ſchauten die ſeinen mit einem

Flirren. Ohne Unterlaß mußte er ſie angeſtarrt haben mit dem brennenden Blick, unter dem ſie wieder die Lider ſenkte.

So hatten ſeine Augen damals geflimmert, bei dem Kuß, der alſo doch nicht abzuwaſchen war. War es die Muſik, die den Zorn über ſeine Dreiſtigkeit ſchwinden ließ und die Furcht vor neuem Unterliegen beſchwichtigte? Nein, das alte, unheimliche Sehnen und Begehren regte ſich wieder. Ein Zittern ſpürte ſie unter der Demütigung des Erkennens. Alſo war es dem Menſchen nicht möglich, das Tieriſche abzuſtreifen. Ein Mann und eine Frau begegneten ſich. Sie wußten nichts vom Denken und Empfinden des anderen und hatten darum kaum Grund, ihn auch nur zu achten, aber doch zog mit magnetiſcher Allgewalt der Wunſch, eins — eins in Fleiſch und Sinnen — zu ſein, ſie zuſammen. Nicht einmal als ekles, ſondern als ſüßes Gift betäubte der Wunſch das Hirn und Herz. Das war das Tieriſche, Häßliche, gegen das ſie ringen mußte.

Die Zuhörer klatſchten in die Hände. Brieg beugte den heißen Kopf zu ihr. Sein Blick verriet, woran auch er gedacht hatte, ſchien zu erzählen, wie ſie beide in Leidenſchaft eben eins geweſen waren. „Wiſſen Sie, was mir noch immer leid tut?“

Sie konnte nur den Kopf ſchütteln.

„Daß ich meine Stunde hatte und nicht nützte, daß ich Sie gehen ließ.“

Eigentlich durfte ſie es nicht hören, aber ſie fühlte ſeltſame Schwäche — nach der Muſik. „Solche Stunden ſchlagen nur einmal!“

„Für den Schwachen, der ſeine Stunde nicht zu rufen verſteht!“

Hart wie Hammerſchläge klang es.

Die Tante humpelte heran. „Es wird Zeit, Helene. Gut, daß ich Sie treffe, Herr von Brieg. Wann beſuchen

Sie uns? Morgen? Nein, Sonnabend kommen Sie, bitte, zum Tee."

Er beugte ſich über der Fürſtin Hand. Zwei Herren verabſchiedeten ſich von ihr. Da konnte er haſtig die Gräfin aufſuchen. Unten in der Halle hatte er ſchon Hut und Überzieher gefunden, als die beiden Damen in Mänteln, das Haar unter Spitzentüchern, aus dem Zimmer unter dem Treppengehäuſe traten. Ein Automobil fuhr vor. Er trat hinter der Fürſtin durch das Portal und hob ſie in den Wagen. Schnell ſah er ſich nach Frau von Rachnowska um. Eben hatte er noch mit ihr geſprochen. Jetzt war ihr Calane beim Einſteigen behilflich, breitete die Decke über der Damen Knie, zog den Kopf aus dem Wagen und trat zurück. Das Automobil rollte an. Brieg konnte nur noch den Hut lüften.

„Wenn es Ihnen recht iſt, begleite ich Sie."

„Wird mir ein Vergnügen ſein, Herr von Calane."

Gleich wendeten ſie ſich links gegen die Seine in den langen, weit ausgreifenden, harten Schritten von Menſchen, die eben aus heißen Zimmern in die kühle Nachtluft kommen. Am Ende der langen Reihe von Wagen ſah Brieg den Mann mit dem Fächerbart hinter eine Equipage treten. Es war eine komiſche Welt, in der Calane morgen im Bericht des Agenten leſen würde, daß er den deutſchen Militärattachés nach Hauſe begleitet hatte.

Der Oberſtleutnant ſpürte Durſt. Der Kommandant von Brieg ſollte nach den Meldungen der Späher allabendlich im Café des Hotel ‚Quai d'Orſay' ein Glas Bier trinken und die Abendzeitungen leſen. Ob er ihm einmal Geſellſchaft leiſtete? Es widerſprach wohl Brauch und Vorſchrift, mit dem deutſchen Militärattachés ohne Wiſſen der Vorgeſetzten und ohne beſtimmten Zweck ein Wirtshaus zu beſuchen. Aber ein Offizier aus einem Hauſe, das der Nation einen Marſchall von Frankreich geſchenkt hatte, durfte ſich über Verdacht erhaben glauben.

„Trinken Sie noch ein Glas Bier, wie wir es manchmal in Berlin mit Ihrem Herrn Bruder taten?“

„Zwei, Herr von Calane, oder auch drei, eine ganze Tonne heute!“

Warum klang ein Jubeln durch des Deutschen Stimme? Hatte Bertrand recht? Da waren sie am Quai. Der Oberstleutnant bog um die Ecke nach rechts. Voran schritt er in die Drehtür und durch die kleinen Tische in Gedanken geradeswegs auf Briegs Stammplatz in der Fensterecke. Sein Hut hing schon am Nagel, als er sich besann und erschrak.

* * *

„Nein, Herr Major, nur der Chef der Nachrichtenabteilung hat mich in Berlin gesprochen.“

Oberleutnant Bercken saß dem Major von Brieg in der Geschäftsstube gegenüber. Heute, am Sonnabendmorgen, war er eben angekommen. Das junge, aber hagere Gesicht des früheren Rennreiters trug noch schwarze Bartstoppeln. Nach durchwachter Nacht fröstelte ihn, denn der Tag war kühl und wolkig.

„Und man denkt für die Verhandlungen mit Rampierre einen Agenten zu schicken.“

Von der Wichtigkeit der Mission noch erregt, nickte der junge Offizier lebhaft. „Der Mann muß gleichzeitig mit mir gefahren sein und wohnt als Werner Schulz im Hotel ‚Bavarie‘. Dort soll er sofort erfahren, wann er Fleury aufsuchen kann. Geld trägt er bei sich.“

Briegs Hand lag über dem Mund. Mit Daumen und Zeigefinger rieb er nachdenklich an den Wangen. „Benachrichtigen werden wir ihn sofort. Rampierre-Fleury kam erst gestern, zeigte mir aber die Papiere und versicherte, er werde heute den ganzen Tag zu Hause bleiben. Schweinehund kann sein Geld nicht früh genug bekommen! Wenn er

nicht gar zu unbeſcheiden iſt oder mit ſich reden läßt, könnte der Agent morgen mit den Dokumenten nach Berlin reiſen. Eine Abſchrift zu ſchicken, wäre nicht genug, und da die Papiere uns für eine Woche zur Verfügung ſtehen, mögen ſie in Berlin von Sachverſtändigen geprüft werden, obwohl ich nicht mehr bezweifle, daß ſie uns tatſächlich den Plan zum Aufmarſch der Franzoſen und Engländer verraten."

Bercken unterdrückte ein Gähnen, mit dem jetzt die Müdigkeit ſich meldete. „Bitte gehorſamſt um Verzeihung, Herr Major! Dem Agenten iſt befohlen, die Papiere in der Botſchaft abzuliefern. Von hier ſoll unbedingt der Feldjäger ſie nach Berlin bringen."

Die beſorgte Miene des Majors klärte ſich. Er ließ die Hand vom Mund auf die Tiſchplatte fallen. „Sehr erfreulich, daß die Berliner die Verantwortung dafür übernehmen. Auf eigene Fauſt durfte ich den Feldjäger nicht in die Geſchichte hineinzerren. Es iſt richtig, daß ſie den Agenten faſſen und durchſuchen könnten, falls der Teufel will, daß Rampierres Diebſtahl entdeckt wird. Nur ſitzt der Feldjäger ſeit heute morgen mit einem Depeſchenbeutel für das Auswärtige Amt auf der Bahn. Wenn ich reiſe, könnte es auffallen, da ich erſt unlängſt in Berlin war. Alſo werde ich Sie bitten, die Papiere über die Grenze zu bringen, falls der Herr Botſchafter einverſtanden iſt. Packen Sie Ihre Koffer, Bercken."

Des Oberleutnants übernächtigtes Geſicht rötete Freude. Ohne Müdigkeit ſprang er vom Seſſel, um ſich zu verabſchieden. Gewiß war es Schinderei, durch vier Nächte auf der Bahn zu ſitzen, aber mit den Papieren in der Taſche durfte er ſich ein Mann von Bedeutung fühlen, faſt glauben, daß er half, das Vaterland vor Unheil zu retten, und in keines anderen Menſchen Händen hätten die Dokumente ſicherer ſein können.

Mit dem jüngeren Kameraden trat Brieg in den Korridor und ließ dem Agenten Nachricht ins Hotel ſchicken. Der Handel konnte erledigt ſein, ehe er nachmittags zum Tee bei den Damen Rachnowska ging. Wieder drängte ſich Helene in die Gedanken an Dienſt und Pflicht. Ob ſie ihn auch wieder kühl und abweiſend empfing? Im Muſikzimmer der Botſchaft hatte er hinter ihrer kühlen Miene doch Lava glühen zu ſehen geglaubt. Wenn er ſie nur allein ſprechen und überrumpeln durfte.

Da war er wieder im Zimmer und am Schreibtiſch. An einem ſeiner Berichte hatte er zu arbeiten. Ganze Tage verbrachte er oft mit reiflichem Überlegen, mit ernſten Fragen an das Gewiſſen und häufigen Verbeſſerungen über der letzten Niederſchrift. Er las:

‚Einen faſt unerklärlich nachhaltigen Eindruck haben hier die Wahlrechtsdemonſtrationen der Berliner Sozialdemokraten namentlich auch in der Armee gemacht. General Elsner, geborener Elſäſſer und Kommandeur der Artilleriebrigade in Chalons, der allgemein der ſcharfſichtigſte militäriſche und politiſche Beurteiler Deutſchlands genannt wird, hielt am elften dieſes Monats einen Vortrag im Cercle Militaire. Der ruſſiſche Militärattachs war unter den Zuhörern und erzählt mir, der General habe ausgeführt: »Ein Staat, der ſich durch derartige Störungen der öffentlichen Ordnung und Terroriſierung ſeiner friedlichen Bürger von rebelliſchen Maſſen verhöhnen laſſen muß, iſt zweifellos weniger ſtark, als wir ihn geglaubt haben. Man könnte einwenden, ſeine Regierung habe großmütig oder tolerant ſein wollen. Meine Herren, ich frage, ob man aus politiſcher Toleranz Proletarierrotten geſtattet, die Steuerzahler vom Bürgerſteig in den Rinnſtein zu ſchubſen? Nein, wir dürfen glauben, daß nur bleiche Furcht oder Ohnmacht den Ausſchreitungen zuſchauten, ohne die Hände zu rühren. Die Folge dürfte nach geſchicht-

lichen Beiſpielen ſein, daß die Regierung die Zügel der Staatsgewalt mehr und mehr ſchleifen laſſen muß. Nach etwa einem Jahrzehnt mag unſer Nachbar und Gegner dann den anderen Mächten des Dreibundes weniger zuverläſſig und bündnisfähig als heute erſcheinen, weil ſeine Regierung ſich immer neuen Launen und Leidenſchaften der Volksmaſſen anbequemen muß. Wir Soldaten dürfen darum hoffen. Die Stunde, in der es der Reichsregierung nicht mehr gelingt, den für die Nation und Dynaſtie vorteilhaften Frieden zu wahren, mag nahe ſein. Wie heute für ein Wahlrecht, mögen aufgehetzte Maſſen morgen für einen Krieg demonſtrieren und die ſchlaffe Regierung mit ſich reißen!«'

Brieg legte die Feder aus der Hand. Zu ändern war nichts, obwohl der Tabak ſtark genug ſchien, um verſchnupfen zu können. Aber auch militärpolitiſche Anſchauungen des Gegners galt es offen, furchtlos und ſoldatiſch zu ſchildern. Und ein Körnchen recht geſunder Vernunft lag in des geſcheiten Generals Worten, obwohl fromme Wünſche ihm Übertreibungen auf die Lippen gelegt hatten. Schließlich forderte die Sozialdemokratie auch Lachen heraus. Es war doch ein guter Witz der Zeitgeſchichte, daß politiſche Führer, die Erfolge nur von der Revolution und dem Chaos erhoffen konnten, ihre Rotten zu Ordnung und Disziplin erzogen und mit glückſeligem Philiſterſtolz ſchmunzelten, wenn nach ihren Probemobilmachungen für den Umſturz in den Zeitungen ſtand: ‚Das Betragen der Banden war wieder muſterhaft.'

Um die Mittagsſtunde unterbrach er die Arbeit. Als er vom Eſſen zurückkam, hatte ein Bote einen Brief des Agenten Werner Schulz gebracht. Das ‚Geſchäft' ſei ſo gut wie abgeſchloſſen, doch verlange die andere ‚Partei' Bezahlung in Gold, weil Banknoten mit der Nummer die Spur zur Geldquelle trügen. Um ohne Auffallen in ver-

ſchiedenen Banken Gold einzuwechſeln, bedürfe es mehrerer Stunden. Erſt Punkt fünf Uhr könne die ‚Ware‘ geliefert werden.

Wie unangenehm! Der Mann beſtimmte gerade die Stunde, zu der die Fürſtin Rachnowska ihn erwartete. Natürlich mußte er ſich verſpäten. Um beim erſten Beſuch nicht unpünktlich zu ſcheinen, ſchrieb er ſchnell einen kurzen Entſchuldigungsbrief und ſagte ſich für halb oder ſechs Uhr an.

Die Fürſtin las ſeine Zeilen noch am Frühſtückstiſch in ihrem Hauſe der Rue Dauphine. Der Diener brachte den Brief mit dem Kaffee, goß ein und warf den Zucker nach.

„Jean, telephonieren Sie nach oben, ob meine Nichte zu Hauſe iſt und ſchon gegeſſen hat.“

Durch eine gerade Flucht mehrerer mit Portieren verhängter Türen ging der Mann über die dicken Rieſenteppiche der faſt hallenartig großen Räume zum fernſten Hintergrund. Aus dem letzten Zimmer, dem Wohnraum der Herrin, kam er zurück. „Madame hat Migräne und überhaupt nicht gegeſſen!“

Ärgerlich führte die Fürſtin in Haſt die Taſſe zum Mund und verbrannte ſich die Zunge. „Peste! Wie oft ſoll ich predigen, daß Kaffee wohl heiß, aber nur ſo heiß ſein muß, daß ich ihn gerade noch trinken kann. Bin ich hier, um mit Rühren, Löffeln und Puſten Arbeit zu tun, für die ich meinen Koch bezahle? Auch der Teller für den Spinat und die Eier war zu heiß. Nur angewärmt dürfen die Teller ſein.“

Mit dem Löffel in der kleinen Taſſe rührend, brummte ſie halblaut vor ſich hin. War es nicht genug, daß man heutzutage auch in den beſten Hotels und Reſtaurants unter der Unwiſſenheit von Gaſtwirten zu leiden hatte. Lange genug hatte es gedauert, bis Reſtaurateure begriffen, daß Teller zu wärmen wären. In ihrem Unverſtand er-

hitzten sie nun das Geschirr, bis fast das Porzellan sprang, und gaben dem Essenden statt des Tellers eine Bratpfanne. Wer Spiegeleier auf den vom Kellner gebrachten Teller legte, konnte sie unter den eigenen Augen nachbraten und erhärten sehen. Einfältige Hausfrauen hatten den Brauch in ihre Häuser getragen. Darum war er Dienstboten nicht mehr abzugewöhnen. Überall saß man vor Speisen, die auf überhitzten Tellern austrockneten.

Sie trank. Der Verdruß über die Trägheit der Dienstboten war nicht der schlimmste. Mehr verdarb die Nichte ihre Laune. Immer, wenn sie Helenens bedurfte, um einen Herrn zu unterhalten und an das Haus zu fesseln, litt sie an Migräne. Natürlich bockte sie nur, die große, schöne Marjell, der das Leben alles, aber vergeblich bot. Lächerlich genug war es, daß sie die Menschen mied und nicht wieder heiraten wollte, lächerlicher, daß sie auf Lebensbehagen verzichtete. Warum konnte sie nicht glücklich und froh oder wenigstens zufrieden sein? Das große Haus war für lange Jahre den Herzögen von Bohan gut genug gewesen. Die Räume hier im ersten Stock und im Erdgeschoß bewohnte sie allein, denn das Alter schätzte die Zeit zum Planen und Denken gönnende Einsamkeit. Aber oben hatte die Nichte ihren eigenen Haushalt mit Küche und Dienerschaft. Getrennt von Helene mußte sie leben, denn es gab Menschen zu sehen und Dinge zu besprechen, von denen das Kind nichts ahnen sollte. Außerdem imponierte es der Welt von Toren und Kindern gewaltig, wenn in einem einzigen Palais zwei Damen gleicher Familie zwei Häuser machten, und leiten konnte die dumme Herde am leichtesten, wer ihr Sand in die Augen streute oder sie blendete. Mund und Nase rissen große Kinder mit alten Namen oder hohen Würden auf, wenn die Fürstin und Frau von Rachnowska in verschiedenen Equipagen zu einer Gasterei fuhren oder zu Hause gleichzeitig ein Diner und einen Ball für ver-

ſchiedene Geſellſchaften gaben. Helene freilich hatte die Pläne von großen Feſtlichkeiten zuſchanden gemacht.

Die Fürſtin leerte die Taſſe. Der Diener reichte ihr den Ebenholzſtock. Sie ſtand auf. „Frau von Rachnowska iſt zu benachrichtigen, daß ich ſie bald beſuchen werde!“

Humpelnd ſah der Mann ſie durch das Schweigen der Flucht einſamer, hoher Räume zu ihrem Zimmer gehen. Sechs Männer, aber Wachtmeiſter, waren an dem hinkenden Drachen verloren.

Oben ſaß Frau von Rachnowska vor dem Spiegel auf dem Toilettentiſch ihres Schlafzimmers. Über den nackten Armen und dem Korſett, einem nur leichten, luſtigen Gewebe, das weniger Notwendigkeit denn Gewohnheit morgens um den harten, ſchlanken Körper ſchnürte, über den weiten Beinkleidern von weichem Batiſt und den langen Strümpfen fühlte ſie nur die weiße Seide des Morgenrocks. Die Ärmel glitten über die Ellbogen herab, als ſie die Hände zum Friſieren hob. Den dritten Verſuch begann ſie ſeit neun Uhr. Zweimal hatte ſie ſich wieder zu Bett gelegt und nach einem Buch gegriffen. Das Bewußtſein, daß ſie heute mit der Tante Brieg empfangen müſſe, ſchien zu ermüden, die Glieder ſchwer und für Tätigkeit unluſtig zu machen. Wenn die Tante ihr ſagte, ſie freue ſich auf eines Herren Beſuch, ſpann ſie einen ihrer Heiratspläne. Sonſt wollte ſie freilich von den Deutſchen nichts wiſſen und meinte, in der Botſchaft verkehre ſie nur, weil es ihre geſellſchaftliche Stellung hebe. Als ob das nötig wäre!

Nein, es ging nicht mit dem Friſieren! Sie raffte hinter dem Nacken den breiten, langen Mantel der vom nächtlichen Flechten gewellten Blondhaare zu einer einzigen ſchweren Strähne zuſammen, knüpfte den Zopf mit einem Faden und wand ihn loſe um den Hinterkopf. Von Mariechen ließ ſie ſich niemals friſieren, weil das Haar ihr für fremde Finger zu ſchön und lieb war. Alſo galt es zu warten, bis Kraft

und Luſt zur Arbeit kamen. Einſtweilen ſah ſie noch ſchlecht und matt aus. Schwarze Ringe lagen unter den Augen, weil ſie eine unruhige Nacht gehabt hatte. Überhaupt ſtörten die Gedanken an Brieg die Nerven. Ein guter, lieber Menſch ſchien er wohl, aber gerade darum gefährlich, und wenn die Tante ſich ihm verbündete. . . .

Ein Klopfen klang durch die Tür. Ihre Dienerin trat ein und zog die Brauen gegen die Stirn.

„Ihre Durchlaucht die Frau Fürſtin wird kommen, gnädige Frau!"

Ein Blick ungnädiger Laune dankte dem Mädchen.

„Sagen Sie, ich ſei ausgefahren, Mariechen!"

Verängſtigt wie vorher flüſterte die Kleine:

„Sie weiß, daß gnädige Frau zu Hauſe ſind!"

Frau von Rachnowska kramte zwiſchen den Schmuckſtücken in einer offenen Silberſchale, fand die Uhr und ſah, daß ſie nicht aufgezogen war.

„Wie ſpät, Mariechen?"

„Es wird halb zwei ſein, gnädige Frau!"

Wenn die Tante ſo bald nach dem Frühſtück kam, hatte ſie ihren Mittagsſchlaf verſäumt und war ſchlechter Laune, oft kaum menſchlich.

Frau von Rachnowska zog mit einem Fröſteln die Seide des Morgenrocks enger um den Leib.

„Ich kann ſie nicht empfangen, Mariechen."

Das Mädchen wiegte den Kopf. Die immer gütige Herrin bedauernd, dachte es: ‚Aber leider werden Sie müſſen! Die Fürſtin tat nur nach eigenem Willen.'

Frau von Rachnowska ſtand auf.

„Laſſen Sie ihr ſagen, ich hätte mich mit entſetzlichen Kopfſchmerzen zum Schlafen niedergelegt."

Das Mädchen ging.

Korſett und Schuhe mochte Helene nicht wieder abnehmen. Den Roman und eine Decke nahm ſie vom

Bett und ſtreckte ſich auf der Chaiſelongue aus. Es tat gut und erfriſchte, die weiche kühle Seide des Kiſſens auf der Wange und des Morgenrocks auf den Gliedern zu ſpüren. Nicht nur wohler, auch mutiger fühlte ſie ſich bald. Eigentlich hätte ſie die Tante empfangen können. War doch Brieg der erſte Mann, in dem ſie wieder eine Gefahr ſah. Das hätte ihr Kraft zum Widerſpruch geliehen.

Sie hörte leiſe und langſam die Tür aufgehen. Entrüſtet warf ſie ſich auf die andere Hüfte. Wer wagte ohne Anklopfen bei ihr einzutreten?

Da ſtand die Tante im ſchwarzen Wollkleid, das ſie ohne Schmuck ſtets im Hauſe trug. Auf den Stock geſtützt, lag der hagere Körper, der niemals ſo klein ſchien, wie er doch war, aus den Hüften vor. Die winzigen Pupillen glitzerten wie harte, ſchwarze Nadelköpfe. Das Grau der Augen war dunkel wie Schiefer. Die Flügel der ſchmalen, langen Naſe bebten in der Stille vor dem Sturm.

„Helene!“

Der ſchroffe, herriſche und doch ſtreitſüchtige Klang der Stimme rüttelte an den Nerven. Den Kopf wendend, ſprang Frau von Rachnowska auf und zog den Rock um den Körper.

„Sie erzählen mir, daß du wieder Kopfſchmerzen haſt!“

„Guten Morgen, Tante.“ Helene hob zum Gruß den Kopf.

Die Greiſin nahm die Lorgnette vor die Augen. An breitem, billigem Band von ſchwarzer Baumwolle hing das Glas um den Hals.

„Und ich ſehe, daß ich für einmal die Wahrheit gehört habe. Du ſiehſt blaß, nein gelb . . . elend . . . jammervoll aus!“

Bei jedem Wort hatte ſie die Stimme mehr gehoben, ließ jetzt das Glas fallen und ſetzte ſich in den Stuhl am

Fenſter mit dem Rücken zum Licht. Der Stock lag faſt wagerecht in geballter Fauſt. Sie ſaß wie ein Richter, der über Tod und Leben entſcheiden, aber auch gleich das Urteil vollſtrecken will.

„Warum denkſt du nicht an deine Geſundheit und gehſt zeitig ſchlafen ſtatt zu ſchmökern?“

Ihr Blick fiel auf das Buch. Die Mundwinkel ſanken herab. Ihre Miene hatte neben Geringſchätzung ein grenzenloſes Bedauern für der Nichte Torheit.

„Romane ſind die dümmſten, kindlichſten, albernſten aller Bücher!“

Helene hob die Schultern gegen den Hals.

„Wenn es an mir läge, hätte ich geſchlafen und keine Kopfſchmerzen!“

Größer als der Ärger ſchien die Freude der Tante über die abweiſende Antwort. Hart ſtieß ſie den Stock auf den Teppich. Jetzt konnte ſie zanken, ſchelten, wüten und war in ihrem Element, denn häuslicher Zank ſchien der ſonſt klugen Frau und großen Dame ein Lebensbedürfnis. Aber ſie verſtand ihre Genugtuung unter einem Grollen in der Stimme zu verbergen.

„Auf deine Dankbarkeit habe ich längſt verzichtet und begreife nur nicht, warum ich ſchwach, töricht und närriſch genug bin, noch für dich zu ſorgen und immer wieder zu verſuchen, dich auf die Füße zu ſtellen.“

In Helene quoll Zorn auf. Sie wußte, was es hieß, ſie auf die Füße zu ſtellen oder auch zu ‚etablieren‘!

„Ich kann deine Gründe nennen, Tante! Es gelingt dir, alle Menſchen deinem Willen zu beugen und jeden Widerſtand zu brechen. Nur mich zu ‚etablieren‘ verſuchſt du vergeblich. Mit mir haſt du immer noch Mühe, findeſt Beſchäftigung, mußt tadeln und ſchelten. Das iſt deine Freude und macht mich dir lieb!“

Die ſtrengen Falten im alten Geſicht glätteten ſich. Faſt

wagerecht lag die Unterlippe, denn die Fürstin war befriedigt. Gesundes Urteil und Verstand ließen sich der Nichte nicht absprechen. Was könnte die große Marjell mit der schönen Gestalt und dem klugen Kopf nicht aus sich machen? Ja, sie hatte sie lieb, weil sie ihr Sorgenkind, ein rebellischer Trotzkopf war. Aber das war ihr Geheimnis. Zürnend grollte sie weiter:

„Du hast recht. Ich möchte dich etabliert und nicht länger verspottet oder lächerlich sehen. Was bist du für die Welt? Eine Frau, die keinen zweiten Mann findet, nachdem der erste sie hintergangen und um den letzten Pfennig ihres Vermögens gebracht hat. Ich mag meine einzige Verwandte und Erbin weder verlacht noch bedauert und bemitleidet sehen. Beneidet und bewundert soll sie sein."

Im Zimmer auf und ab schreitend, gab Helene sich Mühe, den Ton des Gleichmuts zu wahren.

„Damit deine Wünsche Befriedigung finden, soll ich mich in einer neuen Ehe täglich der Schmach der ersten erinnern. Begreife doch endlich, daß ich die Männer verachte und hasse."

„Sprich nicht so von ihnen, Helene. Sie holen, laufen und schleppen für uns, sie geben und bringen uns. Sie sind unsere Dienstboten. Wer aber von seinen Leuten Schlechtes erzählt, beschmutzt das eigene Haus. Verachten mögen wir sie — allenfalls. Sie zu hassen, sollte Stolz auf die Macht unseres Geschlechts verbieten. Wie kannst du sie hassen, wenn du sie wie fügsame Schoßhündchen an der Leine führst, auf und nieder, rechts und links! Laufen sie dir nicht in Rudeln nach?"

„Da sagst du es!" Hoch sich aufrichtend, noch in Entrüstung hatte sie es gerufen, bezwang sich aber, trat der Tante näher, legte bittend die Hand auf der Greisin Schulter und in die Stimme ein weiches Flehen:

„Tante Alodia, versuche zu begreifen, wie ich nach

meinen Erfahrungen empfinden muß, wenn ſie mich ... ich gebrauche dein Wort ... in Rudeln umſtellen. Für einen, der mir frei und offen als Menſch dem Menſchen ins Auge ſieht, kommen zehn mit dem Wunſch, den ich zu erraten alt und leider erfahren genug bin. Der eine verſucht es mit Sentimentalität, der andere will zunächſt guter Kamerad ſcheinen, der drit ..."

„Larifari, Helene!"

Bitten durfte der Menſch nie anhören, denn der Bittende verſuchte dem Gegner die Waffen ohne Kampf zu entwinden. Die Alte winkte der Nichte zu ſchweigen. Stöbernd und ſtochernd humpelte ſie am Stock durch das Zimmer, bis der Zufall ſie vor einen geöffneten Kleiderſchrank führte. Sie blickte hinein.

„Wozu kaufen wir Frauen das Zeug? Um unſere ... Dienſtboten an uns zu feſſeln!"

Das über den eigenen Scherz lachende Geſicht verdüſterte ſich wieder.

„Ich gebe dir mit vollen Händen davon, aber du dankſt nur mit Trotz und Widerſpenſtigkeit."

„Du biſt gut und großmütig, Tante, aber ich trüge lieber Nonnenkleider."

„Noch immer? Den Gedanken dachte ich dir verleidet zu haben. Laß mich zum Zweck meines Beſuchs kommen. Ich erwarte heute Herrn von Brieg von der deutſchen Botſchaft zum Tee. Du mußt helfen, ihn zu unterhalten. Ich ſah, daß er dir neulich viel Aufmerkſamkeit erwies, glaubte ſogar, er hätte dir gefallen."

„Ich habe nichts gegen ihn, Tante!"

„Er iſt kein unbedeutender Mann, Helene. Nach einem Brief aus Deutſchland hat er noch einen Bruder, und einer der beiden Herren von Brieg ſoll als der vielleicht fähigſte Offizier des Generalſtabes gelten. Da der Militärattaché vorher Adjutant des Chefs des General-

ſtabes war, müſſen wir annehmen, daß er es iſt, der Ausſicht auf eine große Zukunft hat."

Helene drehte der Tante den Rücken und ſpielte mit den Fingern am Silber auf dem Toilettentiſch. Warum hatte ſie Freude geſpürt?

Fürſtin Rachnowska rühmte ſich gern ihrer ſcharfen Augen. Ehe die Nichte ſich umdrehte, hatte ſie ein Lächeln der Befriedigung um ihre Lippen ſpielen ſehen! Es verſprach mehr, als ſie zu hoffen wagte. Helene als Frau eines Offiziers zu wiſſen, der im Heer des Gegners höher und höher, vielleicht zum Miniſter oder Generalſtabschef ſtieg, wäre alles Wartens und aller Opfer wert. In den Schränken eines ſolchen Schwiegerſohnes lag das Rüſtzeug für die Vernichtung eines Reiches. Und in der Ehe mit Brieg käme auch Helene auf ihre Koſten. Faſt gütig konnte ſie die Nichte mahnen:

„Vergiß nicht, mein Kind, daß du älter wirſt. Wenn wir Frauen vom Manne nichts mehr erwarten, ſchätzen wir um ſo mehr ſeinen Erfolg."

Helene mußte lächeln. Sie hatte ſich nicht getäuſcht. Brieg war der letzte Nachfolger gar vieler, in denen die Tante künftige Schwiegerſöhne geſehen hatte. Im Spiegel begegneten ihre Augen denen der Fürſtin.

„Alſo weil ihm nach deiner Verſicherung die Zukunft oder die Welt gehört, kann nur ich ſeiner würdig ſein. Wenn er mich nun gar nicht will?"

Kerzengerade ſaß plötzlich die Tante.

„Der Unverſchämte! Unerhört!"

Sie leckte die Lippen und fuchtelte mit dem Stock wie ein Henker, der in grimmiger Freude des Befehls zum Aufzählen harrt. Aber wozu ſich aufregen.

„Alle Männer laſſen ſich zum Narren machen, Helenchen, und du kannſt verſtändig ſein, wenn du deinen guten Tag haſt. Heute biſt du nicht bei Laune. Jammer-

voll ſiehſt du aus . . . jammervoll für dich," fügte ſie verſöhnlich hinzu.

Frau von Rachnowska ſchwieg. Im Spiegel glaubte ſie nicht ihr eigen Bild, ſondern Brieg zu ſehen. Offen und treuherzig blickten die blauen Augen aus dem männlich friſchen Geſicht gerade in die ihren, und es war ihr wieder, als ob ſie bäten: ‚Laß mich gewähren, denn ich will nur in Treuen dein Dienſtmann ſein!' Vielleicht hatte der Scherz der Tante ihr das Wort Dienſtmann nahegelegt. Wenn ſie ſich dem Mann, der ſo ehrlich und redlich blickte, anvertraute und um ſeine Gnade oder Hilfe bat?

Noch nachdenklich den Kopf geſenkt, trat ſie langſam vor die Fürſtin.

„Tante, ich denke, es geht beſſer. Alſo komme ich zum Tee. Aber vorher muß ich ein Pulver nehmen und ein Stündchen ſchlafen."

Die Fürſtin nickte. Gutes Ausſehen war von ungeheurer, von höchſter Wichtigkeit, wenn Frauen vor Männer traten. Keine Sekunde ſollte Helene verlieren. So haſtig ſtand ſie auf, daß der Stock vom Teppich rutſchte und ſie faſt gefallen wäre.

„Ruhe dich aus, mein Kind, aber laſſe dir auch zum Ankleiden Zeit, denn Flitter und Tand wollen alle Männer, Weiße wie Nigger, ſehen. Auf Wiederſehen, mein Helenchen. Es freut mich, daß mein Vertrauen in dich nicht getäuſcht wird."

Aus dem Zimmer humpelte ſie durch die Wohnung der Nichte, ſtöberte mit dem Stock in Ecken, ſtocherte in Gardinen, bis ſie eine kleine Unordnung fand. Das geſamte Perſonal klingelte ſie zuſammen. Schelten und zanken konnte ſie jetzt. Das erfriſchte nicht minder als ein Mittagsſchlaf und war nötig, weil Helene die Leute verwöhnte. Mariechen nannte ſie ihre Kammerdienerin. Mariechen namentlich mußte der Kopf gewaſchen werden.

Fürſtin Rachnowska hatte ſchon ungeduldig auf die Uhr geblickt, als der Diener meldete: „Herr Major von Brieg!"

„In den Salon und Tee bringen, Jean!"

Eine Flucht ſaalartig großer, hoher Räume hatte Brieg hinter dem Mann zu durchſchreiten. Nicht nur das Bewußtſein, ſich verſpätet zu haben, ließ ihn eilen. Die Papiere lagen ſicher im Stahlſchrank. Der Handel war abgeſchloſſen. Nun konnte das Denken ſich wieder den eigenen Plänen widmen. Ungeduldig ſchaute er nach Helene aus.

Doch nur die Fürſtin begrüßte ihn. Sie wehrte ſeiner Entſchuldigung:

„Verlieren Sie kein Wort darüber. Ich weiß, Sie haben zu tun gehabt, Herr von Brieg!"

Als er den Kopf von ihrer Hand hob und ſie im faſt ärmlich einfachen, ſchwarzen Wollkleid ſah mit der Miene, die hochmütig und herablaſſend, aber auch gütig und freundlich ſchien, wußte er plötzlich, woran ihre Erſcheinung ihn immer erinnerte. Im Schloß des Grafen Borcke-Stargordt hatte er während einer Generalſtabsreiſe das Bild mit doppeltem Geſicht geſehen. Vorn trug die Leinwand Sidonie von Borcke, die Schönſte eines Landes und Geſchlechts, wie ſie im Leben war und einen Herzog von Pommern bezaubert hatte. Wer aber das Gemälde umwendete, blickte mit Grauen in das unheimliche Geſicht einer Hexe. Sidonie war ihrer Zeit zu ſchön, um nur ein pommerſch Edelfräulein zu ſein. Das Leuchten ihrer großen, blauen Augen verbarg den böſen Blick. Mit ihm hatte ſie den Herzog geſtraft, weil er die ihm nicht Ebenbürtige nicht heimführen wollte, und als ſeine Ehe mit einer Fürſtentochter kinderlos blieb, war es Sidonies Schuld. Dem Henker ward Weiſung, die Hexe unter den Fenſtern des Schloſſes zu Stettin vor allem Volk zu peitſchen und zu verbrennen. Sidonie hatte Brüder. An des Schweſterleins Schuld zweifelten ſie nicht, denn ſie waren ſchlichte, einfältige

Söhne ihrer Zeit, aber auch gewillt, mit ſtarken Armen und guten Schwerten zu hindern, daß eine ihres Namens in die Hände von Knechten des Henkers fiel. Sie ertrotzten die Erlaubnis, Sidonie zum Richtplatz führen zu dürfen. Über die Landſtraßen von halb Pommern wanderte der ſeltſame Zug und vorbei am Hof eines Uckermann auf Pegelow, der lachend an den Zaun trat, weil die ſchöne Baſe ſein Werben einſt mit Höhnen verſpottet hatte. Auf dem Richtplatz in der Hauptſtadt mußte der Henker auf das Auspeitſchen verzichten, denn die Borcke und ihre Schwerter waren da. Mit eigenen Händen legten die Brüder dem Schweſterlein die Stricke an. Sidonie weinte nicht, denn ſie war von Adel, eine Borcke. Der Nachrichter hieb zu, und im Sand lag der ſchöne Kopf, der nun auf dem Bild beim Grafen mit jenem der Hexe zu ſehen war. So ſchien auch die Fürſtin ein Doppelgeſicht zu tragen. Neben der großen Dame ſtand immer eine — Hexe.

Aber er ſchämte ſich des Gedankens, der wohl nur gekommen war, weil die Greiſin am Stock hinkte. Vor dem Tiſch in der Ecke zwiſchen Tür und Fenſter blieb ſie ſtehen.

„Jean, laſſen Sie Frau von Rachnowska bitten!“

Als ob eine ihr fremde Dame oben wohne, ſagte ſie es und nahm in dem kleinen Sofa Platz. Mit blinkendem, goldgelbem Damaſt beſpannt, war es doch alt und wohl ſehr koſtbar wie auch der Seſſel zu ihrer Linken, den ſie dem Beſucher anbot.

Brieg war im Plaudern, als Helene durch die lange Flucht offener Türen kam. Den Kopf mit der ſchweren, aſchblonden Traube leicht vorneigend, trug ſie auf der hohen Geſtalt eins jener lichten, leichten Kleider, mit denen Damen zu jeder Jahreszeit den Sommer ins Teezimmer bringen konnten. Es ſchien aus zartem, weißem Crêpe de Chine geſchnitten und floß eigenartig weich um die langen, ſchlanken Glieder. Dann trat ſie näher, und durch den

feinen Stoff ſchimmerte kaum merklich das Gelb eines ſeidenen Unterkleides, deſſen Rauſchen vom Reiben am Körper erzählte.

„Guten Tag, Herr von Brieg.“

Die Tante machte ihr neben dem linken Ellbogen auf dem Sofa Platz. Hart neben ſeinem Seſſel ſaß Helene. Der nackte linke Unterarm lag auf der Lehne, und plaſtiſch hob ſich der ſchlanke, hohe Oberkörper vom dunkeln Gelb des Sofas ab. Das gab wieder die Beklommenheit, die das Sprechen erſchwerte und das Blut zum Kopf trieb. Der Diener ſetzte eine ſilberne Platte mit Gerät und Taſſen auf den Tiſch und trat in die offene Tür, durch deren verhängte Portieren der Blick in die lange Flucht von Zimmern glitt.

Frau von Rachnowska brauchte beim Eingießen nicht aufzuſtehen. Mit weit ausgreifenden, aber doch gefälligen Bewegungen der langen Arme griff ſie nach den Taſſen und dem alten Silberkeſſel über der Spiritusflamme, während die Fürſtin ſprach.

„Zu naſchen oder zu knabbern gebe ich nachmittags nichts! Meine Gäſte ſollen ſich den Magen nicht verderben. Nur ein Holzhacker oder Brite kann zwiſchen die drei nötigen Mahlzeiten eine vierte einſchieben, ohne nach Karlsbad oder in die Grube zu fahren.“

„Ein Stück, wenn ich bitten darf, gnädige Frau!“

Im gebeulten, aber peinlich blankgeputzten Silberkeſſel ſang hell das Waſſer, den Baß ſummte die Flamme dazu. Frau von Rachnowska ſpreizte den Zeigefinger von der Taſſe in der Hand und wies auf das Gerät.

„Tante liebt das Altfränkiſche!“

„Ja, der moderne Teetiſch, der Hausfrauen neben den Ellbogen gerollt wird, iſt mir ein Greuel. Aber das Warenhaus und der Gaſthof regeln heute das geſellſchaftliche Leben. Neulich ſah ich bei Bekannten gar einen der

Rolltiſche, auf denen der Oberkellner den Braten zum Gaſt fährt. Meine guten Freunde wähnten in dem Kneipenbrauch die höchſte Errungenſchaft von Luxus und Eleganz. In Berlin iſt es übrigens am ſchlimmſten, Herr von Brieg. Dort geht die Hofgeſellſchaft vom Schloß zum Tanz ins Wirtshaus."

„In das Hotel am Potsdamer Platz," beſtätigte Brieg etwas kleinlaut. War er doch mit von der Partie geweſen!

„Ich maße mir kein Urteil an," meinte Frau von Rachnowska, „aber es iſt, als ob die Tanzluſtigen erklären wollten, die Herrſchaft im Schloß habe des Vergnügens nicht genug gegeben."

Brieg ſetzte die geleerte Taſſe nieder.

„Die Zeiten ändern ſich. Ich entſinne mich, daß meine ſelige Mutter auf die Bitte ihres Lieblingsmädchens um einen freien Abend ſagt: ‚Ja, aber du gehſt nicht zum Tanzen ins Wirtshaus, Minchen. Für ein Mädchen wie du ſchickt ſich das nicht.'"

Die Fürſtin lachte derb.

„Und heute ſieht die Mutter mit Wohlgefallen die eigene Tochter im Gaſthof tanzen. Auch die Gaſtereien im Reſtaurant ſprechen von dem Verbauern der Zeit. Wenn ich eine Frau im Wirtshaus ein Diner geben ſehe, denke ich an eine Zigeunerin, die im Planwagen lebt."

Ein Diener brachte der Fürſtin eine Karte. Augenſcheinlich war etwas auf das Papier gekritzelt, denn die Greiſin griff zur Lorgnette und las.

„In mein Zimmer, Jean! Herr von Brieg, haben Sie die Güte, mich zu entſchuldigen und meine Nichte zu unterhalten."

Merkwürdig haſtig ſtand ſie auf und humpelte am Stock über den langen Weg zur fernſten Tür. Dort ſah Brieg ſie die Portieren löſen und hinter ſich fallen laſſen. Er war mit Helene allein.

Aber die Beklommenheit wich nicht. Nur ſcheu konnte er die Augen zu der Schweigenden heben. Gewiß war ſie nur durch Überrumpeln zu gewinnen, und gern hätte er wenigſtens nach ihrer Hand gefaßt, die weiß und verführeriſch ſo lockend nahe auf der Lehne lag. Aber es ſchien etwas anderes, ihr in der Pracht eines großen Hauſes als im Eiſenbahnwagen gegenüber zu ſitzen.

„Jetzt dürfen wir alte Bekannte ſein, gnädige Frau!"

„Liegt Ihnen daran, Herr von Brieg?"

„Mehr als an irgend etwas anderem!"

Wenn nur ſeine Stimme nicht ſo in Ernſt und Bewegung gezittert hätte! Es war, als wecke ihr Klang ein Beben im eigenen Innern.

„Dann" — ſie beugte wie in Demut den Kopf und ſprach bittend, unſicher, ſtockend — „laſſen Sie mir meinen Frieden. Ich bin elend geweſen, ſeit wir . . . uns damals trafen, und auch neulich in der Botſchaft hat mich ihre Art, zu ſprechen . . . erregt. Ich konnte nicht ſchlafen, litt an Kopfſchmerzen."

Sie tat ihm leid, und doch frohlockte das Herz, weil er ihr mindeſtens nicht gleichgültig ſchien. Warum hielt er an ſich und riß ſie nicht in die Arme? Er hatte ſie doch geküßt!

„Tadeln Sie mich, gnädige Frau?"

Er fand den Mut, ihre Finger von der Lehne und in ſeine Hand zu nehmen. Sie ſchien es nicht zu fühlen, ſah ſtarr geradeaus, als wären die Gedanken anderwärts.

„N . . . nein!"

Dornröschen ſchien wieder entſchlummert und mußte geweckt werden. Mit raſchem Entſchluß zog er ihre Hand an ſeine Lippen.

Sie zuckte zuſammen, machte die Hand frei, und von der feinen Krauſe, die ihre harte, ſchlanke Halsſäule umſchloß, ſtieg unter der lichten Haut das Blut empor.

„Es wäre beſſer, wenn Sie mich nicht mehr anfaßten."

Die Klage in ihrer Stimme ließ ihn ſcherzen.

„Tut es ſehr weh?“

Aber ſie blieb ernſt und der Blick ſtarr.

„Ja und nein. Jedenfalls hat auch ein Bekannter nicht das Recht, es zu tun.“

Plötzlich richtete ſie ſich auf und ſah ihn an.

„Warum berühren Sie mich immer?“

„Zuckt es Ihnen nie in den Fingern, eine ſchöne Blume zu liebkoſen?“

„Herr von Brieg!“

Nicht der Sinn ſeiner Worte, ſondern ihr Klang, ihr Streicheln und die Wirkung auf die eigenen Nerven hatte ſie erſchreckt.

Beſänftigend wollte er wieder nach ihren Fingern greifen. Sie zog die Hand an ſich.

„Wollen Sie mir helfen, mir ſein, was ich brauche, Herr von Brieg?“

„Wiſſen Sie, was Sie brauchen?“

„O ja!“

„Nein, Sie wiſſen es nicht! Die Dienſte und die Liebe eines Mannes, der in Ihnen wieder Luſt am Leben weckt, brauchen Sie!“

Sie lächelte faſt geringſchätzig.

„Das iſt Ihrer nicht würdig!“

Sprach er doch wie alle anderen.

„Iſt das Gefühl, das einer Frau Dienſte und Liebe anträgt, ein unwürdiges?“

„Ganz gewiß, denn hinter ſeinem poetiſchen Namen verbirgt ſich Niedriges und Häßliches, das ich verachte.“

„Ohne es zu kennen, gnädige Frau!“

Da ſchlug ſie die leuchtenden dunkeln Augen zu ihm auf. Ein unheimlicher Ernſt funkelte voll und gerade in die ſeinen.

„Ich habe es in einer furchtbaren Schule von drei

bitteren Jahren kennen gelernt. Nun werden Sie begreifen, warum ich Sie bitte, mir nur ein Bekannter zu ſein und nicht auszunützen, daß Sie mich ſchwach geſehen haben."

Sie bot ihm die Hand, als ſolle er einſchlagen. In den feuchten Augen lag das Flehen, das durch ihre Stimme gezittert hatte. Ihm war mit einem Schwindeln im Kopf, als bräche ſein Hoffen zuſammen. Wenn eine Frau ſo um Gnade bat, war es unmännlich, ihren Frieden zu ſtören. Aber ſeltſam klein und kindlich ſchien plötzlich das große ſchöne Mädchen. Er faßte ihre Finger, ohne einzuſchlagen. Vielleicht war es klüger, ihr Zeit zum Vergeſſen zu gönnen, als das ſchwankende, ſchwache Herz im Sturm zu nehmen.

„Ich will verſuchen, mich im Zaum zu halten. Aber Freunde dürfen wir doch ſein?"

Sie ſah wieder geradeaus. „Das wäre zuviel. Sie haben das Geſpräch im Eiſenbahnwagen vergeſſen!"

„Aber als Bekannte dürfen wir uns ſehen und ſprechen?"

„Und Sie werden nur ein kühler Bekannter auch bleiben, wenn andere uns zuſammendrängen wollten?"

Was meinte ſie damit? Aus verengten Augen blickte er ſie fragend an. Da richtete ſie ſich auf.

„Es ſcheint, daß Sie und meine Tante aneinander Gefallen gefunden haben," begann ſie mit der Lebhaftigkeit einer Verlegenen. „Wenn Sie nun . . . häufig ins Haus kommen . . . wollen Sie auch dann nur Bekannter bleiben?"

Den Kopf nickend, konnte er ein ‚Ja' ſprechen.

„Das haben Sie verſprochen?"

„Und verſpreche es noch einmal."

Er lachte in heller Freude. Wenn Mann und Frau ſich Freundſchaft gelobten, gehörten ſie bald einander. Unfehlbar erwachte der Wille und das Sehnen ihres Geſchlechts.

„Alſo darf ich wiederkommen?"

„Solange Sie das Verſprechen halten.“

Froh und herzlich ſagte ſie es freilich nicht. Müde ſchien ſie, und wenn die dunkeln Augen im bleichen Geſicht ſo geradeaus ſtarrten, faſt leblos.

„Leiden Sie unter den ſchlafloſen Nächten, gnädige Frau?“

„Ja, aber eigentlich iſt es mir gleichgültig, ob ich mich krank oder geſund fühle.“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Manchmal iſt mir, als wäre in Ihnen etwas tot!“

Sie beugte den Oberkörper vor und näherte das Geſicht dem ſeinen:

„Ermordet, Herr von Brieg!“

Flüſternd, aber ſcharf hatte ſie geſprochen.

Und wieder fühlte ſie den unverſtändlichen, aber auch unwiderſtehlichen Zwang, ſich dem Mann zu offenbaren, ihm das vor anderen Menſchen gehütete Geheimnis preiszugeben, damit er ſie meide und mit ihm die Gefahr von ihr weiche. Wie im Wunſch, ſich zu kaſteien oder zu quälen, fragte ſie:

„Haben Sie nicht von mir gehört?“

Er wußte, worauf ſie anſpielte, und der Klatſch hatte ihm allerlei zugetragen, als er nach ihr forſchte. Mit einem Wort glaubte er eine Erörterung beenden zu können und nickte:

„Ja!“

„Aber nicht alles.“

„Sprechen wir nicht davon, gnädige Frau,“ bat er ernſt.

„Ich muß, muß endlich zum erſtenmal, denn es drückt, und — immer war niemand da! Ich verſuche zu vergeſſen, aber es bleibt vor den Augen und weckt mich nachts aus dem Schlaf. Daß ich ſehr jung war, wiſſen Sie wohl!“

„Ja!“

Sie ſchien zu träumen.

„Seltſam . . . wie ich mich verändert habe. Romantiſch nannten ſie mich als junges Mädchen. Ich ſchwärmte immer für Männer, die ich nicht kannte, von denen ich vielleicht nur las. Aber ſchließlich . . . Gerade weil die Familie ihn nicht mochte, ihn ſchlecht oder arm nannte, hatte ich ihn gern."

Es tat wirklich weh, ihr zu lauſchen, aber war vielleicht gut, daß ſie ſich den Kummer endlich vom Herzen redete.

„Wir heirateten doch, und nun begann es. . . . Einſame Tage und lange Nächte, unterbrochen von Stunden, die bald ſchlimmer . . . die Hölle ſchienen. Meine Mutter zwang uns, auf Reiſen zu gehen. Wie durch einen böſen Traum huſchten fremde Menſchen und Städte. Ich ſah nichts von ihnen, denn ich war wie betäubt . . . meiſt allein . . . ſonſt ein Ding, eine Sache, nicht zu Geſpräch und Verkehr, ſondern nur für jede Erniedrigung . . . für Schimpf und Schande zu gebrauchen. Noch heute ſpüre ich Ekel vor mir."

„Bitte, bitte, ſprechen wir nicht davon."

Sie hörte die Qual in ſeiner Stimme. Um ſo beſſer! Er ſollte lernen, nicht mehr als Bekanntſchaft von ihr zu heiſchen. Wenn er alles erfuhr, ging er gewiß nicht auf der Tante Pläne ein.

„Im Herbſt kommen wir nach Biarritz." Sie unterbrach ſich in einem Schauern:

„Ich ſehe noch jetzt, wie auf der Promenade vor allen Leuten die Perſon den Revolver hob. Dann lag er neben mir, und es begann der Skandal mit der Polizei, vor Gericht, in den Zeitungen. Wenn Tante Alobia nicht Vaſallin dreier Kaiſer wäre, müßte ich noch heute den Namen tragen, der für Tage in allen Ländern auf allen Lippen war. Herr von Brieg, Sie können nicht ahnen, wie beſchämend, wie empörend, wie verzweifelnd es iſt, den eigenen Namen neben einem Verbrechen in den Blättern zu leſen! Das war das Schwerſte, das Unerträglichſte für mich! Um das zu

verhindern, hätte ich mein Leben geopfert. Wenn ich, was Gott verhüte, Ähnliches noch einmal erlebte, würde ich ..."

Sie brach ab, verſuchte ruhiger zu ſprechen:

„Aber Tante konnte mir ihren Namen geben laſſen. — Verſtehen Sie jetzt, warum ich nur kühle Bekannte um mich dulden will? Ein Blick oder eine Berührung kann in mir die Erinnerung an Scheußlichkeiten wecken. Sie antworten nicht. Sind Sie geheilt?"

Er ſaß mit dem Geſicht über die verſchlungenen Hände gebeugt. Jetzt hob er den Kopf. In den immer lachenden Augen ſah ſie ein Trauern. „Sie haben mir nur bewieſen, daß nichts mich heilen wird und kann. Aber freilich ſpüre ich nichts Krankes in mir, nur ſo Geſundes, daß Sie noch einmal daran geneſen werden!" —

Drüben ſtand die Fürſtin noch vor dem Oberſtleutnant von Calane. Mit der Verſicherung, zum Niederſitzen keine Zeit zu haben, war er ins Zimmer getreten und hatte in der Haſt eines Verſtörten berichtet, ein Plan zum Aufmarſch der Heere der verbündeten Weſtmächte ſei geſtohlen. Oberſt Bertrand habe auf eine Anfrage der die Oſtgrenze bereiſenden Kommiſſion höherer Offiziere ſeinen Stahlſchrank geöffnet und leer gefunden. Außer ihm ſei allein nur ein ehemaliger Oberſtleutnant Rampierre in dem Geſchäftszimmer geweſen. Natürlich habe ſeit der Entdeckung des Diebſtahls der Rieſenapparat des Sicherheitsdienſtes mit den tauſend Rädern von Agenten und Spähern geſpielt. Bei Rampierre hätten ſie einen Beutel voll Gold gefunden, und eben habe der Oberſtleutnant ſeinen Verrat und den Verkehr mit dem deutſchen Militärattaché geſtanden.

„Mit Brieg?"

„Mit dem Kommandanten von Brieg!"

„Und drüben ſitzt er mit meiner Nichte beim Tee." Ein Lächeln hob die Mundwinkel. Klug war der künftige Schwiegerſohn.

„Gnade Gottes, Madame!"

„Kalt Blut, Calane. Er ahnt und erfährt nichts von Ihrem Beſuch."

Beſtürzt waren ſie gleich, und übertölpeln ließen ſie ſich immer! Ob es ihnen je gelingen würde, den klügeren Gegner niederzuwerfen? An ihr ſollte es nicht fehlen.

„Sie wollten nicht nur die Neugierde einer alten Frau befriedigen, Calane!"

„Ich komme auf Befehl des Generals Rémeau, Madame. Nur Sie können helfen. Die Papiere dürfen um keinen Preis nach Berlin, müſſen, koſte es, was es wolle, vorher wieder in unſere Hände gelangen. Wie ſtünden wir vor den Engländern, wenn wir den Verluſt zu bekennen hätten?"

Die Fürſtin nickte betrübt. Die Fahrläſſigkeit konnte ihnen das Vertrauen des Verbündeten koſten. Der Teufel ſollte den Leichtſinn der großen Kinder holen.

Calane flüſterte weiter: „Rampierre verkaufte vor wenigen Stunden die Papiere an einen durch Brieg aus Berlin gerufenen Agenten. Sie ſollen nach Berlin und wieder zurückgebracht werden. Natürlich ſchickten wir nach den Fahrkartenbureaus und erfuhren, daß ein Herr Bercken — der Oberleutnant von der deutſchen Botſchaft — bei der Schlafwagengeſellſchaft eine Kammer im morgigen Nordexpreß nach Berlin belegt hat. Warum, begreifen Sie, Madame. Agenten werden Bercken folgen. Ferner ſtehen zwei der Kondukteure in unſerem Dienſt. Immerhin bleibt fraglich, ob die Leute Bercken die Beute vor der belgiſch-deutſchen Grenze abjagen können. Geſchehen wird und muß es, doch vielleicht erſt in Deutſchland. Wir haben einen hohen Preis ausgeſetzt und bereits ein Automobil nach der Grenze gejagt. Der Mann darin erreicht einen Zug, der in Berlin eintrifft, wenn Bercken erſt hier abfährt, und in Berlin haben wir — Azew!"

„Den Ruſſen?“

„Der alles macht, Madame!“

Die Fürſtin hob die Brauen zu einer Miene ehrfürchtigen Bewunderns. „Tüchtiger Mann, der Azew! Hat ihnen ſchon viel geſchadet.“

„Darum vertrauen wir ihm. Er läßt Bercken, wenn nötig, in Berlin von der Straße verſchwinden, und legen wir auf die Papiere vor der Auslieferung an ihren Generalſtab Hand, dann ſind wir gerettet.“

Sie ſchüttelte zweifelnd den Kopf. Hatten ſie auch den Schwiegerſohn richtig eingeſchätzt?

„Wenn Brieg aber die Papiere abſchreibt?“

„Unmöglich, Madame!“ Es iſt mit Karten und Skizzen ein dickes Buch. Eine ganze Nacht hätte er zu arbeiten.“

„Schön. Überlaſſen Sie mir Brieg, Calane. Kommen Sie um acht Uhr zum Diner und bringen Sie ein paar Bekannte mit. Dann werden wir den Herrn ſo gut unterhalten, daß er nicht an Nachtarbeit denkt. Was ſonſt, Calane?“

„Nehmen wir Bercken die Papiere erſt in Deutſchland ab, dann dürfte es ſchwer ſein, ſie über die Grenze zu bringen. Wird der Diebſtahl entdeckt, ſo alarmieren ſie die Polizei. Darum läßt der General fragen, ob Sie, Madame, uns eine Vertrauensperſon nennen und veranlaſſen könnten, daß ſie die Papiere in Sicherheit bringt?“

Die Fürſtin ſann nach.

„Ich wüßte nur eine — mich! Und die Sache iſt wichtig, alſo fahre — ich!“

Calane ſtand erſtaunt. War das des guten Willens nicht gar zu viel? Wie neulich, als er von der Reiſe der Frau von Rachnowska mit dem Kommandanten gehört hatte, regte ſich ein Verdacht. Spielte die Fürſtin doppelt? Wer ohne dienſtliche Pflicht ſich der Spionage lieh, durfte ganzes Vertrauen niemals heiſchen und lernte früher oder ſpäter, zwei Brotherren zu verkaufen. Freilich, die Fürſtin war reich.

„Warum ſollten Sie ſich den Anſtrengungen der Reiſe unterziehen, Madame?“

So hart, daß er erſchrak, ſtieß ſie den Stock auf den Fußboden. „Weil ich weder ruhen und raſten noch Koſten und Mühe ſcheuen will, bis die verruchten Tyrannen meines Volkes uns zu Füßen im Staub liegen. Ach, daß ich ihren Fall noch ſehen könnte, Calane! Gewiß muß der Pole ſich auch in Rußland und Öſterreich fremder Herrſchaft beugen, aber dort fallen die Sklavenketten von den Armen einer befreiten Nation in der gleichen Stunde, die Preußens Schickſal erfüllt. Preußen iſt der furchtbarſte aller Feinde. Wer Preußen ſtürzt, kann andere Gegner mit dem Hauch ſeines Atems umwerfen. Haben wir Preußen, dann haben wir alles, ſagen unſere Verbündeten in Deutſchland, Calane.“

Sie fuhr fort: „Soll ich, die ich mich mit Wiſſen meines Vaters einem deutſchen Diplomaten vermählte, um ihre Pläne und Geheimniſſe zu ergründen, eine Reiſe nach Berlin ſcheuen? Den Fußboden der alten Baracke in der Rue Saint Dominique, aus der ſie euch die Papiere geſtohlen haben, würde ich täglich mit eigenen Händen ſcheuern, um noch die Stunde des großen Keſſeltreibens zu erleben, die Stunde, in der Polen dem verhaßten Preußen den Dolch in den Rücken ſtößt und ein hinkendes, altes Frauenzimmer, das Flinte oder Senſe nicht tragen kann, wenigſtens ihre Habe gegen den verruchten Staat einſetzt. Ah, wie ich ihn haſſe, Calane! Was habe ich nicht verſucht, um Löcher in die ſchimmernde Wehr zu bohren. An ihren Hof wollte ich mich verdingen, und Sie denken, eine Fahrt auf der Bahn wäre mir zu ſauer! Nein! Ich reiſe mit dem großen Paß des Auswärtigen Amts, den die Toren auch ſeit dem Tod meines Mannes mir noch immer geben. Sie wiſſen, wie das Papierchen uns nützte, nachdem Denis als mein Diener die Mappe des Chefs ihres Generalſtabs

geleert hatte. Meine Koffer und Taſchen blieben undurchſucht, weil ich den Paß mit dem großen roten Siegel zeigte."

Calane atmete auf. Der heiße Haß, dem er gelauſcht hatte, konnte nicht trügen. Auf die Fürſtin war Verlaß. Er verbeugte ſich. „Sie haben befohlen, Madame. Dürfen wir Ihnen Denis wieder mitgeben?"

„Er mag kommen. Meine Nichte glaubt, er ſei ein Kurier. Inſtruieren Sie ihn und laſſen Sie mich heute abend nicht warten."

Der Oberſtleutnant küßte ihr die Hand.

„Auf Wiederſehen um acht Uhr, Calane!"

Sie öffnete die Portieren und humpelte zum gelben Zimmer. Helene bockte wohl wieder, denn ſie ſaß ſchweigend neben dem Beſucher.

„Verzeihung, daß ich ſo lange blieb, Herr von Brieg. Mein Bankier brachte wichtige Nachrichten und verlangt, daß ich morgen mittag für etwa drei Tage nach Berlin fahre. Du begleiteſt mich, Helene!"

Der Major ſtand auf. Es war unangenehm, daß die Fürſtin gerade morgen mittag reiſte, denn er mußte auf den Bahnhof gehen, um mit gutem Gewiſſen nach Berlin telegraphieren zu können, daß Bercken unterwegs ſei. Doch eine Notlüge konnte helfen. „Dann hoffe ich mich von den Damen verabſchieden zu dürfen, da ich morgen mittag einen Bekannten zur Bahn bringe."

Um ſich zu verabſchieden, trat er der Fürſtin näher. Frau von Rachnowska mußte ruhen, und Tante wie Nichte hatten gewiß Befehle für das Packen ihrer Koffer zu geben.

Aber die Greiſin wollte davon nichts hören. „Sie bleiben, Herr von Brieg! Wir haben Calane mit einigen Bekannten zum Eſſen und hatten auch auf Sie gerechnet."

* * *

Reiſefertig wartete Bercken am Sonntagvormittag im

kleinen Korridor zwiſchen den Zimmern des Marine- und Militärattachés. Er konnte nirgends eintreten. Alle Räume waren verſchloſſen. Das Haus ſtand leer in feiertäglicher Stille. Endlich kam Brieg und ſchloß die Tür auf. „Paß und Ausweis haben Sie, Bercken?"

„Jawohl, Herr Major!"

Auf dem Schreibtiſch lag ein Brief mit deutſcher Marke. Die Adreſſe konnte nur der Striegauer Onkel geſchrieben haben. Aber vor dem Leſen war Bercken abzufertigen. Brieg öffnete den Schrank und nahm die Papiere heraus. „Ich habe heute morgen ſchon zwei Stunden über ihnen geſchwitzt — beim Photographieren nämlich. Sie ſehen, es iſt ein ganzes Buch und für eine Taſche zu dick. Wollen Sie die Weſte aufknöpfen, Bercken?"

Der junge Offizier mußte lächeln, denn der Major griff nach ſeinen Taſchen. „Ein Glück, daß Sie zwei im Innenfutter der Weſte haben. Sie ſcheinen auch groß genug. Alſo runter mit der Schabracke."

Der Major lachte mit. Bercken zog Rock und Weſte ab. Brieg verteilte die Papiere auf die beiden inneren Weſtentaſchen und griff in ein Schubfach. „Hier habe ich Nadel und Faden bereitgelegt. Sie waren doch Kadett?"

Bercken begriff und nickte: „Jawohl, Herr Major!"

„Sonſt hätte ich es gemacht. Nähen Sie, bitte, die Taſchen über den Papieren zu."

Bercken ſaß nieder. „Autſch!" Er hatte ſich in den Finger geſtochen. Lachend ging er an die Arbeit.

Brieg riß den Brief auf und las:

‚Lieber Neffe! Dank für Deinen Weihnachtsbrief. Ich hätte gern früher Hals gegeben, wollte aber nicht ſchreiben, ohne Dir mitzuteilen, wann Berta und ich nach Paris kommen. In den erſten Junitagen

hoffen wir Dich nicht allzu beſchäftigt zu finden. Gott befohlen! Peter Brieg.‘

Er mußte lachen. Mit dem Geld, das der alte Herr im langen Leben für Tinte verausgabt hatte, wäre kein Eichhörnchen für ein Jahr zu füttern geweſen. Er war erfreut, ihn und die Couſine erwarten zu dürfen. Den Bärenführer zu ſpielen, nahm allerdings Zeit, die er lieber Helene gewidmet hätte, aber vielleicht war es möglich, ſie mit den Verwandten zuſammenzubringen. Wenn der Onkel Frau von Rachnowska, die Fürſtin und ihren Haushalt ſah, mußte er den Briefen berichten, daß ihr Vetter eine große Partie mache, auch wenn er eine Polin und Geſchiedene zur Frau nahm. Daß er Helene heiraten würde, war doch nicht mehr zu bezweifeln. Die Fürſtin zeichnete ihn aus, gab ſich ſichtlich Mühe, ihn an ihr Haus zu feſſeln, und auch Helene hatte ihm ihr Vertrauen geſchenkt. Mit anderen Gefühlen, ernſter als ſonſt, mußte er an ſie denken. Sie war nicht mehr lediglich die ſchöne Frau, die er lachend und jauchzend in die Arme ſchließen wollte, ſondern auch ein armes, gequältes Dingchen, an dem er ein gutes Werk verrichten mußte. Ein vom Schickſal gebeugtes Geſchöpf galt es der Verzweiflung zu entreißen. Wie der Gärtner die verdorrte Pflanze aufrichtet, pflegt, begießt und betreut, bis ſie die Blume wieder zu Luft und Sonne hebt, mußte er mit zärtlich ſanfter Hand der Geliebten dienen, bis ſie wieder lernte, den ſchönen Kopf in lachender Freude am Leben zu heben. Lachen wie er ſollte ſie, lachen mit ihm und lachen aus Glück, daß er bei ihr war!

Bercken war fertig, zog ſich an, ſtand auf und glättete mit den Fingern die Wölbungen auf der Bruſt.

„Gut ſo, Bercken! Läßt Sie nicht einmal dicker ſcheinen. Nun denken Sie, bitte, unausgeſetzt an die Papiere. Wichtigeres kann keiner von uns tragen oder — verlieren. Die Augen dürfen Sie nicht eine Sekunde ſchließen und

die Taſchen erſt bei der Ablieferung der Dokumente — nicht vorher — öffnen.“

„Zu Befehl, Herr Major!“

Sehr ernſt ſprach der Oberleutnant und zog die Uhr.

„Ja, es wird Zeit. Ich bringe Sie auf den Bahnhof.“

Im Wagen erzählte er dem Jüngeren, daß auch die Damen Rachnowska nach Berlin führen.

„Die Fürſtin muß ſo viel Geld haben, daß ſie es nicht einmal in Ruhe verzehren kann.“

„Das hat ſie, Herr Major, aber nichts zu machen, nichts zu machen! Hunderte, Tauſende haben es vergeblich verſucht.“

Wie gut es tat, das immer wieder zu hören.

Auf dem Nordbahnhof, im Abteil, das Bercken beſtellt hatte, fanden ſie ſchon einen Herrn, obwohl der Oberleutnant für zwei Betten bezahlt hatte. Der Kondukteur bedauerte den Irrtum, behauptete aber, nichts ändern zu können. Bercken war ärgerlich. Auf dem Bahnſteig beſchwichtigte Brieg:

„Um elf Uhr abends ſind Sie in Köln und in Sicherheit. Schlafen dürfen Sie auch dann nicht, aber ein Abteil für Sie allein fordern.“

Da kam — wie damals in Berlin — vor zwei Dienſtboten die Fürſtin am Stock durch das Gedränge. Nur ging neben ihr Helene in einem ſchillernden, lichtgrauen Reiſemantel. Flüſſige Silberwellen ſchienen um die hohe Geſtalt zu ſpielen. Wie doch immer die Pulſe hämmerten, wenn er die königliche Erſcheinung ſah!

Er grüßte. Die Damen blieben ſtehen und reichten ihm die Hand. Die Fürſtin ſchien aufgeräumt und erfreut, einen Bekannten im Zug zu finden.

„Beſuchen Sie uns, Herr Bercken! Ich plaudere gern während der Fahrt, weil die alten Augen das Leſen nicht mehr vertragen.“

Auch Helene ſah beſſer als geſtern aus, obwohl die Damen bis in die Nacht mit ihren Gäſten geſeſſen hatten. Er plauderte mit ihr, während die Fürſtin zu Bercken ſprach. Doch er mußte zur Seite treten, damit der Diener einſteigen konnte. Wo hatte er den Mann geſehen? Wahrſcheinlich auf dem Bahnhof Friedrichſtraße oder im Haus der Fürſtin. Aber es war ihm, als ob der glattraſierte Kopf auf einer Figur in anderer Tracht als der eines Dienenden geſeſſen hätte. Unwillkürlich dachte er an das Geſpräch von den Doppelgängern. Es gab ihrer wohl viele.

„En voiture!“

Wirklich feſt und freundſchaftlich drückte Helene ſeine Hand. Später trat ſie an das Fenſter. Als der Zug anrollte, winkte ſie nicht wie damals mit der Hand. Ihre Augen ſchickten ihm einen lieberen Gruß. Sie ſagten zu einem Neigen des Kopfes ernſt: ‚Wir haben eine Verabredung; es bleibt dabei.‘

Auch Bercken verbeugte ſich gegen den Major. Dann ging er in ſeine Kammer zu den mitgebrachten Zeitungen.

Beim Leſen fühlte er den Blick des Nachbarn am Fenſter. Auch die Augen des Perſonals ſchienen ihn zu ſuchen. Wenn der Kondukteur oder der Kontrolleur an der Tür vorbeigingen, drehten ſie den Hals. Einen Artikel oder Bericht zu beenden, gelang ihm nicht, weil er merkwürdige Unruhe ſpürte. Das Bewußtſein, mit den Papieren eine ſchwere Verantwortung zu tragen, ließ ihn ahnen, daß er Nerven habe. Nie war ihm bei einem Ritt der Gedanke an Gefahr gekommen, aber jetzt ſtellte er ſich vor, daß während einer Reiſe mancherlei vorfallen konnte. Wenn der Zug entgleiſte oder auf einen anderen ſtieß und er die Beſinnung verlor? In fremde Hände würden die Papiere fallen, und Wichtigeres könne niemand verlieren, hatte Major von Brieg geſagt. Oder er konnte beſtohlen, beraubt werden. Aber nein, der Gedanke war zum Lachen.

Wer Papiere von ſolcher Wichtigkeit durch Fahrläſſigkeit verlor, wagte ſich der verdienten Geringſchätzung nicht auszuſetzen und ſchoß ſich eine Kugel in den Kopf.

Durch das Fenſter ſah er das maigrüne Land herrlicher Laubwälder zurück auf die Hauptſtadt flüchten. Breite, ſchattige Wege, nicht weiß oder braun wie daheim, ſondern bewachſen mit dichtem, ſaftigem Gras, durchſchnitten die Forſten. Dort ſtelzten Faſanen. Ein Reh oder Haſe lief erſchreckt in das Unterholz. Es wuchs bis zu den runden Kronen der Bäume, die kunterbunt durcheinander mit verſchlungenen Wurzeln und Wipfeln ſtanden. Durch den Bahnhof von St. Denis, vorbei an ſchmucken Villen in ſorgſam gepflegten Gärten und an ärmlichen Steinhäuschen unter roten Ziegeln und Je-länger-je-lieber-Gerank raſſelte der Zug. Um Straßen und Plätze blühten der Blumen genug, um glauben zu machen, daß der Duft der erſten Roſen im Wagen zu ſpüren ſei. Herrliche Bilder bot das lachende, geſegnete Land, aber immer ſchien Unordnung, obſchon maleriſche Unordnung, auf Stadt und Dorf, auf Feld und Forſt zu liegen. Darum konnten mit Genugtuung von hier die Gedanken zur Heimat wandern. Weniger ſchön, weniger reich mochte ſie ſein, aber dort ſtanden die Bäume des Forſtes gerichtet und auf Vordermann, in Bataillonen gedrillt. Der magere Sand trug die Kraft einer Staatsorganiſation, die das Leben der Natur wie des Menſchen regelte.

Chantilly las er an einem Bahnhof, Compiègne am nächſten, und es ging auf St. Quentin, wo der große Goeben beim Ausgeben des Verfolgungsbefehls zum Klaſſiker geworden war. Unweit davon hatte in Amiens der eigene Vater als Kommandant die Präfektur bewohnt. So fuhr der Deutſche durch galliſches Land an den Meilenſteinen des Siegeslaufs ſeiner Väter vorbei und glaubte an Türmen und Höhen noch der Ahnen Ruhmesſchleifen flattern zu ſehen.

Aber — die Fürſtin rechnete auf ſeinen Beſuch. Er ſtand auf, fand die Damen nebenan, plauderte und ging um halb ſieben mit ihnen zum Eſſen. Die Fürſtin ſchien Eile zu haben, hetzte den Kellner und meinte, ſie denke ſich zeitig niederzulegen. Frau von Rachnowska ſchien verändert. Sie plauderte liebenswürdiger, lebhafter. Er hatte im Geſpräch nicht wie ſonſt den Eindruck, daß ſie Worte nur parierte, denn ſie ging auf ſie ein. Zum erſtenmal hatte er das Gefühl, ihr bekannt zu werden.

Seltſam gute Laune ſpürte Helene. Wieder einmal aß ſie im Speiſewagen wie neulich mit Brieg, und vor ihr ſaß ſein Freund, den er auf den Bahnhof begleitet hatte. Ein Glück ſchien es, daß ſie geſtern den Mut gefunden hatte, ſich mit dem Major auszuſprechen. Es war, als ob ſie nun die Männer und ihr Werben nicht mehr zu fürchten brauche. Gleichgültig erſchienen ihr alle. Sie konnte mit ihnen plaudern und ſcherzen. War ſie doch gefeit und verdankte es Brieg!

Sogar der Fürſtin fiel auf, wie geſprächig die Nichte war. Unter gerunzelter Stirn hob ſie den Blick zu den jungen Leuten. So wie dem Oberleutnant lachte Helene doch ſonſt Herren nicht in die Augen! War ihre Wahl etwa auf Bercken gefallen, einen preußiſchen Leutnant, der vielleicht weder Zukunft noch Beſitz hatte? Der Unverſchämte! Sie würde mit der Marjell reden!

Ehe der Kaffee gekommen war, ſtand die Fürſtin auf. Bercken blieb allein und konnte mit der Zigarre nur in ſeine Kammer gehen. Aber die Betten waren ſchon heruntergeklappt, und im oberen las der fremde Herr. Niederſitzen konnte er alſo nicht und mußte wohl oder übel ſich in den Kleidern auf das Bett legen. Damit er nicht in Verſuchung kam, die Augen zu ſchließen, blies er Rauchringe und ſah ſie zur Decke ſteigen. Wie lange er bis zur Rückfahrt mit den Papieren in Berlin bleiben würde,

fragte er ſich und überlegte, ob er Bekannte aufſuchen ſolle. Dann hörte er nebenan Sprechen, ein Klappern von Schlüſſeln und Raſcheln von Kleidern. Es war ein eigenartiges Gefühl, ſich von der ſchönen Frau von Rachnowska nur durch einen halben Zoll Holzwand getrennt zu wiſſen. Es konnte einen Mann wohl wach halten. Aber — nichts zu wollen, nichts zu machen! Brieg ſollte ihr neulich auf Tod und Leben den Hof gemacht haben. Wieder eine Motte, die ihre Flügel verſengte! Ob er noch eine neue Zigarre anbrannte?

Der Reiſegefährte reckte den Kopf über den Rand ſeines Bettes und lugte herab. Vielleicht war der Kerl ein Spitzbube. Nun — er hielt die Augen auf.

Der Kondukteur fragte, ob die Herren Gepäck aufgegeben hätten.

Bercken gab ihm die Schlüſſel.

„Erledigen Sie die Sache!“

Dann lag auch Belgien hinter ihm. In Herbesthal forderte ein deutſcher Zugführer die Karten. Unter Landsleuten durfte er ſich ſicherer, ruhiger fühlen. Mit dem gelben Heftchen zeigte er dem Mann ſeinen Ausweis als Depeſchenträger. Der Beamte verſtand, daß er ein Sonderabteil fordere, und flüſterte:

„Augenblicklich iſt nichts frei, aber hinter Köln beſtimmt!“

Der Fremde beugte wieder den Kopf vor und lauſchte, als wolle er wiſſen, wovon die Rede ſei.

Als der Zug im Kölner Bahnhof ſtand, mußte er in einen anderen Wagen gehen. Es war dort unerträglich heiß im Abteil. Er öffnete das Fenſter und blickte hinaus. Vielleicht gab es Bekannte oder gar Regimentskameraden zu ſehen. Nur zwei Unteroffiziere von den Deutzer Huſaren ſtanden neben dem Zeitungstiſch. Sie waren ihm unbekannt und nicht von ſeiner Schwadron, ſonſt hätte er ſie

vielleicht gerufen und befragt. Vor der Rückfahrt wollte er einige Kameraden durch eine Depeſche auf den Bahnhof bitten. Durfte er von ſeiner Miſſion auch nicht ſprechen, ſo konnte er doch andeuten, daß er es in Paris zu etwas gebracht habe und um Staatsgeheimniſſe wiſſe. Drüben ging der weißhaarige alte Bahnhofsinſpektor, der Orden faſt aller Potentaten Europas trug und die Großen aller Nationen kannte. Darum hatte er einmal beobachtet, wie im Warteſaal ein franzöſiſcher General und der ruſſiſche Kriegsminiſter heimlich zuſammentrafen. Als ſie Fahrkarten gelöſt hatten und nach dem Truppenübungsplatz an der holländiſchen Grenze unterwegs waren, telegraphierte der alte Herr nach Berlin, und bei dem am Ziel aus dem Wagen ſteigenden Miniſter konnte ſich der Kommandant des Truppenübungsplatzes in Helm und Schärpe auf Befehl ſeines preußiſchen Kollegen melden.

Durch die lange Nacht lag er wachend auf dem Bett und lauſchte dem Ausrufen der Stationsnamen. Als es hell war, ſtellte er die Uhr genau eine Stunde vor. Auf ſieben zeigte ſie jetzt. In vierzig Minuten würde er auf dem Bahnhof Friedrichſtraße ſein und nach dem ‚Ruſſiſchen Hof‘ gehen. Dort hatte er gewohnt, wenn er aus der Garniſon nach Berlin zum Rennen kam.

Pünktlich ſtand der Zug ſtill. Im Korridor verabſchiedete er ſich von den Damen. Es war ein unangenehmes Gefühl, ihnen ungewaſchen und unraſiert gegenübertreten zu müſſen. Frau von Rachnowska ſchien obendrein eine der vielen ihres Geſchlechts, auf deren Geſicht und Gewand eine Eiſenbahnfahrt keine Spur hinterläßt.

Er gab dem Träger die Handtaſche und ſtieg aus.

„Ber—cken, Oberleutnant Ber—cken,“ ſang eine heiſere Stimme über Lärm, Wirrwarr und Gedränge hinweg.

Was in Teufels Namen bedeutete das? Wer hatte ihn erkannt und ſchrie ſo rüpelhaft ſeinen Namen aus? Über-

all ſuchten die Augen neugierig oder ſpöttiſch Lächelnder nach dem Oberleutnant Bercken. Und „Ber—cken, Ber—cken" brüllte lauter noch ein junger Menſch, der die Mütze der Poſtbeamten und über dem Zivilrock die rote Taſche mit dem Lederband des Telegraphenboten trug.

Ehe er den Mann anrufen konnte, ſah er, daß die Fürſtin ihm ſchon mit dem Finger die Richtung wies. Er dankte mit nochmaligem Lüften des Hutes, riß unter den ſchadenfrohen Blicken der Neugierigen die Depeſche auf und las:

‚Begeben Sie ſich ins Hotel »Royal« beim Bahnhof, da Sie heute zurückfahren. Fordern Sie beſtelltes Zimmer und warten Sie. Papiere werden zehn Uhr durch Offizier abgeholt. Broß, Oberſt und Abteilungschef.'

Aha, der Oberſt ſorgte ſich um ihn und wollte die Beute ſicher unter Dach und Fach wiſſen. Daß ſie ihn heute ſchon zurückjagen wollten, war ärgerlich. Zwei Nächte ohne Schlaf auf der Bahn zu verbringen, ſchien etwas viel.

„Nach dem ‚Royal' kommt das Gepäck, Träger. Hier iſt der Schein."

Vor dem Mann ſchritt er durch die Halle und nach längerem Warten auf den Koffer über die Friedrichſtraße. Hinter der Drehtür zur Halle des Hotels ſah er den Portier an einem Pult vor der rechten Wand.

„Zimmer für Oberleutnant Bercken beſtellt?"

Des Mannes Hand wies nach der Tür zurück. „Dort drüben, wenn ich bitten darf."

Bercken richtete die Frage an den jungen Mann neben der Tür. Über kleinem, ſchwarzem Schnurrbärtchen trug er als Zeichen ſeiner Würden den Zylinder und auf dem Leib den Gehrock. In einem Buch begann er zu blättern.

Bercken ſpürte Ungeduld. Vielleicht war das Zimmer nicht beſtellt, oder er hatte ſich beim Leſen des Hotelnamens geirrt. Er griff in die rechte Paletottaſche, ſuchte in der

anderen und betaſtete den Rock. Das Telegramm war verſchwunden. Mit Erſchrecken überkam ihn ein Gefühl der Kälte. Gleich konnte er wieder lächeln. Die Papiere auf der Bruſt waren ſicher. Nur die Depeſche blieb verſchwunden.

Der junge Mann klappte das Buch zu. „Nummer hundertundſieben iſt für den Herrn Oberleutnant reſerviert.“

Alſo doch! Nur um zu wiſſen, daß er richtig geleſen hatte, fragte er: „Durch wen?“

Sonderbarer Gaſt, der nicht wußte, wer ihm ein Zimmer beſtellt hatte. Der junge Mann blätterte wieder. „Ein Herr Oberſt Broß hat telephoniert!“

Alſo war alles in Ordnung und der Verluſt der Depeſche zu verſchmerzen. Vielleicht hatte ſie einer der Neugierigen aus der Taſche geſtohlen.

Der Fahrſtuhl trug ihn zum erſten Stock. Ein Kellner öffnete die Tür mit der Nummer hundertundſieben. Bercken ſah in einen behaglich großen Raum und durch die offene Tür zur Linken ins Badezimmer. Oberſt Broß wußte, daß der Menſch nach im Eiſenbahnwagen durchwachter Nacht ein Bad nehmen wollte. Der Kellner legte einen Zettel auf den Tiſch. Bercken ſchrieb ſeinen Namen darauf, bezahlte den Träger, ſchickte die Leute hinaus und ſchloß hinter ihnen die Tür ab. Vorſicht mußte immer noch walten, denn bis zehn Uhr war er für die Papiere verantwortlich. Er trat ans Fenſter. Im Innenhof ſtanden gedeckte Tiſche um einen Springbrunnen, der die Blätter von Kübelpflanzen näßte. Gäſte des Hauſes ſaßen beim Morgenkaffee. Auch er würde nach dem Baden dort frühſtücken.

Koffer und Taſche waren bald ausgepackt, die Sachen auf Waſchtiſch, Kommode und Schrank verteilt. Den Rock abziehend, trat er ins Badezimmer. Durch die jenſeitige Wand führte in die nächſte Stube eine Tür, deren Klinke abgenommen war. Alſo konnte ſie überhaupt nur mit

einem Schlüſſel geöffnet werden. Davor ſtand die Wanne und hinter ihrer Rückenlehne einer jener Duſchapparate, die von Zimmer zu Zimmer getragen werden können. Vom Kübel oben bis zum Blechbecken unten war er mit Gummituch umhüllt, damit das Waſſer nicht auf den Teppich ſpritzte und von zwei Zimmergenoſſen der eine ungeſehen ſein Bad nehmen konnte. Rund um den Apparat hing die Gummihülle.

Bercken ließ Waſſer in die Wanne und hing die Weſte mit den Papieren über die Stuhllehne. So hatte er ſie immer vor Augen. Nach dem Entkleiden ſaß er in der Wanne. Das Waſſer war etwas zu warm, aber darum nach dem Fröſteln in durchwachter Nacht behaglich. Gern hätte er ein Nickerchen gemacht, döſte aber nur, bis hinter ihm das Gummituch zu raſcheln ſchien. Oder hatte nur das Waſſer geplätſchert? Mit der Frage kam blitzſchnell der Gedanke, daß er gut getan hätte, unter das Bett, hinter die Gummihülle, in jeden Winkel zu blicken. Gewiß mußte er gleichzeitig darüber lächeln, richtete aber doch haſtig ſich auf. Da fiel von rückwärts ein Handtuch an zwei Händen um ſeinen Hals. Er griff danach, riß daran, ſtieß einen Ruf aus und verſuchte vergeblich, mit den Fingern einen Halt an den naſſen Rändern der Wanne zu gewinnen. Sie rutſchten ab. Der Kerl hinter ihm zog am Handtuch das Kinn immer höher. Wehrlos wie ein Kind fühlte er ſich und dem Erſticken ſchon nahe, als ſich ein großer, feuchter Schwamm mit widerlich ſüßem Geruch auf ſeine Naſe legte. Des Kerls eine Hand mußte jetzt das Handtuch, die andere den Schwamm halten. Vielleicht war es alſo noch möglich, ſich freizumachen. Er durfte ſich nicht bezwingen laſſen, mußte hart von Willen und Muskeln bleiben wie einſt, wenn es in fliegender Fahrt über den grünen Raſen ging . . . Die Sinne ſchwanden . . . Noch konnte er die Fäuſte ballen und gegen die Hand vor ſeiner Naſe häm-

mern . . . Im Dämmern des Bewußtſeins ſpürte er, daß ſeine Arme und Hände — ſchwach wie die eines Kindes — noch immer vor dem Kopf auf und nieder ſchlugen. Es war wie ein Pendeln, ein müdes, ſchweres Heben und Senken in Träumen.

* * *

Vor dem Schreibtiſch in der Geſchäftsſtube am Königsplatz zerrte Oberſt Broß wieder mit der Rechten an vier Fingern der Linken, bis die Gelenke knackten. In Stunden nervöſer Unruhe konnte er von der alten Angewohnheit nicht laſſen. Wieder hob er den Kopf zur Wanduhr. Gerade holte mit klirrendem Raſſeln der kleine Hammer aus und ſchlug elfmal auf das Glöckchen. Wie ſeltſam kühl und gleichgültig, aber auch haſtig und übereilt, faſt drängend das klang, wenn der Menſch die Minuten zählte.

Seit einer Stunde wartete er auf Oberleutnant Bercken aus Paris. Der Militärattaché hatte durch Chiffretelegramm gemeldet, der Offizier ſei pünktlich abgefahren. Um halb zwölf wollte Exzellenz die Papiere beim Vortrag ſehen. Konnte einen ſchönen Spektakel geben, wenn ſie nicht zur Stelle waren. Wo mochte Bercken ſtecken? Hatte er die Papiere verloren, war er beſtohlen worden und fürchtete ſich nun, den Verluſt zu melden? Er drückte auf den Klingelknopf. Ein baumlanger, blonder Grenadier von ‚Kaiſer Franz‘ öffnete die Tür und haute die Stiefelabſätze zuſammen.

„Ordonnanz, der Hauptportier ſoll an allen Portalen nachfragen laſſen, ob ein Herr in Zivil, Herr Oberleutnant Bercken, das Gebäude betreten hat.“ Der Grenadier wiederholte den Auftrag und ging.

Wieder knackten die Gelenke. Oberſt Broß ſtand auf und wanderte durch das Zimmer, bis die Ordonnanz eintrat und meldete: „Von Herrn Oberleutnant Bercken hat kein Portier gehört!“

Da ſollte doch . . . Und nur noch eine Viertelſtunde bis zum Vortrag. Der Oberſt entließ den Mann und trat in das Nebenzimmer. Um den großen Tiſch ſaßen die Herren ſeiner Abteilung bei der Arbeit. „Ich gehe für einen Augenblick in den Korridor, Herr Hauptmann Bley. Wenn er kommt, ſoll er warten."

Draußen nahm der Oberſt vom Tiſch der Frau, die Obſt, Kuchen und Brötchen feilhielt, zwei Äpfel, blickte nach rechts und links gegen die Glastüren zur Treppe und ging in ſein Zimmer zurück. Am gewohnten Frühſtück kauend, ſtarrte er auf das Pflaſter des Innenhofs. Natürlich würde Exzellenz befehlen, ſofort Recherchen einzuleiten. Am beſten war es, gleich zu beginnen. Er trat zum Telephon auf dem Schreibtiſch. „Verbinden Sie mich mit dem Vorſteher des Bahnhofs Friedrichſtraße."

Er hörte auf das Krachen des harten Apfelfleiſches zwiſchen den Zähnen bis zum Klingeln. Das Schallhorn am Ohr, hielt er die Lippen vor den Trichter.

— — —

„Hier Großer Generalſtab, Oberſt Broß."

„Womit kann ich dienen?" fragte die Stimme am Ende des Drahts.

„Iſt wohl der Nordexpreß aus Paris heute morgen pünktlich angekommen, Herr Oberbahnhofsvorſteher?"

— — —

„Alſo doch. Und wäre es möglich, feſtzuſtellen, ob eine beſtimmte Perſönlichkeit auf Ihrem oder einem anderen Bahnhof eingetroffen iſt?"

„Wenn der Reiſende im Schlafwagen gefahren iſt," kam zurück.

„Sehr wahrſcheinlich, und zwar dürfte er als Herr Bercken in der Liſte zu finden ſein."

— — —

„Wie ſagten Sie? Ja, Ber—cken!"

— — —

„Sehr liebenswürdig. Und bitte recht bald anzuklingeln, denn es handelt ſich um ungemein Wichtiges. Schluß!"

Nun war es gleich halb zwölf. Der Oberſt zog die Litewka ab, nahm den Überrock aus dem Schrank und fuhr hinein. Die letzten Knöpfe ſchließend, griff er nach einem blauen Aktendeckel, ſprach durch die Tür zu Hauptmann Bley und ging zum Vortrag.

Kaum wieder im Zimmer, hörte er das Telephon klingeln und trat an den Apparat. Der Bahnhofsvorſteher berichtete: „Der Name Bercken ſteht auf der Liſte. Der Herr iſt auch angekommen. Er hat ſich vor Köln beim Zugführer als Depeſchenträger ausgewieſen, darum ein Abteil für ſich allein erhalten und es erſt auf meinem Bahnhof verlaſſen."

Oberſt Broß nagte an den Schnurrbartſpitzen. Alſo war der Oberleutnant in Berlin, wahrſcheinlich in einem Hotel. Gewiß hatte er Gepäck gehabt, einen Träger und eine Droſchke genommen, alſo eine Spur hinterlaſſen.

„Hallo! Sind Sie noch dort, Herr Obervorſteher?"

„Jawohl, ich warte, Herr Oberſt!"

„Ich wiederhole, es handelt ſich um eine Dienſtſache von höchſter Wichtigkeit, und möchte darum bitten, daß Sie die Gepäckträger befragen laſſen, um vielleicht feſtzuſtellen, in welche Hotels die Reiſenden des Zuges gefahren ſind."

„Wir werden tun, was wir können, Herr Oberſt!"

„Ich danke ſehr, Herr Obervorſteher, und bemühe Sie wieder, falls Sie nicht vorher anrufen. Schluß!"

Der Oberſt blieb am Apparat. Zweifellos war dem Oberleutnant Bercken ein Unglück zugeſtoßen. Ihn durch die Kriminalpolizei ſuchen zu laſſen, war er durch den Befehl von Exzellenz ermächtigt, aber ratſam ſchien es, daß er in Perſon nach dem Präſidium am Alexanderplatz fuhr

und die Beamten mit ſeinen Erfahrungen unterſtützte. Nur um ſie auf ſeinen Beſuch vorzubereiten, ließ er ſich mit dem Chef der Kriminalpolizei verbinden. Geheimrat Irmer ſchien ſchnell zu begreifen, ſtellte Fragen und bat um einen ſofortigen Beſuch mit dem Verſprechen, ungeſäumt Nachforſchungen einzuleiten.

Es war zwölf Uhr vorbei, als der Oberſt im Automobil vom Königsplatz abfuhr. Am Kupfergraben platzte ein Radreifen. Natürlich, wenn man Eile hatte, gab es ſtets eine Verzögerung. Der Führer wollte und konnte nicht weiterfahren. Für wohl fünf Minuten war weder Droſchke noch Automobil zu finden. Endlich ging es hinter einem mageren Klepper zum Alexanderplatz.

Schon vor der Tür des Amtszimmers im erſten Stockwerk des Polizeipräſidiums trat Geheimrat Irmer ihm mit Hut und Stock entgegen. „Herr Oberſt, ich höre im Augenblick vom Bahnhofsvorſteher, daß Träger Nummer ſiebenundzwanzig den Oberleutnant nach dem Royal-Hotel begleitet hat. Der Mann weiß, daß der Reiſende Bercken hieß, weil bei Ankunft des Pariſer Zuges durch einen Poſtbeamten eine Depeſche an Oberleutnant Bercken ausgerufen wurde. Vielleicht kommen Sie mit, Herr Oberſt!“

„Dazu bin ich hier, Herr Geheimrat!“

Dem Wagen der Herren folgte ein anderer mit zwei Kriminalkommiſſaren. Unterwegs runzelte der Geheimrat die Stirn. „Es wäre ein Wunder, wenn wir ihn noch fänden.“

Oberſt Broß ſtrich über den grauen Schnurrbart, der von der Mitte der Oberlippe dick und ſchräg in ſcharfem Dreieck gegen die Ohren ſtand. Seine Augen verengten ſich. Die Stirnfalte unter dem Mützenſchirm wurde tiefer. Ah, ſo! Als Polizeibeamter dachte Irmer, der Oberleutnant wäre mit den Papieren durchgegangen, aber wozu ſich entrüſten?

„Herr Geheimrat, ich fürchte, wir werden ihn finden, aber nichts mehr von ihm zu hören bekommen. Wenn er weiß, was er verloren hat, mag er aus Verzweiflung — nun —“

Er hob die rechte Faust vor die Stirn, machte mit dem Daumen die Geste des Abdrückens zum Schuß und schwieg. Der Wagen hielt bald. Die Herren traten in das Hotel. Irmer sprach: „Herr Oberleutnant Bercken zu Haus?“

Der Portier sah auf das Schlüsselbrett. „Dürfte oben sein. Nummer hundertundsieben.“

Da kam der Hoteldirektor, sichtlich bestürzt über den Besuch des Chefs der Kriminalpolizei. Auch zwei Kommissare sah er durch die Drehtür in die Halle treten. Wen suchte sie in seinem Haus? Er brauchte nicht zu fragen.

„Sie begleiten uns wohl und nehmen für alle Fälle einen Nachschlüssel für Nummer hundertundsieben mit.“

Doch oben mußte der Direktor nach dem Schlosser schicken. Auf Klopfen war keine Antwort gekommen, und der Schlüssel steckte im Loch.

Der Geheimrat flüsterte mit den Kommissaren. Der Oberst zerrte am Schnurrbart. Wie das Warten auf den Handwerker schien dann sein Hämmern am Schloß kein Ende nehmen zu wollen. Endlich flog die Tür auf. Broß war ihr am nächsten. Seine Augen durchsuchten das Zimmer und hafteten an der offenen Tür zur Badestube.

„Herr Geheimrat, wir bleiben wohl allein!“

Es klang höflich, aber auch bestimmt, wie ein Befehl. Die Kommissare verstanden und schlossen hinter den Herren die Tür.

Irmer sah drinnen, wie der Oberst, den Kopf mit dem Dreieck des Schnurrbartes vorgereckt, mit sporenklirrenden harten Schritten auf die Tür zum Baderaum ging. Im Rahmen blieb er stehen, nickte bestätigend mit dem Kopf,

blickte zurück und ſagte leiſe, bekümmert: „Hatte ich mir gedacht! Die Schweinhunde haben ihm die Papiere geſtohlen, darum hat er ſich . . .“

Er hob wieder die Hand zum Kopf, als wolle er die Bewegung des Schießens machen, unterbrach ſich aber, ſchüttelte den Kopf und flüſterte noch leiſer: „Gift genommen? Pfui Deibel! Ich dachte an 'ne Kugel.“

An ihm vorbei trat der Geheimrat zur Wanne. Sie war leer und das Waſſer durch das geöffnete Stöpſelloch abgelaufen, mußte aber unlängſt gefüllt geweſen ſein, denn hie und da ſchimmerte noch naß die Haut des muskulöſen, glattraſierten Dreißigers.

„Sie erkennen den Oberleutnant Bercken, Herr Oberſt?“

„Gewiß. Er war vor wenigen Tagen bei mir.“

Der Geheimrat beugte ſich tiefer. „Er lebt. Sehen Sie nicht, wie er atmet, Herr Oberſt?“

Wahrhaftig, er atmete noch.

„Und wird bald ſprechen, Herr Oberſt. Aber riechen Sie nichts?“

„Ja, ſtinkt ganz infam, widerlich ſüß. Mein erſter Gedanke war, mir eine Zigarre anzuſtecken.“

„Chloroformiert, Herr Oberſt!“

Irmer griff hinter die Rückenlehne der Wanne. Im Becken des Duſchapparates lag neben der zurückgeſchlagenen Gummihülle ein großer Schwamm und ein zum Strick gerolltes Handtuch. Er hielt den Schwamm an die Naſe.

„Ein alter Kniff. Von hinten haben ſie ihm das Handtuch um den Hals geworfen und dann den Schwamm vor die Naſe gehalten. Dort — er ließ den Schwamm fallen — liegt eine Weſte. Die Innentaſchen waren auf dem weißen Futter mit ſchwarzem Zwirn zugenäht und — natürlich hier — aufgetrennt worden, nachdem der Oberleutnant das Bewußtſein verloren hatte, aber Uhr und Kette hängen am Knopfloch. Alſo nach Geld hat der Halunke nicht

geſucht. Dort hinter der Gummihülle war er verſteckt. Daß Oberleutnant Bercken nach der Reiſe gleich ein Bad nehmen würde, durfte er vorausſetzen. Verſtehen Sie, Herr Oberſt? Aber jetzt müſſen wir den jungen Herrn wecken."

Broß nagte am Schnurrbart. „Aber, Herr Geheimrat, die Tür war von innen verſchloſſen und" — er trat in die Tür zum andern Zimmer — „alle Fenſter ſind von innen verriegelt. Wie konnte der Kerl entwiſchen?"

„Hier durch die Tür vom Badezimmer in die nächſte Stube. Dort hat er wahrſcheinlich gewohnt und ſich einen Schlüſſel beſorgt. Finden werden wir ihn nicht mehr nebenan, aber ich gehe, meinen Kommiſſaren die nötigen Befehle zu geben." Gleich öffnete er die Tür zum Korridor.

„Herr Werner, ſtellen Sie feſt, wer Nummer hundertundacht bewohnt und ob er noch im Hauſe zu finden iſt. Sie, Herr Linke, beſorgen heißen Kaffee, Kognak und den Hotelarzt. Recht ſchnell, wenn ich bitten darf."

Oberſt Broß entſchuldigte ſich. Er wollte telephonieren. Geheimrat Irmer ging ſuchend durch das Zimmer, bis der Kellner mit Kaffee, mit Kognak und Arzt kam.

Der Doktor fühlte nach Puls und Herzſchlag des Oberleutnants. „Wird nicht lange dauern."

Er ließ warmes Waſſer in die Wanne. Es dampfte, mußte faſt heiß ſein.

„So läuft er weniger Gefahr, ſich zu erkälten. Sie ſehen die Gänſehaut."

Die Wanne war gefüllt. Der Arzt ſtützte, kniend, ſeinen Patienten, bat um einen Löffel und Kognak.

„Aha, er bewegt die Lippen. Er ſchluckt und kommt zu ſich."

Kein Erwachen, ſondern ein langſames Dämmern des Denkens ſpürte Bercken. Für Stunden mußte das ſchwere, ſchwimmende Hirn, gepeinigt von einem merkwürdigen Klopfen, verſucht haben, etwas zu enträtſeln. Mit dem

Willen kam noch nicht die Kraft zum Aufſchlagen der Augen, aber das Bewußtſein, daß er lange frierend auf hartem Boden gelegen habe, vielleicht auf einem Schiff, denn Plätſchern und Brauſen von Waſſer war zu hören geweſen. Nun ſchien er in den Wellen zu verſinken. Aber eine Hand ſtützte ihn, und es wurde warm und wohlig im Waſſer. Gleich wollte er wieder ſchlafen.

„Bitte jetzt ins Glas den Kognak, Herr Geheimrat. Ich kann die Schulter nicht loslaſſen.“

Ein angenehmes Brennen ſpürte Bercken auf Lippen und Zunge. Er mußte huſten. Das Echo dröhnte durch den ſchmerzenden Kopf. Das müde Denken ſammelte Kraft. Er ſchlug die Augen auf. Zwei fremde Männer beugten ſich über ihn. Er lag in der Badewanne.

„Ich bin der Arzt, Herr Oberleutnant. Sehr ſchön ſo. Richten Sie ſich auf. Nun bleiben Sie ſitzen.“

Suchend glitten die Augen des Verwirrten durch das Zimmer. Dort lag die Weſte mit durchſchnittenem ſchwarzem Zwirn um den Taſchenſaum. Er fiel gegen die Rückwand der Wanne, die Hand vor den Augen. Jetzt beſann er ſich auf alles. Wie furchtbar, wie entſetzlich! Die Papiere waren geraubt! Er hatte ſich beſtehlen laſſen und ſich blamiert bis auf die Knochen, konnte nie wieder Vorgeſetzten ins Auge blicken, weder nach Paris noch in das Regiment zurück. ‚Das Wertvollſte, das die Armee zu verlieren hat,‘ hörte er den Major von Brieg ſagen. Ohne ſeine Schuld, aber durch Fahrläſſigkeit hatte er der Armee, dem Staat Schaden und Nachteil gebracht, am Vaterland ſich verſündigt. — Warum hatten die Ärzte ihn geweckt, ſtatt ihn ins Jenſeits gehen zu laſſen, wie er es mußte. Keine Minute war zu verlieren. Schnell mußte er handeln, ehe man ihn — ſuchte.

„Ich bitte die Herren, in das andere Zimmer zu treten, da ich mich ankleiden möchte.“

Der Doktor nickte: „Wir können ihn allein laſſen, Herr Geheimrat!“

Bercken griff haſtig nach Handtüchern und rieb die Haut. Nur in Unterkleider und Bademantel wollte er fahren, dann die Ärzte bezahlen und fortſchicken. Wahrſcheinlich hatte ihn das Perſonal in der Wanne gefunden und den Doktor gerufen.

Er trat in das Wohnzimmer. Auf dem Sofa ſaß nur der Herr, den ſein Kollege Geheimrat genannt hatte. Aber die Tür zum Korridor ging auf, und — hilf, Himmel! — Oberſt Broß trat ein. Was hieß das? War er — ertappt? erwiſcht? — Wohl nur Macht der Gewohnheit ließ ihn ſich verbeugen.

Der Oberſt dankte ſchweigend und kurz, ſagte aber dem Fremden: „Herr Geheimrat, da es ſich um eine dienſtliche Geheimſache handelt, laſſen Sie uns wohl gütigſt allein.“

Der Herr ſtand auf. Er werde unten warten und das Perſonal befragen. Seltſamer Arzt. Die Offiziere waren allein. Oberſt Broß legte die Mütze auf den Tiſch.

„Sie ſind in eine Falle gegangen, Herr Oberleutnant Bercken! Ich höre unten, daß geſtern morgen ein Ruſſe unter dem Namen Rodowski Ihr Zimmer hier bezogen hatte. Er ſtand vormittags in der Halle neben dem jungen Mann im Gehrock, als ein Spießgeſelle dem Portier telephonierte und in meinem Namen ein Zimmer beſtellte. Der Portier rief den jungen Mann an: ‚Oberſt Broß beſtellt ein Zimmer mit Bad für Oberleutnant Bercken!‘ Darauf meinte Rodowski, das Zimmer Nr. 107 mit Bad ſei ihm zu teuer, er möchte wechſeln. Ganz natürlich antwortete der junge Mann dem Portier: ‚Für Oberleutnant Bercken iſt Nummer hundertundſieben reſerviert‘, und Rodowski fragte, ob er Nummer hundertundacht beziehen könne. Nachmittags zog er um und ließ ſich vermutlich einen Schlüſſel zu Ihrem Badezimmer machen. Als Sie in das

Hotel kamen, ſtand er wohl ſchon hinter dem Gummituch und konnte ſchlimmſtenfalls durch die Tür zum Nebenzimmer entwiſchen."

Warum erzählte Oberſt Broß das? Wie die Papiere verſchwunden waren, ſchien völlig gleichgültig. Es galt, die Konſequenzen zu ziehen.

„Haben Sie das Telegramm noch?"

„Dem Oberſt in die Augen zu blicken, wagte er nicht. Er konnte nur den Kopf ſchütteln.

„Wahrſcheinlich hat der Spießgeſelle die Mütze eines Telegraphenboten aufgeſetzt und Ihnen eine unter Ihrem Namen vorher abgeholte poſtlagernde Depeſche gebracht. Übrigens läßt ſich auch eine Adreſſe ändern. Die beiden Gauner ſind natürlich verſchwunden. Sie haben uns eine ſchöne Suppe eingerührt."

Recht hatte der Oberſt, aber es war zwecklos, ihn anzuhören. Er hob die Augen nicht vom Teppich.

„Herr Oberſt, kann ich bei den Nachforſchungen noch von Nutzen ſein?"

Broß ſann nach.

„Ich denke nicht. Der Tatbeſtand iſt klar. Die Papiere ſind futſch."

„Dann bitte ich gehorſamſt, mich ankleiden zu dürfen!"

Voll und gerade ſah der Stabsoffizier plötzlich aus hartem jungem Geſicht die Augen auf ſich gerichtet. Straff und entſchloſſen ſtand der junge Offizier. Es wirkte nicht mehr komiſch, daß er im Bademantel war.

Broß verſtand. Der junge Herr forderte ihn zum Gehen auf. Er fühlte die Ader auf der Stirn ſchwellen und mußte doch über den Bart ſtreichen, um den Zorn zu beſänftigen. Auch er war jung geweſen und trug durch lange Dienſtjahre ein Ehrempfinden, dem der Tod lockender als Geringſchätzung ſchien. Er konnte mitfühlen, wie der Jüngere empfand.

„Setzen Sie sich, Oberleutnant Bercken!“

Hart, kurz und laut waren die Worte gefallen. Bercken fühlte den Zwang, gleich schnell dem Befehl nachzukommen. Schließlich blieb er Untergebener bis zum Ende.

Oberst Broß nahm einen Stuhl und legte den Säbel über die Knie.

„Ich weiß, was Sie vorhaben, kann es verstehen. Sie sind in einer scheußlichen Lage, ob mit oder ohne Ihre Schuld, hat ein Kriegsgericht zu entscheiden. Ich konstatiere nur die Tatsache, bin nicht Ihr Vorgesetzter und spreche als älterer Kamerad, der Sie vor einem verzweifelten Entschluß warnen möchte. Sie vergaßen sich eben mir gegenüber, weil Sie vorhaben, sich durch eine Kugel weitere Blamage zu ersparen.“

Wärmer waren des Älteren Worte geworden. In der Verzweiflung fühlte Bercken nicht, vor wem er saß. Er fuhr mit der Hand durch das feuchte, ungekämmte Haar.

„Wie könnte ich nach Paris oder in mein Regiment zurück, wie vor den Botschafter oder den Kommandeur treten!“

Oberst Broß schien ihm beizupflichten, denn er nickte und sprach erst nach einer Pause:

„Herr Oberleutnant Bercken, wir Offiziere werden nicht nur von Vorgesetzten, sondern auch unseren Pairs, von unseren Kameraden gerichtet und beurteilt. Fragen Sie sich, wie Ihre Altersgenossen Sie im Regiment nach der voraussichtlichen Ablösung vom Kommando empfangen werden.“

Wirklich freundlich, gütig und fast väterlich klang jetzt die eindringliche Stimme. Bercken konnte sich ausmalen, wie die Kameraden ihm gegenübertraten, und spürte fast ein bitteres Lächeln um die Lippen spielen. Er hob den Kopf.

„Das ist es ja, Herr Oberst. Das Gegenteil von einem Schlauberger werden sie mich nennen und lachen.“

„Sehr richtig, Herr Oberleutnant Bercken. Aber ins Geſicht werden Sie Ihnen lachen und Ihnen dabei gerade in die Augen ſehen, wie ich es jetzt tue. Darauf kommt es an. Pekzieren und vor unſere Richter kommen dürfen wir alle einmal. Es wäre ſogar ein Elend, wenn wir nur Tugendbolde und Muſterknaben unter uns hätten. Aber wenn wir uns zu verantworten haben, fragt es ſich, ob wir den Kameraden und Richtern frank und frei in die Augen blicken dürfen. Iſt es nicht mehr möglich, dann bin auch ich für die Kugel, — je eher, je beſſer, damit ein der Gemeinſchaft angetaner Schimpf nicht erſt in Verhandlungen breitgetreten wird. Können wir aber unſeresgleichen dreiſt in die Augen ſehen, dann wollen wir uns als Männer ihrem Urteilsſpruch beugen!“

Der alte Herr ſchien weich geworden, und ſeine Worte taten gut. Die Gedanken wanderten wieder nach Deutz zu den Kameraden. Sie lachten, und es ſchmerzte, klang aber nicht mehr höhniſch, ſondern als ob ſie mit heiterer Laune ihm helfen wollten, einen Kummer zu tragen.

Er ſtand auf.

„Ich bitte Herrn Oberſt gehorſamſt um Verzeihung und erlaube mir, für den wohlwollenden Rat zu danken.“

„Keine Urſache, Bercken! Vergeſſen Sie, was wir eben beſprochen haben.“

Der Oberſt griff nach der Mütze und ſtand auf.

„Haben Herr Oberſt ſonſt noch Befehle? Muß ich etwa den Verluſt der Papiere melden?“

„Ihre Inſtruktion gab Ihnen auf, die Papiere in meine Hände zu legen und nach Paris zurückzutragen. Die Papiere ſind futſch, alſo mögen Sie reiſen, Oberleutnant Bercken. Für Zeugenausſagen ſtehen Sie ja immer zur Verfügung. Ich danke!“

Die Mütze aufſtülpend, trat der alte Herr durch die

Tür, ernſt, aufrecht, ſelbſtbewußt, ſcheinbar hart, als könne er menſchlich nicht fühlen.

* * *

Ein lichtblaues, kurzes Affenjäckchen, benäht mit Silberknöpfen, und ſchwarze Pumphoſen trug der Knabe, hinter dem Major von Brieg durch den Korridor des Hotel ‚Regina' in Paris ging. Die Tür mit der Nummer zweihundertundachtundvierzig öffnete der Junge. Das Zimmer war leer, aber es brannte ſchon Licht, obwohl draußen erſt die Dämmerung fiel. Brieg wollte niederſitzen, als von rechts und links die Verwandten eintraten. Obwohl er eine Stunde zu früh kam, trug der Striegauer ſchon den Frack. Faſt jugendlich elegant ſah er aus mit dem glattgeſcheitelten eiſengrauen Haar und der geſunden Geſichtshaut, ſo rotbraun wie Juchtenleder. Die Couſine war noch in ſchwarzſeidener Bluſe und dunkelm Rock. Unter der Welle des rotbraunen Haars und den blanken Augen von der Farbe lichten Bernſteins lachten neben dem Stumpfnäschen zwei rote Borsdorfer Äpfel. Sonſt lag die Haut zart und milchweiß auf Geſicht, Hals und Armen des zierlichen, feſten Figürchens.

Er bot ihnen beide Hände zugleich. Bei fröhlichem Lachen wechſelten ſie haſtig die Fragen, mit denen Bekannte nach einer Trennung die alte Vertrautheit herſtellen.

„Daß ihr geſund ſeid, iſt euch anzuſehen. Was treibſt du in Striegau, Onkel?"

„Nichts Neues. Ich ſtecke Kartoffeln, gehe Sonntags in die Kirche und hoffe Mittwochs auf gute Karten beim Whiſt."

„Und du, Couſinchen?"

In ihrer Antwort beſchrieb ſie kurz wie der Onkel ihren Tag bei Tante Reißwitz.

„Warum kommt ihr acht Tage ſpäter, als geplant war?"

„Wir waren bei deinem Bruder in Metz, Vetter!“

Der Onkel ſprach dazwiſchen:

„Wir wollten nur für einen Tag raſten, um mit friſchen Kräften nach Paris zu kommen, aber . . .“

Des Neffen Lachen unterbrach ihn:

„Ihr mußtet eine Woche auf den Beſuch meines vielbeſchäftigten Herrn Bruders warten.“

Berta reckte das Köpfchen. In den Augen ſtand Widerſpruch.

„Oho! Ungalant iſt er nicht. Ein frommer Knecht war Fridolin, und in der Furcht des Herrn . . .“

Die milchweiße Haut um die Borsdorfer Äpfel ſchien plötzlich dunkler. Ohne den Satz zu vollenden, fragte ſie:

„Vetter Hans, wie ziehe ich mich für Paris an, ausgeſchnitten oder nicht, gehe ich mit oder ohne Hut?“

Er lachte. „Warum ſoll ich entſcheiden?“

„Du wohnſt hier, und mich macht der Gedanke, unter die Pariſerinnen zu kommen, unſicher. Sie ſollen es am beſten verſtehen, und ich möchte nicht auffallen.“

„Denke, du wärſt in Berlin, Couſinchen!“

„Aber es iſt Paris und darum Beſonderes.“

„Nein, es iſt hüben wie drüben das gleiche. Wer es nötig hat, putzt ſich für Reſtaurant und Theater wie ein Schlittenpferd. Wer ſich über den Aufgedonnerten weiß, tritt in Gala nur unter das Dach von ſeinesgleichen und zieht ſich für Unbekannte einfach an. Nimm ein hohes Kleid und den Hut dazu und denke, du gehſt in ein Berliner Hotel, um wieder einmal zu ſehen, wie die andere Hälfte ſich plagt und ſchnürt, damit du ſehen kannſt, was heuer getragen wird.“

Sie nickte überzeugt und entſchuldigte ſich: „Für genau zwölf Minuten, Onkel!“ Gleich fiel die Tür hinter ihr ins Schloß.

„Onkel, was macht mein großer Bruder?“

Der alte Herr runzelte die Stirn. Aus dem Geſicht wich die Fröhlichkeit.

„Mein armer Junge. Wir kommen nur noch, weil ich dem Kind die Reiſe nach Paris verſprochen hatte. Aus dem Plan mit dir kann nichts werden, denn Berta und Fritz..."

Er ſchloß mit einer Geſte, die den Bruder und die Couſine zuſammenwarf.

„Nicht möglich! Aber das wäre ja famos. Gleich muß ich gratulieren."

Er wollte an Bertas Tür klopfen und einen Glückwunſch durch das Holz rufen, aber der Onkel hielt ſeinen Ellbogen feſt. „Setzen wir uns. Soll ich dir auf den Schreck zu trinken beſtellen?"

„I bewahre. Wie es gekommen iſt, möchte ich hören!"

„So weit, wie du denkſt, iſt es noch nicht. Fritz holte uns vom Bahnhof ab. Wir ſaßen lange und luſtig bei Tiſch im Hotel, und er überredete uns zunächſt, einen Tag länger zu bleiben."

Der Neffe lachte.

„Die Schlachtfelder wollte er euch zeigen."

Auch der Onkel mußte lächeln.

„Und tat es, aber erſt ſpäter. Am Abend blieben wir beide ſchließlich allein. Ich dachte auf meinen Plan mit dir und Berta zu kommen und begann mit der vielleicht nicht ganz neuen Bemerkung, daß der Menſch einmal heiraten müſſe. ‚Einmal ja, aber nicht zu früh,' unterbrach dein Bruder. Er habe immer gedacht, eine Frau zu nehmen, wenn er zum Regiment heran ſei. Bliebe er im Dienſt, dann brauche er ſie, um auch den geſellſchaftlichen Pflichten eines Kommandeurs nachzukommen. Müſſe er gehen, dann hätte er ſtatt der Truppe immerhin wenigſtens eine Frau zu kommandieren."

„Ich höre ihn." Der Neffe lachte.

Der alte Herr blieb ernſt.

„Ja, Hans. So weit ſah es ihm ähnlich, aber dann ließ er ſich bei der Zigarre über ſeine Abſichten aus, und mir wurde klar, daß er über die Ehe und die Pflichten des Mannes gegen ſeine Frau nicht minder ernſt und gewiſſenhaft wie über ſeinen Dienſt denkt: man müſſe einer Frau etwas vom Leben bieten, und das könne vielleicht am beſten der Offizier, der als Junggeſelle das Studium für den Beruf erledigt habe. Um in den vierziger Jahren noch friſch und rüſtig zu bleiben, dürfe er nicht mehr bis in die Nacht über den Büchern hocken, ſondern müſſe den Geiſt auch im Verkehr mit einer Frau erfriſchen und als Dank dafür ſich ihr widmen. Noch mehr, das mir gefiel, ſagte er."

„Und Berta, Onkel?"

„Hat ſich nicht verraten, aber über meine Augen kann ich noch nicht klagen. Die beiden ſchienen ſich ohne mich am beſten zu unterhalten. Geſtern im Eiſenbahnwagen kam ich mit Berta auf das Landleben zu ſprechen. Da ſie für Städte nie war, meinte ich, ſie werde wohl wie ich ihr Daſein auf dem Lande beſchließen. ‚Ja,' gähnte ſie, ‚aber ſchön wäre es, vorher ein Regiment zu haben.' Wenn dann der Mann mit den Herren im Kaſino Königs Geburtstag feiere, könne die Frau den Damen die Rede halten und überhaupt oft auf Ordnung ſehen und Gutes wirken. Es riſſen — und hier wirſt du wieder deinen Bruder hören — heutzutage auch in der Armee wenig empfehlenswerte neue Bräuche ein. So wäre einſt die Frau des Kommandeurs für alle Damen gnädige Frau geweſen. Jetzt ſei die Anrede als ‚kommiſſig' verſchrien, und die jüngſte Leutnantsfrau ſage zur erſten Dame des Regiments Frau von Wedel oder Frau Schulze. Im erſteren Fall klinge es gewiß nicht übel, aber Frau Schulze müſſe die ihr insgeheim peinliche Anrede nur dulden, weil auch die Frau von Wedel vom Schweſterregiment nicht mehr die gnädige Frau ſei."

Der Major nickte in Genugtuung mit dem Kopf.

„Daran erkenne ich meinen Bruder. Und er hat recht, so zu sprechen. Nicht durch uns, sondern durch unsere Gegner im Staat werden neue Bräuche in das Offizierkorps getragen. Sie wissen gut, warum sie die Steifheit, den Kommiß unseres geselligen Lebens, lächerlich machen und auf die angeblich gefälligere Weltgewandtheit im Ausland verweisen. Wenn ihr Spott Wirkung erzielt, fällt aus dem festen Bau der Überlieferung ein Steinchen, und lockerer wird der rocher de bronze. Es mag übertrieben klingen, aber es ist doch ein Schritt oder Schrittchen gegen Chaos und Anarchie, wenn auch nur unsere Damen im Verkehr mit der Frau des Höheren auf die Wahrung alter Formen verzichten."

„Hans, gib mir die Hand. Wenn ich dich und deinen Bruder sprechen höre, denke ich, daß ich mich in Ruhe schlafen legen kann. Die alten Junker leben noch! Ja, mit eiserner Strenge und Zähigkeit müssen wir am Alten und Überlieferten festhalten, je mehr der Staat vor der Demokratie zurückweicht und ihr die Macht ausliefert."

„Elf und eine halbe Minute," lachte Berta durch die geöffnete Tür ins Zimmer. Einfach, aber von mädchenhafter Anmut war sie im schmucken schwarzweißen Kleid, über dem — noch offen — der Abendmantel hing.

„Bravo, Cousinchen. Mit den Backen stichst du alle Pariserinnen aus!"

Sie knickste, und er mußte necken:

„Also ein frommer Knecht war Fridolin, und wir die Gebieterin, die Gräfin von Saverne?"

Überrascht, ernst blickte sie von einem zum andern der Herren. Die Augen, klar wie der lichte Bernstein am Strand der Heimat, glitten weit aufgeschlagen vom Onkel zum Vetter zurück. Stolz leuchtete darin!

„Berta Brieg!"

Urplötzlich kam ihm der Gedanke an Helene mit einem ſtechend ſchmerzlichen Gefühl. So tat, erhobenen Kopfes, ein deutſches Mädchen ſeine Liebe kund. Aber doch konnte er von Herzen ſich freuen und küßte ihr die Hand:

„Schwägerin, es hätte keine liebere und beſſere ſein können.“

Sie wendete ſich zum Striegauer:

„Verzeihſt du mir, Onkel? Fritz meinte, Hans müſſe es zuerſt hören!“

Der Alte nahm ihr Köpfchen zwiſchen die Hände und drückte einen Kuß auf die Stirn.

„Was man in ſolchem Fall ſagt, weiß ich nicht, wohl aber, was man tut. Eine Flaſche Schum trinken wir, und nach dem Verlobungseſſen ſchicken wir ein Telegramm nach Metz.“ Er griff zum Überzieher.

Unten im Portal fragte der alte Herr den Neffen nach Reſtaurants, aber die ihm bekannten ſchienen eingegangen bis auf das Café des Anglais. Dort ſei nichts los, meinte Hans. Berta müſſe den Kleiderzirkus ſehen. Wozu käme ein junges Mädchen nach Paris?“

„Alſo übernimm die Führung!“

„Café de Paris,“ ſagte Brieg dem Kutſcher und ſcherzte dann im Wagen:

„Dort kommen die Leute, die nicht alle werden, aus aller Herren Länder zur Schafſchur, und — nehmt es nicht übel — wer eine Vergnügungsreiſe nach Paris macht, gehört zu ihnen und in das Lokal.“

„Tu dir keinen Zwang an, Hans, bin auf meine alten Tage rot geworden, als ich die Fahrkarten forderte, und tat es nur, um das dem Kind gegebene Verſprechen einzulöſen.“

„Wollt ihr mir die Freude verderben?“ ſchmollte Berta.

Der Vetter übernahm die Antwort:

„Nur die Augen öffnen, Couſinchen. Das von Fremden beſuchte Paris, der Streifen zu beiden Seiten der Boulevards und das Quartier Royal iſt eine Falle, für die Ausbeutung von Beſuchern geſtellt. Sehen magſt du den Klimbim, aber mit dem Bewußtſein, daß hier entſetzliche Spießbürger und ihre hinter dem Hauptbuch oder der Geſchäftskaſſe das Lebensglück findenden Frauen verſchworen und organiſiert ſind, Ausländern Bilder oder Stätten von Ausgelaſſenheit und Zügelloſigkeit zu bieten. Nicht ein Quentchen echter Fröhlichkeit, ſondern nur nüchterne Profitwut leitet den großen Zirkus, und am intereſſanteſten iſt, daß die Leutchen mit Stolz ſich die Spaßmacher und Suitiers von Europa nennen hören.“

Aber ich leſe doch ſchwärmeriſch ſchöne Schilderungen des ausgelaſſenen Pariſer Lebens.“

„Von Leuten, die entweder blind ſind oder mit vollem Bewußtſein für ein fremdes Volk auf Koſten des eigenen Reklame machen.“

Der Wagen hielt. Der Onkel ging voran und hinter der Drehtür neben dem Oberkellner durch das Reſtaurant in einer ſüßlich heißen Luft, einem ſchweren Geruch von Speiſen, Wein, Tabak, Parfüm und Blumen. Leicht vorgeneigt, aber noch immer elaſtiſch ſchritt er durch die ſchmale Gaſſe zwiſchen zwei Reihen kleiner Tiſche vorbei an Männerellbogen unter ſchwarzem Tuch, an nackten Armen und Schultern, an hochgelockten Friſuren und an Federhüten, an Geſichtern mit glänzenden Augen, weißen Zähnen und grellroten Lippen, deren Lachen den Wunſch und die Gewohnheit zu küſſen verriet. Gewiß ſaßen Menſchen von guter Geſellſchaft in der ſchmauſenden, plaudernden, girrenden Menge, aber doch atmete er die Atmoſphäre des Frauenmarktes wie einſt, als er mit zwanzig Jahren die Weltausſtellung in der Abendröte des Bonapartismus beſuchte. Berta war hier nicht am Platz, würde

es aber gleich wenig in anderen Pariſer Reſtaurants ſein, und das Kind konnte das Bild nicht verſtehen. Da war er vor dem Tiſch. So eng ſtand er zwiſchen zwei anderen, daß der Oberkellner ihn aus der Reihe ziehen mußte, ehe Berta ſich auf das Sofa an der Wand ſetzen konnte:

„Ich komme zu dir, und der Vetter nimmt uns gegenüber Platz.“

Laut hatte er geſprochen und ſah, wie ſich von rechts und links erſtaunte oder unwillige Mienen zu ihm hoben. Mit kritiſchen Blicken muſterten die Augen die drei Deutſchen, namentlich das ‚Gretchen‘ mit den herausfordernd roten Wangen.

Berta ſah aus, als hätte ſie nach Art der Dame Norddeutſchlands kein Auge für eine unbekannte Umgebung, geſtand aber ſchon mit leiſem Lachen:

„Wegen des Kleides haſt du mich gut beraten, Vetter. Wo ſie ſich die Brauen färben und die Lippen ſchminken, laſſen wir uns auf Konkurrenz nicht ein. Die ſchwarze Bluſe wäre gut genug geweſen.“

Und ſie beugte ſich über die Karte, als ſei die Pariſer Welt für ſie abgetan, als wolle ſie nur noch ihren Herren Aufmerkſamkeit ſchenken.

„Appetit habe ich nach dem ſpäten Frühſtück nicht,“ brummte der Striegauer.

Der Neffe hob das Kinn gegen den Kellner, der neben des alten Herrn Ohr Bleiſtift und Papier zum Schreiben bereit hielt.

„Laß dir von ihm Vorſchläge machen, und die Luſt zum Eſſen wird kommen, Onkel. Darauf verſtehen ſie ſich wie auf alle Niedlichkeiten.“

Mit Berta lachend, hörte er zu, wie der Kellner dem Onkel Namen auf Namen von Gerichten nannte und beſchrieb, wie die Schüſſel zubereitet und angerichtet werde. Wirklich ſchien den alten Herrn bald ein Heißhunger zu be-

fallen. Der Franzoſe verſtand ſich ſo gut auf ſein Geſchäft, daß er ein langes Diner beſtellen durfte. Dann rief er den Weinkellner. Doch den Roten ſollte der Neffe ausſuchen. Brieg mußte dabei an Fleury denken. Als er mit den Verwandten allein war, erzählte er leiſe von dem Auftreten des Oberſtleutnants als Weinagent. Mit dem Lachen kam gute Laune. Während der Mahlzeit mußte er von ſeinem Tun und Treiben berichten. Auch nach Verkehr und Geſelligkeit fragten die Verwandten, aber er wollte vor Berta nicht von Helene ſprechen. Zunächſt ſollte der Onkel die Damen beſuchen, weil er die Fürſtin doch kannte. Später ließ ſich vielleicht Helene mit den Verwandten zuſammenbringen. Das würde die Bekanntſchaft mit ihr intimer machen.

In ein Theater zu gehen, um die letzte Hälfte eines Schauſpiels zu ſehen, ſchlug er vor. Sie fuhren die Avenue hinauf. Johlen und Grölen überſchrie die Klänge einer Militärmuſik. Die Verwandten beugten die Köpfe zum Fenſter. Um die marſchierenden Spielleute und Hoboiſten eines Infanterieregiments drängten ſich brüllende Burſchen und pfeifende Knaben, ſingende Dirnen, Arm in Arm mit Kerlen im Curduroy des Apachen. Unter flachen Mützen, mit flatternden roten Halstüchern zogen ſie dahin, in jubelnder Freude, Unfug verüben und die Gebote der Ordnung übertreten zu können.

„Millerands Zapfenſtreich, Onkel!“

„Ach nee!“ Faſt enttäuſcht ſah der alte Herr den Nachzüglern des tollen Schwarmes nach:

„Ich hatte von impoſanten patriotiſchen Demonſtrationen der Bevölkerung gehört, ſehe aber nur Janhagel.“

„Onkel, wenn die Pariſer Preſſe ſagt, daß bei den Klängen der Muſik weißhaarige Herren mit Zylinder begeiſtert in Tritt fallen und in der Liebe zu Madame La France wieder jung und revancheluſtig werden, müſſen deutſche Korreſpondenten es nachſchreiben. In den erſten

Tagen hat der Spektakel übrigens wirklich einige ehrlich gemeinte nationale Ovationen geweckt. Aber der Franzoſe muß früher oder ſpäter auch das Ernſteſte zum Zirkus machen und in den Rinnſtein zerren. Alſo iſt der Zapfenſtreich nun ein Vergnügen für Tagediebe. Von Bedeutung für uns iſt er aber als eine von zahlloſen Veranſtaltungen, die lediglich dem Zweck dienen, Kriegsluſt und Haß gegen Deutſchland zu nähren."

„Glückt ihnen das?"

„Ja!"

„Haß iſt kein ſchlechter Bundesgenoſſe, Hans!"

„Im Gegenteil, Onkel, und moraliſch werden wir ſie darum das nächſte Mal ſtärker als ſiebzig finden. Nach meiner Überzeugung dürfte ihr Haß ſich uns mit einer Todesverachtung ohnegleichen entgegenſchleudern, und darum frage ich oft, ob es nicht ratſam ſei, auch in unſerem Volk Haß gegen ſie zu predigen. Es mag nicht würdig und ſittlich, aber darum doch notwendig ſein, denn wenn wir morgen unſere guten ehrlichen Jungens auf die von Fanatikern aufgepeitſchten Maſſen loslaſſen müſſen, werden ſie kaum wiſſen, worum es geht, und zu gutmütig ſein."

Sie kamen zum dritten Akt und ſahen auf der Bühne das Empfangszimmer eines Augenſpezialiſten. Bald fiel der Vorhang, aber ſchon von dem Geſehenen war Berta erregt. Die Borsdorfer Äpfel glühten und drohten ihre Schalen zu ſprengen.

„Verſtanden habe ich wenig, aber der Doktor war großartig, Vetter!"

Er nickte:

„Auf Niedlichkeiten verſtehen ſie ſich, Couſinchen. Wenn der Mann mit dem vierten Finger einem Patienten das Augenlid herabzieht, glaube auch ich, er habe es täglich in lebenslanger Berufsarbeit getan. Ihre Mimen ſtehen in

ſchauſpieleriſcher Routine ſo hoch über den deutſchen wie ihre Literaten über den unſeren. Ich habe das Stück ſchon geſehen, und es ſcheint mir ein typiſches Beiſpiel, wie ihre Autoren ſich mit weitem Blick, mit klarem Kopf, mit Menſchenkenntnis und darum Menſchenverachtung über das Leben hinaus zu recken und es ſarkaſtiſch lächelnd aus der Vogelſchau zu betrachten wiſſen. Unſere dramatiſchen Dichter oder epiſchen Erzähler blicken häufig als Söhne der Unterſchicht mit einem komiſch ehrfürchtigen Staunen zum Leben hinauf. Für Sudermann iſt der Berliner Lebemann, für den wir nur ein Augenzwinkern haben, ein Halbgott, weil er um Mitternacht auf der Friedrichſtraße für eine Flaſche ſchlechten Sekt dreißig Mark bezahlt."

Aber die Couſine wollte bis zum Schluß bleiben. Erſt nach der Vorſtellung fand Brieg Gelegenheit, dem Onkel ins Ohr zu ſagen, daß er ihn gern einmal allein ſpräche.

„Morgen vormittag, Hans. Dann bleibſt du zum Frühſtück und ſagſt uns, wie wir den Nachmittag verbringen."

„Es iſt die Jahreszeit, ins Freie zu fahren."

„Nach Meudon, Hans. Den Platz der großen Belagerungsbatterien möchte ich dort wiederſehen."

„Wie du befiehlſt, Onkel. Für die Couſine gibt es den ſchönen Wald."

Um zwei Uhr ſaßen ſie am nächſten Nachmittag auf dem Deck des kleinen Dampfers — einer „Fliege" — und fuhren über das Waſſer der Seine zwiſchen rauchigen Fabriken, ſchmucken Villen und bunten Gärten hindurch. Hinter einer Brücke bat Brieg die Verwandten, zurückzuſchauen. Die Koloſſalfiguren von Soldaten der drei Hauptwaffen waren in den roten Sandſtein der Bogenpfeiler gemeißelt, und der Vetter wies mit der Hand darauf:

„Wieder ein Beweis, wie ſie ſich auf des Lebens Niedlichkeiten verſtehen!"

Der Striegauer blickte lange hin und ſchüttelte in be-

wunderndem Staunen den grauen Kopf. Die Figuren wurden kleiner und kleiner, als er gestand:

„Ja, das ist schön! Ich verstehe nichts von Kunst, und am wenigsten von der plastischen, aber die Kerle sprechen zu mir. Mehr noch! Ich höre Hornsignale und den Wirbel ihrer Trommel. Ein paar Namen wie Arcole oder Magenta klingen hinein. Ohne daß ich weiß warum, erzählen mir die stummen Bilder des Troupiers von ihrer Gloire und Espérance."

„So geht es auch mir, und weil die Figuren reden, sind sie Werke wahrer Kunst. Was dem Teufel gebührt, mag ich ihm nicht weigern."

In Bas-Meudon nahmen sie einen Wagen. Unter dem Blätterdach des herrlichen Waldes uralter hoher Stämme schlug Berta vor, auszusteigen. Sie begriff hier, warum — wie sie oft gelesen hatte — die Pariser Massen Sonntags nur den Wunsch spürten, sich um den Futterkorb ins Grüne zu werfen.

Der Onkel wurde ungeduldig. Als sie wieder saßen, wies er nach links und schickte den Kutscher auf die große Straße nach Versailles. Durch Ortschaft auf Ortschaft, vorbei an Park und Villenhain fuhren sie auf der schon durch ihre Breite imposanten schnurgeraden via triumphalis der alten französischen Könige und des ersten deutschen Kaisers, bis in der Ferne Sonnenlicht in den Fenstern des à toutes les gloires de la France geweihten Schlosses quer vor der Straße funkelte. Der Onkel ließ halten. Längst einsilbig, blickte er schweigend durch zwei Häusermauern der Straße auf den Bau, in dem sein König das Erbe Barbarossas aus dem Grabe gehoben hatte.

Auch Vetter und Cousine sprachen nicht. Ehrfurcht zog ihre Augen zu dem ernsten und doch frohen Gesicht, unter der Haut so rotbraun wie Juchtenleder. Sie wußten, woran der Älteste ihres Geschlechts dachte. Er dankte Gott, daß

er für seinen König und den dort hinter funkelnden Fenstern gehobenen Schatz hatte bluten dürfen. Sie wußten, warum er nicht weiterfahren ließ. Er war zu sehr Edelmann, um den Saal, in dem er das Schwert des Siegers am Tage der Proklamation mit huldigendem Hurra aus der Scheide gerissen hatte, noch einmal mit dem wohlfeilen Gefühl des Triumphators zu betreten.

Mit einem Wink der Hand befahl er zu wenden, und wieder wußten die Kinder gutpreußischer Häuser, wovon er sprach, als er nach rechts und links in die Straße blickend mit der Hand vorwärts wies:

„Mir ist, als müsse er an uns vorüberreiten."

Da glaubten auch sie, seinen alten König zu sehen. Den Helm mit niedriger Spitze über dem Antlitz mit dem Weißbart, an dem der Januarwind des rauhen Kriegswinters zauste, trabte er im schlichten schwarzen Mantel ohne Pelz zur Kanonade auf Paris.

Und Bertas Augen blitzten:

„Mein preußisches Soldatenherz geht auf."

Die Herren schmunzelten.

„Lacht mich nicht aus. Auch Majestät hat neulich vom preußischen Soldatenherz seiner Schwester gesprochen."

Der Onkel schien wieder heiter:

„Wir freuen uns, Kind, und du erinnerst mich an eine Erzählung des Fohlnicker Berswitz. Er war im Herbst in Berlin, als sie wieder einmal in Angst vor einem Krieg zitterten. In Gesellschaft hörte er ärgerlich dem Gejammer zu, als Frau von Knerrheim, die Frau des Generals, nähertrat."

„Die Tochter von Hechtwitz, Onkel?"

„Ja, Bertchen, vom großen Kavalleristen. Die Knerrheim hatte etwas von der Unterhaltung gehört und fiel bekümmert ein: ‚Also glauben Sie an Krieg? Gott soll ihn verhüten. Ich könnte es nicht ertragen.'

Nanu, auch die, denkt Berswitz, aber Frau von Knerrheim klagt weiter: ‚Mein Mann krank, und der Sohn noch zu jung, gar niemand vorn und dabei zu haben, das wäre furchtbar, entsetzlich, gar nicht auszudenken!‘

Berswitz hat ihr a tempo die Hand geküßt, und ich meine, aus ihr hätte ein preußisches Soldatenherz gesprochen. Überhaupt sind die Damen unserer Familien oft die wahren Hüterinnen preußischen Soldatengeistes. Wir Männer glauben zu oft, der Junge käme mit ihm auf die Welt. Ist auch richtig, aber er muß entwickelt werden.“

Auf dem Plateau von Meudon gingen sie zu Fuß an den Rand der steil zum Tal der Seine fallenden Terrasse. Drunten reckte Paris durch seinen grauen Staubnebel seine Türme. Mit verschränkten Armen blickte der Onkel hinab. Hier hatte er so einst bei den Geschützen gestanden. Ihre Bänke waren die noch immer erhöhten Blumenbeete des Parks gewesen:

„Verändert hat es sich kaum. Nur zwei neue Landmarken finde ich, den Eiffelturm und — was bedeutet die Riesenkuppel auf dem Montmartre, wo früher die Windmühle stand?“

„Es ist das Dach der neuen Kirche vom Heiligen Herzen, Onkel!“

„Aha! Der Eiffelturm steht wie ein Sinnbild des Exzentrischen und Unbeständigen der Nation. Ich denke unwillkürlich, daß sie jetzt gerade beginnen, die Stahlschrauben zu lösen. Jedenfalls hat er den Zweck einer Reklame erfüllt und wird früher oder später als altes Eisen verkauft. Haben sie mit der ungeheuer großen Kirche Dauerhafteres gebaut?“

„Sie ist mit einem Aufwand von vielen Millionen so dickwandig und solide gemauert, daß die Kirchenstürmer von zehn Revolutionen sich an ihr die Finger zerbrechen können, aber darum doch auch wie der Eiffelturm ein Denkmal der

Unbeständigkeit und des Wechsels, ferner ein Sinnbild des Hasses, aber nicht wie sonst das Gotteshaus der Liebe. Durch ihre Größe und die Lage auf dem höchsten Hügel soll der Bau jedem Pariser wahrnehmbar sein, und damit auch der Blinde im dunkelsten oder fernsten Winkel der Stadt von der Kirche wisse, sammeln die Bauern von Savoyen Geld für den Guß einer Riesenglocke. Über das Weichbild von Paris hinaus soll die Stimme des ‚Savoyarden' einmal zu hören sein, aber sie spricht dann weniger von himmlischer Barmherzigkeit als von irdischer Streitsucht und dem Sieg einer politischen Partei, denn begonnen wurde der Bau, als einmal die konservative und klerikale Rechte ans Ruder gekommen war, um die unterlegene radikale und irreligiöse Linke zu ärgern. Mit ihrem Spott verfolgen die Jakobiner wohl manchen christlichen Brauch, aber ihre höchste Wut und ihren grimmsten Abscheu fordert die mystische Anbetung des Heiligen Herzens heraus. Darum nur durfte auf dem Montmartre keine gewöhnliche Kirche, sondern eine dem Mysterium vom Heiligen Herzen geweihte stehen. Die Franzosen sind eben ein Volk, das jeden Haß vertiefen und schüren, das mit teuflischer Grausamkeit sogar in den Wunden des Besiegten wühlen will. Ein Beweis dafür ist auch das Verhalten der Radikalen nach einem Wahlsieg. Um die bezwungenen Klerikalen zu ärgern, beschlossen sie durch Gesetz, das Kruzifix aus allen Gerichtssälen zu verbannen, und um Wut, Schmerz und Empörung der Besiegten bis zu Qual und Verzweiflung zu steigern, mußten sie von allen Tagen des Jahres gerade einen — den Karfreitag — wählen, um die Gottesbilder auf die Straße werfen zu lassen."

Der Onkel schüttelte den grauen Kopf:

„Schwefelbande!"

„Ja, das sind sie, Onkel! Wer ihre großen Worte nicht gedankenlos nachspricht, sondern mit eigenen Augen

den Grund ihrer Volksseele sucht, muß ihre Nation die unritterlichste auf unserem runden Ameisenhügel nennen. Ich habe mich redlich bemüht, ihrem Charakter auch Gutes abzugewinnen. Es war vergeblich. Je mehr ich sie kennen lerne, desto tiefer blicke ich in einen Abgrund von Bosheit, der hämischen Bosheit des Narren und Hanswurstes. Gott helfe dem Volk, das der Schwefelbande einmal unterliegen sollte."

„Ich kenne sie, meine Kinder," nickte der alte Herr. Noch immer mit verschränkten Armen stehend, erzählte er von den Tagen, als unter seinen Augen in Babel die Feuersbrunst des Bruderkrieges lohte. Aber nicht lange konnte er bei den häßlichen Bildern weilen. Frohere Erinnerungen huschten um die Türme und Bäume drunten.

„Dort drüben die Pappeln müssen jene sein, unter denen ich Budritzki einen Befehl brachte. Ich sah ihm an, wie er in der Klemme saß."

Er erzählte vom Tag von Champigny, und der Jüngeren Herzen weiteten sich, während er schlicht und ernst, ohne Schadenfreude den endlichen Rückzug der Franzosen schilderte und schloß:

„Es tat allstündlich ein jeder seine Pflicht, nicht mehr oder weniger, und darum konnten wir etwas leisten."

Berta trat hinter ihn zurück, und ihre Augen suchten den Vetter mit der Frage: ist er nicht prächtig?

Er verstand. Hinter des Onkels Rücken drückte er ihr in Zustimmung und brüderlicher Neigung fest die Hand.

Der alte Herr mußte etwas gehört haben. Er wendete sich um. Da tat auch der Neffe, als müsse er rückwärts blicken, um auf der Straße nach Erklärung für ein Geräusch zu suchen, und sah dort ein Automobil rollen. Die Diener trugen die Farben der Fürstin Rachnowska. Zwei Damen saßen im Wagen, und es war ihm, als hätte die eine eben schnell den Kopf hinter die Kapuze zurückgezogen. Ob es

wirklich Helene geweſen? Kaum wagte er zu hoffen, daß ſie ſich nach ihm umblickte. Seit zwei Tagen hatte er ſie nicht geſprochen, aber morgen durfte er den Onkel zu den Damen führen.

Doch nur widerwillig kam der Striegauer am nächſten Nachmittag mit und brummte:

„Daheim in Schleſien ſehe ich Polacken genug.“

Verſtimmt ſchwieg der Neffe. Die Fürſtin war doch Witwe eines deutſchen Edelmannes und Diplomaten, der nur noch der Väter polniſchen Namen geführt hatte wie mancher preußiſche Offizier und Beamte. Als der Striegauer geſtern vor dem Ausflug gemeint hatte, das polniſche Blut ihres Vaters könne ſich nicht verleugnen, hatte er nicht den Mut gefunden, von ſeiner Neigung für Helene zu ſprechen. Es ſchien beſſer, die Verwandten erſt nach einer Verlobung vor die Tatſache zu ſtellen, und faſt fürchtete er jetzt, der alte Herr könne in Helene die ihm einſt geſchilderte Blondine vom Bahnhof Friedrichſtraße erkennen.

Sie näherten ſich der Brücke über die Seine. Wieder brummte der Onkel: „Überhaupt iſt es mit der Bekanntſchaft nicht weit her. In Breslau habe ich ſie flüchtig als junges Mädchen und ſpäter in Berlin als Frau geſehen.“

„Aber ſie ſprach ſo liebenswürdig von dir, daß du ihr den Beſuch ohne Zweifel ſchuldeſt, falls du mich nicht in Verlegenheit bringen willſt.“

Vom jenſeitigen Ufer kamen auf dem anderen Fußſteig der faſt leeren Brücke zwei Offiziere. Zwiſchen ihnen ging ein Ziviliſt. Der Striegauer hob die Augen zu einem kritiſch-prüfenden Blick.

„Der Küraſſiermajor ſieht nicht übel aus, aber der Infanteriſt hält ſich ſchlecht.“

„Es iſt ein Hauptmann Denis vom Nachrichtendienſt, Onkel, und der Herr in der Mitte der ruſſiſche Militärattaché.“

Deutlicher waren die Gesichter der drei zu erkennen, und plötzlich wußte Brieg, an wen der Kurier der Fürstin ihn erinnert hatte, an den Hauptmann Denis, der jetzt die Hand zum Gruß hob. Gleichzeitig mit dem Russen faßte auch Brieg an den Hut und senkte ihn sehr ernst von Gesicht und gerade von Haltung. Noch gemessener, obschon höflich, aber kalt, zurückhaltend, fast finster sah der Striegauer die Fremden grüßen. Er begriff. Nicht Menschen, sondern zwei Heere hatten hier Grüße getauscht, und die eine zweier tapferer Armeen wollte immer bekunden, daß sie mit der anderen nur über die Degenspitze hinweg zu sprechen und zu verkehren gewillt sei. Stets wollten ihre Offiziere dem deutschen Militärattaché zeigen, daß er der Feind und Gegner sei.

„Aber warum macht auch der Russe den feierlich steifen Komment mit?"

„Er tut es nur auf der Straße und vor Franzosen, Onkel. ‚Wenn wir nachher zu Hause sind, wird sich schon alles finden!"

Dabei drehte er den Kopf und blickte dem Hauptmann Denis nach. Seit dem Gespräch beim Diner in der Botschaft war es ihm interessant, Doppelgänger zu vergleichen und zu beobachten. Der Hauptmann trug im kurzgeschorenen dunkeln Haar über dem Nacken eine weiße Locke, ähnlich den Druckflecken auf dem Rücken von Pferden. Die konnte der Kurier nicht haben.

Der Striegauer wollte seinen Wissensdrang befriedigen.

„Verkehrst du gesellschaftlich mit den Herren, die dich so steif grüßen?"

„Nein, Onkel. Denis habe ich überhaupt nur einmal im November auf dem Übungsplatz gesehen. Calane, als früherer Attaché in Berlin ein alter Bekannter, stellte ihn mir vor. Zu dem Oberstleutnant gehe ich als einzigem französischen Offizier ins Haus. Sonst mache ich Besuch nur, wo

der Brauch der Botschaft es heischt. Übrigens pflegen die französischen Offizierkorps kaum eine Geselligkeit wie die unseren. Der Mann, der die Kameraden zu einem Teller Suppe an den Tisch seiner Frau bitten kann, ist namentlich in der Artillerie und Infanterie sehr selten. Vielen führt die Frau ohne weibliche Dienstboten die Wirtschaft."

„Also leben sie immerhin einfach."

„Viel einfacher als wir und dabei zufrieden. So sträubte sich neben Widerwillen gegen jeden Zwang namentlich auch ihre Sparsamkeit gegen die Wiedereinführung des gemeinsamen Mittagstisches. Du mußt natürlich nicht glauben, daß sie alle solide Leute sind. Sie haben ihre leichtsinnigen Fliegen, aber die Sparsamen pflegen oft eine Knickrigkeit und Pfennigfuchserei, die wir als kleinlich nicht dulden könnten. Daneben weckt es hohe Bewunderung, zu sehen, wie sie sich durchschlagen. Freilich drücken Not und Sorge namentlich der Verheirateten auch den Stand herab. Die Familien der Herren leben oft wie die Massen und unter ihnen. In Stunden der Gefahr wird das Volk darum kaum im Offizierkorps eine Aristokratie sehen, zu der es mit der Bitte um Rat und Hilfe die Augen aufschlägt. Meiner Überzeugung nach wird die erste Niederlage wieder einen Advokaten oder heutzutage vielleicht eher Journalisten an die Spitze der Armee heben. Seit die Presse Reichtümer gesammelt hat, regiert sie das Land."

Da waren sie in der Rue Dauphin vor der Wohnung der Damen. Oben empfing die Fürstin sie und schien die Hand des Onkels nicht loslassen zu wollen:

„Die Freude, die Sie mir machen, Exzellenz. Mir ist, als wäre ich wieder jung und in Breslau, in Berlin mit Ihnen zusammen."

Ganz unverändert erklärte sie ihn, und geschmeichelt

durch ihre Herzlichkeit taute er auf, gab die Komplimente zurück. Sie führte zum Sofa und schickte nach der Nichte, sprach aber gleich weiter:

„Natürlich hätte ich gern das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen, Exzellenz, aber leider habe ich mich entschließen müssen, morgen nach meiner Besitzung bei Metz abzureisen. Dort habe ich zu tun, und hier ist die Saison beendet. Ein Glück, daß ich Ihnen wenigstens noch die Hand drücken konnte. Wie steht es im lieben Schlesien?"

Während der Onkel plauderte, saß Brieg still. Bis zur Ankunft der Verwandten hatte er Helene seit der Aussprache häufig gesehen. Von Tag zu Tag schien sie ihm freundschaftlicher, herzlicher zu begegnen, und nun würde sie mit der Tante Paris verlassen, der Traum — vorläufig — zerrinnen.

„Madame lasse sich entschuldigen, sie leide an Migräne," meldete der Diener.

Arme Helene. Sie mußte wirklich krank sein, denn sonst war sie stets gleich dem Ruf der Tante gefolgt. Unbedingt mußte er sie morgen vor der Abreise noch sprechen.

Er blieb stumm, bis der Striegauer zum Gehen die Füße anzog. Da bat er die Fürstin, der Nichte seinen Wunsch auf baldige Genesung zu übermitteln.

Sie lachte. Das Leiden könne kein schweres sein, und wendete sich zu ihm:

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Major. In La Cusse werden wir zum Wochenende häufig Pariser Bekannte und hoffentlich auch Sie unter ihnen sehen."

Erfreut verbeugte er sich. Gewiß war die Reise bis Metz ziemlich weit, bot aber wahrscheinlich die einzige Gelegenheit, Helene vor dem Winter wiederzusehen. Nun durfte er noch hoffen. Die Fürstin sprach weiter:

„Sie müßten sich telegraphisch ansagen und bis Pagny mit der Bahn fahren. Dort fänden sie das Automobil. La

Cuſſe hat, wie die Herren vielleicht wiſſen, früher dem bekannten Vicomte Colignard gehört und iſt kein großer, aber immerhin intereſſanter Beſitz. Es liegt in der ſpitzen Landzunge, die Frankreich zwiſchen St. Marie aux Chênes und Verneville, alſo zwiſchen den Grabdenkmalen der beiden Gardedivisionen gegen Amanweiler ins deutſche Lothringen reckt. Hinter meinem Schlößchen ſteht zwiſchen Park und Wald, dem Bois de la Cuſſe, der ‚Baumkuchen‘, eine der Landmarken der Metzer Umgebung, nämlich ein Kreis von acht Edelkaſtanien, überragt von einem neunten Baum in ihrer Mitte. Er ſoll der höchſte ſeiner Gattung in Europa ſein. Nur der Schweizer Oberſt Wille rühmt ſich auf ſeinem Gut bei Meilen einer noch höheren und älteren Kaſtanie, aber ich glaube ihm nicht und ſchwöre auf meinen Baum. Doch den Namen der Landmarke muß ich erklären. Wer vom höheren deutſchen Grenzland, etwa aus Amanweiler, auf La Cuſſe blickt, ſieht über den Wipfeln von Park und Wald die Kronen der acht Bäume wie einen runden grünen Teller und darauf den neunten wie einen Baumkuchen. Ihre Herren Kameraden in Metz hören das Wort nicht ſelten, denn bei Übungen heißt es oft, in Richtung auf den ‚Baumkuchen‘ marſchieren. Doch ich habe mehr zu bieten, Herr Major. Der Wald von La Cuſſe wird von der Grenze durchſchnitten und tritt auf deutſches Gebiet mit einem Zipfel, deſſen Spitze nach Südoſten auf Montigny la Grange und das neue Fort Graf Schlieffen weiſt. Der Zipfel hat mir viel Schererei gebracht. Da er bewaldet iſt, ſperrte er früher den Geſchützen des äußeren Fortgürtels um Metz das Schußfeld gegen die Bahnhöfe an dem Geleiſe nach Verdun. Darum wurde mir vorgeſchlagen, gegen eine Entſchädigung den Wald abzuholzen. Aber meine Bäume waren mir zu lieb, und da ich an Krieg nicht glaube, meinte ich, es habe mit dem Fällen wohl bis zu einer Mobilmachung Zeit, und der Bau des Forts Schlieffen auf der Höhe 340

ſüdlich von Montigny hat meinen Bäumen das Leben geſchenkt, denn die dort ſtehenden Geſchütze beherrſchen meinen Wald. Auch ſonſt gab es Unannehmlichkeiten mit dem Zipfel. Der Kreisdirektor ſchrieb einmal, daß durch den Wald gelegentlich verdächtige und allzu wiſſensbegierige Leute auf deutſches Gebiet wanderten. Alſo ließ ich das Gehölz mit einem Stacheldrahtzaun umfriedigen und glaube nun Ruhe zu haben. Lockt es Sie noch nicht, La Cuſſe zu ſehen, Herr Major?"

„Es birgt noch andere Vorzüge," meinte er frank.

Sie drohte mit dem Finger, aber lächelnd, als ſei ſie mit ihm im Einvernehmen, und fuhr fort:

„Leider habe ich das Schlößchen und den Verkehr mit der Nachbarſchaft vernachläſſigt. Erſt im letzten Herbſt war ich nach langen Jahren einmal dort und knüpfte neue Verbindungen an. Zum nächſten Sonntag möchte ich alte und neue Bekannte zu Tiſch bitten, um das Haus zu wärmen. Alſo bleiben Ihnen drei Tage, um ſich zu überlegen, ob Sie mir am Freitag durch ein Telegramm Ihren Beſuch für Sonnabend und Sonntag ankünden wollen, Herr von Brieg."

„Wenn ich irgendwie abkommen kann . . ."

Sie unterbrach und redete ihm zu. Lag ihr doch viel an ſeinem Kommen. Wenn die Bekannten einen preußiſchen Offizier bei ihr ſahen, durfte ſie ſich noch ſicherer fühlen.

Der Striegauer glaubte dem Neffen das Abſagen leichter machen zu müſſen und ſtand auf, aber der Major verabſchiedete ſich mit dem Ausdruck ſeines Hoffens, die Damen bald wiederzuſehen.

* * *

Die Fürſtin ſaß am Sonnabendmorgen in La Cuſſe beim erſten Frühſtück und rührte ärgerlich mit dem Löffel in der Taſſe. Auch hier war der Kaffee zu heiß. Der Teufel

ſollte alle Köche holen. Sie horchte auf. Am Tritt im Korridor erkannte ſie die Nichte. Helene trat ein. Die Alte grollte, ohne von der Taſſe aufzublicken:

„Entſetzlich ſchwül iſt es hier.“

Helene nahm Platz:

„Guten morgen, Tante!“

Die Greiſin trug auch in der Glut des lothringiſchen Sommers das ſchwarze Wollkleid. Ein Blick darauf ſchien die Temperatur zu erhöhen:

„Du wußteſt doch, daß die Luft während der warmen Jahreszeit hier immer ſtickig-feucht und klebrig iſt. Warum mußteſt du gerade nach La Cuſſe fahren?“

Und mit dem Fächer, den Helene trug, wedelte ſie ſich Kühlung. Aber die Arme ſchienen ſchlaff. Nach der ſchlechten Nacht ermüdete die ſchwere Luft, obwohl ſie hier friſcher, kühler als oben im Schlafzimmer war. Vor den beiden großen Fenſtern hingen Jalouſien. Nur durch die offene Tür zwiſchen ihnen drang von der durch Leinwand beſchatteten Veranda Licht in das mit dunkeln Tapeten behangene und ſchweren, altfränkiſchen Mahagonimöbeln gefüllte Zimmer. Die leichten, lichten Korbmöbel draußen ſtachen ſeltſam ab von den plumpen breiten Schränken, Stühlen und Anrichtetiſchen drinnen. Als der Blick aus dem düſteren Raum durch die offene Tür in den Garten fiel, mußte ſie die geblendeten Augen ſchließen. Ein heißes Flimmern hing im Sonnenſchein über den weiten bunten Beeten zwiſchen hohen alten Hecken und Baumgruppen. Ein feuchtes, ſchwüles Wehen trug den ſüßlich betäubenden Duft des ſommerlichen Blühens auf der reichen Lothringer Erde. Nur noch müde ſangen die Vögel, als habe das erſte Konzert im taufriſchen Morgen ſie erſchöpft.

„Tee mit Zitrone, Jean, und nur Obſt. Fleiſch mag ich bei der Hitze nicht ſehen.“

Die Tante ſchien ſchlechter Laune, denn noch immer ant-

wortete ſie nicht. Sie grübelte in die Taſſe hinein. In der Tat ſchien es Zeit, der Nichte zu erklären, warum ſie ſich in La Cuſſe begraben habe. Von dem Tunnel, der unter dem Waldzipfel auf Fort Schlieffen gebohrt wurde, um es am Tage einer Mobilmachung in die Luft zu ſprengen, durfte Helene nicht wiſſen. Für die Nichte handelte es ſich um den Bau eines Eiskellers. Unter den Augen der Schloßfrau mußte das Werk vollendet werden, damit die Deutſchen nicht Verdacht ſchöpften. Daß mit Wiſſen der Fürſtin Rachnowska, der Witwe eines kaiſerlichen Botſchaftsrats, ihre Kataſtrophe vorbereitet werden könne, würde ihre Einfalt nie glauben. Sie räuſperte ſich:

„Wie wenig du doch von Geſchäftlichem verſtehſt, Helene. In den Wolken lebſt du und nur für deinen Flitterſtaat. Ich fürchte, du wirſt eine ſchlechte Wirtſchafterin. Wer ſeinem Beſitz dauernd fernbleibt, entwertet ihn. Da La Cuſſe mir wenig Freude, aber viel Ärger bringt, möchte ich es verkaufen. Ehe das gelingt, muß ich zeigen, daß es bewohnbar iſt. Dazu fehlt allerlei, das ich nur an Ort und Stelle vermiſſen und herſtellen laſſen kann, wie den Eiskeller.“

Um den Eindruck ihrer Worte zu prüfen, blickte ſie auf:

„Wie Käſe ſiehſt du wieder aus. Wie Roquefort, Helene. Ganz grünlich, entſetzlich, jammervoll biſt du. Dabei haben wir morgen das Diner, und . . . Brieg!“

Die Nichte legte die zum Mund geführte Kirſche auf den Teller zurück und die Serviette auf den Tiſch, als ſei ſie mit dem Eſſen fertig und könne nichts mehr anrühren. Ihre Augen funkelten in Zorn:

„Was heißt das, Tante?“

„Was ſoll es heißen?“

Die Fürſtin griff nach der Handtaſche, kramte mit den Fingern darin und reichte der Nichte eine Depeſche von blauem Papier:

„Lies!“

Beim Zugreifen fühlte Helene ihre Finger zittern. Als ſie das Telegramm entfaltet und geleſen hatte, legte ſie es wieder zuſammen und kniffte es ſorgſam, nachdrücklich zwiſchen Daumen und Zeigefinger. Die Stirn runzelnd, reichte ſie es mit einer Gebärde ungewohnter Entſchloſſenheit der Tante zurück:

„Ich werde ihn nicht ſehen!“

Die Greiſin lachte nur.

Aber warum bockte die Marjell wieder? Hatte ſie ſich doch in letzter Zeit mit Brieg gut vertragen. Nach einer Pauſe höhnte ſie:

„Sollen wir ihm die lange Eiſenbahnfahrt nur zumuten, damit er für zwei Tage ein hinkendes altes Frauenzimmer unterhalten kann?“

„Ich mute ihm nichts zu, da ich ihn nicht gebeten habe, mich zu verfolgen.“

Alſo verfolgte Brieg Helene. Die Alte ſchmunzelte, und nun forderte der Trotz der Marjell obenein noch zum Schelten heraus. Da ſchien der Morgen gleich friſcher und kühler, das Leben erträglicher.

„Ich habe ihn eingeladen. Er war liebenswürdig genug, dir noch am Tage unſerer Abreiſe einen Beſuch zu machen. Du haſt ihn nicht empfangen, wirſt aber deine Unart heute gutmachen.“

Sie ſchlug mit den Knöcheln der Hand auf die Tiſchplatte.

„Ich kann es nicht, Tante.“

Und als ob ſie am Ende ihrer Kraft ſei, bat die Nichte weich, faſt verzweifelt: „Erlaſſe mir die Qual, Tante. Der Herr mag dir liebenswürdig erſcheinen, iſt aber nicht anders als alle. Ich habe es mit eigenen Augen geſehen.“

Wieder fielen die Knöchel der runzligen Hand hart auf den Tiſch.

„Wie kämſt du dazu?“

Herriſch und wirklich entrüſtet klang die Frage.

„Durch Zufall, während unſerer Spazierfahrt nach Meudon.“

Die Greiſin griff nach dem Stock an ihrer Stuhllehne, als müſſe ſie mit einer Waffe ihrer Empörung Nachdruck leihen.

„Mein Kind!“ Sie ſprach langſam und hob die Stimme zu lautem drohendem Grollen. „Was unſere Herren treiben, ſehen wir Damen nur, wenn wir in ihrer Geſellſchaft ſind. Darüber hinaus ſchenken nur Dienſtmädchen und Schneiderinnen dem Tun ihrer Geſponſen Aufmerkſamkeit.“

„Ich konnte nicht hindern, daß ich ihn ſah und empört, entrüſtet, außer mir, voll Abſcheu bin.“

Die Fürſtin war befriedigt, leerte die Taſſe und leckte an den Lippen. Der Koch verſtand immerhin guten Kaffee zu brauen, und aus dem Ton, den Helene eben anſchlug, ſprachen Eiferſucht und Leidenſchaft. Aus Furcht zu unterliegen wollte ſie Brieg meiden. Die Marjell hatte ein Faible für ihn.

„So große Angſt haſt du vor ihm?“

Die Nichte beugte den Kopf über den Teller. Ihre Rechte lag auf der Bruſt, als ob ſie dort Schmerzen ſpüre. Ihr Geſicht flammte. Sie bat: „Sei ſo gut und ſprich nicht mehr von ihm, Tante Alodia.“

Aber die Greiſin ſchüttelte unwillig den Kopf: „Warum vergißt du immer, daß du als Frau dem Mann überlegen und die Stärkere biſt?“

„Ich konnte es nie empfinden, Tante.“

„Weil du nie nachgedacht haſt! Nur unſer Geſchlecht ſchenkt Leben. Der Mann fühlt, daß es darum das bedeutſamere iſt und das Recht hätte, die Welt und das Leben in ihr zu regeln. In ſeiner Angſt, daß wir uns einmal das

Recht ertrotzen könnten, gibt er ſich den Anſchein, unſere Verſuche, das Wiſſen der Frau zu vertiefen und ihr Unabhängigkeit zu ſichern, komiſch oder lächerlich zu finden. Aber er ſpürt dabei bange Sorge, weil er weiß, daß ſein Geſchlecht im Lebenskampf unterliegen muß, wenn das unſere einmal gleiche Waffen führt wie er. Denke daran, wenn du Männern begegneſt! Dann magſt du lernen, ſie als unvollkommene, ihrer Stellung unſichere Weſen zu betrachten, und wirſt ihnen Schwächen oder Irrungen mit einem Gefühl von Geringſchätzung verzeihen. Sie ſind zu töricht, zu bedeutungslos, um Zorn oder Ärger einer Frau zu erregen."

Helene hob die Schultern. Es mochte nicht übel ſein, ſo wie die Tante denken zu können, aber ihr war es unmöglich. Antworten durfte ſie nicht, denn Frau Benoit, die alte, aber noch immer ſchwarzhaarige Frau des Verwalters von La Cuſſe kam mit der Frage, in welchen Zimmern der heute eintreffende Herr und das für morgen erwartete Paar wohnen ſollten. Die Erörterung mit der Tante gab der Nichte Gelegenheit zu entſchlüpfen. Durch die offene Tür trat ſie über Veranda und Treppe in den Garten. Die Sonne ſtach heiß, aber ihr Brennen war gut für das Haar. Auf dem Gras lagen noch die letzten Tautropfen. Sie mußte ſich hüten, dem Wegrand zu nahe zu kommen, um die weißen Schuhe und den Saum des leichten weißen Kleides nicht zu beſchmutzen. Aber die Verſuchung, an den prächtigen Roſen zu riechen, war zu groß. Sie beugte ſich über einen Stock und brach zwei der roten Blüten. Mit ihnen und Büchern wollte ſie den Tag in ihren Zimmern verbringen. Wenn die Türen abgeſchloſſen waren, mochte die Tante ſtürmen und ſchelten. Nein, Herrn von Brieg konnte ſie nicht ſehen! Schmählicher und ſchändlicher als alle anderen hatte er gehandelt, als er ſich in ihr Vertrauen ſchlich. Nur ihm hatte ſie ihr

Herz geöffnet, und doch hatte auch er ſie verraten. Zu ihr ſprach er mit meiſterhaft geheuchelter Treuherzigkeit in den Worten tiefer und ehrlicher Neigung mit der Verſicherung, ihr allein dienen zu wollen, und liebelte doch auf offener Landſtraße hinter dem Rücken eines alten Herrn mit dem unbekannten Mädchen. Scham, daß ſie dem Unwürdigen Vertrauen geſchenkt hatte, und Scham, daß es ihm faſt geglückt war, ſie zu überliſten, verbot ferneren Verkehr mit ihm. Pfui, daß ſie überhaupt Unbehagen, ja Schmerz geſpürt hatte, als ſie ihn die Hand der Fremden drücken ſah, und Schmach, daß ihr die Erinnerung daran noch immer weh tat, ihre Nerven und ihre Nachtruhe ſtörte. Aber ein Glück war es, daß ſie ſein heuchleriſches Werben immer noch abgewieſen hatte. Wenigſtens konnte er ſich keines Triumphes rühmen und ahnen, wie ſie in jüngſter Zeit manchmal mit leiſem Hoffen geglaubt hatte, es ſei möglich, die häßlichen Geſpenſter zu bannen. Wenn ſie nicht feſt und kühl geblieben wäre, hätte nun altes Unheil ſich erneuert.

Ihr war, als höre ſie Räderrollen. Zum Haus blickend, ſah ſie vor der Veranda der Tante Tourenwagen. Ein Herr . . . Major von Brieg ſprang heraus. Jetzt grüßte er lachend herüber.

So froh und heiter, ſo unbekümmert und übermütig, ja, unverfroren blickte er drein, daß ſie glaubte, ſie müſſe zu Stein erſtarren. Wie doch der Mann ſich verſtellen konnte!

Erſtaunt ſah Brieg den alten Trotz in ihrem Geſicht. Kaum hatte ſie ſeinen Gruß erwidert. Eigentlich ſchien es peinlich, ihr mit Schmutz und Ruß auf Geſicht und zerdrückten Kleidern entgegenzutreten, aber der Ärmſten durfte nicht Zeit bleiben, wieder in die alte Verzweiflung und Schwermut zurückzufallen. Gleich, ſofort mußte Klarheit geſchaffen werden. Um das Automobil herum ging er auf ſie zu, und wunderſchön ſtand ſie im jungen Sonnenlicht, das

auf dem Blondhaar funkelte. So, im ſchlichten weißen Kleid über den hochſpannigen, ſchlanken Füßen und — wahrhaftig — mit roten Roſen in der Hand hatte ſein heißes Sehnen ſie während der langen Nacht geträumt.

Frei lachend, heiter, aber auch begütigend blickend, wie es immer ſeine Art geweſen, ſah Helene ihn kommen. Sogar die Hand wagte er ihr zu bieten.

„Guten Morgen, gnädige Frau. Was hat es gegeben?“

Wohl nur, weil ſie zu verblüfft war, konnte ſie den Gruß nicht weigern und mußte ihm die Finger reichen, aber den Kuß auf die Hand litt ſie nicht. Vielleicht waren die Männer wirklich Toren und ſahen beim Fehlen oder Betrügen gar nicht, daß ſie Arges taten. Lachte er ihr doch wieder wie ein guter, treuherziger Junge in die Augen. Aber wenn die Tante recht hatte, ſtand es der Frau als der Stärkeren auch zu, dem Mann ihre Meinung und die Wahrheit zu ſagen. Hatte ſie doch immer offen zu ihm geſprochen.

Er ſah ſie lächeln, aber mit einem Sarkasmus, den er an ihr nicht kannte.

„Guten Tag, Herr von Brieg, und . . . laſſen Sie die Maske fallen.“

Er verbeugte ſich kurz.

„Verdiente Lektion, gnädige Frau! Aber ſie iſt von Staub und Ruß, geht nur mit Waſſer und Seife ab.“

Er konnte noch ſcherzen. Zorn ſtieg in ihr auf. Gern hätte ſie ihm ſeine Schande ins Geſicht geſagt! Noch immer lächelte er frei und dreiſt, ein wenig erwartungsvoll, als ſei es an ihr, zu ſprechen. In der Tat ſah er nicht ſauber und gepflegt, ſondern faſt ſchmutzig aus. Aber doch hätte ſie gern an ſeiner Bruſt nach Troſt und Erklärung gefragt. Das Wollen und Ringen von Jahren war vergeblich geweſen, nicht Haß gegen ihn ſpürte ſie jetzt. Im Herzen wütete der alte Teufel der Eiferſucht mit dem Wunſch, ihn der anderen zu entreißen, ihn zu nehmen,

zu haben, zu halten und zu hüten. Nein, die Frau konnte nicht die Stärkere sein.

Brieg hörte das Automobil davonfahren. Sein Gepäck war wohl ins Haus gebracht. Vor der Treppe wartete ein Diener auf ihn, aber es schien noch zu früh, der Fürstin aufzuwarten.

„Darf ich Sie auf Ihrer Morgenpromenade in den Park begleiten, gnädige Frau? Dann können wir ohne Zuschauer sprechen."

„Ja, für Zuschauer sind Sie nicht, Herr von Brieg!"

Sie lachte so bitter, daß er erschrak. Also fraß wirklich wieder der alte Kummer an ihr.

„Gnädige Frau, warum sagen Sie mir so Böses?"

Gleich weckte das Streicheln seiner bittenden Worte wieder ein törichtes Hoffen und gaukelte ihr vor, daß er sich rechtfertigen könne. Sie spürte den Zwang, mit ihm zu gehen.

Durch hohe Hecken schritten sie gegen eine Gruppe alter Kastanien, in der er den ‚Baumkuchen' erkannte. Aber nur flüchtig blickte er zu den Wipfeln, die oben in leisem Rauschen aus einem hundertjährigen Leben erzählten, während drunten im Schatten das heiße Schweigen des lothringischen Sommers hing. Seine Augen folgten den schmalen, hochspannigen Füßen in weißen Strümpfen und Schuhen. Leicht, aber sicher, traten sie auf den gelben Kies, bis sie im Kreis der acht Bäume neben dem neunten in der Mitte standen. Vier Bänke waren mit den Lehnen dicht an ihn gerückt, aber Helene wollte nicht niedersitzen. Immerhin waren sie allein und ungesehen.

„Warum sind Sie mir böse, gnädige Frau? Vielleicht hätte ich es ahnen sollen, weil ich Sie vor Ihrer Abreise nicht sehen durfte. Möglich, daß ich etwas versäumt habe. Es gab viel zu tun, und ich hatte Verwandte durch Paris zu führen."

Sie fühlte die Dame der Gesellschaft in sich erwachen: „Ich habe sehr bedauert, daß Krankheit mich verhinderte, Ihren Herrn Onkel kennen zu lernen.“

Er verbeugte sich: „Nun ist er mit seiner Nichte wieder in Schlesien. Die Cousine hatte sich eben mit meinem Bruder verlobt. Da gab es viel zu erzählen. Berta wollte in Läden, der Onkel sogar nach Meudon und Versailles geführt sein.“

Plötzlich sah er die Gleichgültigkeit aus ihrem Gesicht weichen. Es war, als ob sie Interesse an den Verwandten nähme.

„Und die Braut Ihres Herrn Bruders war mit auf der Terrasse in Meudon?“

„In der Tat!“

Sie schüttelte den Kopf, starrte ihn an und trat einen Schritt zurück.

Mit der Erinnerung an die Damen im Automobil huschte Verstehen durch seinen Kopf, aber auch eine große, ungeahnte, noch zweifelnde Freude. Hatte Helene den Kopf nicht hinter der Kapuze geborgen, als er Bertas Hand freigab? Durfte er hoffen, daß darum sie ihm gezürnt hatte? Ja, die alte Eifersucht quälte sie wieder und galt endlich — ihm!

Am liebsten hätte er den schönen, bleichen Kopf gegen den seinen gezogen. Er fühlte, daß in seinen brennenden Augen ein stolzes Triumphieren leuchten mußte, aber zwang sich, es zu verbergen. Nicht beschämen wollte er die arme Gequälte, nicht mehr beugen und knicken die stolze weiße Lilie, sondern mit sanfter, zarter Hand sie aufrichten und ihre Blüte zur Sonne, zum Leben heben.

„Ja, gnädige Frau. Berta war mit uns auf der Terrasse, und vielleicht haben Sie uns gesehen. Mir war, als führe Ihr Automobil in der Ferne vorüber.“

Doch die Zweifel wollten nicht weichen. Also war er

ſchlecht genug, der Braut des eigenen Bruders hinter dem Rücken des Onkels die Hand zu drücken?

Er ſprach weiter: „Sie fuhren mit der Fürſtin Tante vorbei, als der alte Herr uns erzählte, wie er vor vierzig Jahren auf der Terraſſe geſtanden und drunten im Tal bei einem Ordonnanzritt das Leben gewagt hatte. Sie werden den Striegauer Onkel einmal — nein, häufig, gnädige Frau — ſprechen hören und dann begreifen, warum Berta und ich durch einen ſtummen Händedruck hinter ſeinem Rücken ſagen mußten, was Männer ſeines Schlages nicht hören wollen: welch prächtiger alter Herr! Dabei“ — ein ſieghaftes Lachen, aber auch ein Schatten von Wehmut glitt über ſein Geſicht — „haben Sie uns überraſcht!“

Während er ſprach, hatte ſie die Augen gehoben und allmählich in die ſeinen geblickt. Lautere, redliche, männliche Wahrheit las ſie darin und das eigene Glück, denn die Laſt fiel vom Herzen. Klein und winzig fühlte ſie ſich vor ihm. Nicht die Frau war ſtärker, ſondern der Mann, der im Weib das Höchſte und Schönſte wecken konnte. Sie fühlte ſich zittern. Ja, das Ringen und Kämpfen von Jahren war vergeblich geweſen. Die alte Leidenſchaft zog ſie zu ihm. Sie wußte, daß ſie ſein war, daß er ſie nehmen oder verwerfen konnte, aber das Wiſſen war ſüß und tat gut.

Sie gab ihm die Hand. Er ſpürte, daß ſie es mit einer Bitte um Verzeihung tat.

Er hielt die ſchlanken Finger. Seine flimmernden Augen ſengten die ihren und heiſchten mehr.

Verwirrt machte ſie ſich frei. Aber es war an ihr, mit dem häßlichen Verdacht auch die Scham vor dem Bitten und Werben in ſeinem Blick zu überwinden. Ihre zitternden Finger ſuchten nach etwas, das ſie geben könne, und fühlten die Roſen. Die ſchönere der beiden Blüten nahm

ſie aus der Linken und hob ſie zum Knopfloch vor ſeiner Bruſt.

Schweigend befeſtigte ſie die Blume, und er glaubte mit einem Schauern den Druck ihrer Finger durch das Tuch zu ſpüren, bis ein ſtürmiſches Sehnen ihn lockte, ſie in die Arme zu ſchließen. Heiß lohte die Leidenſchaft wie damals, als er ſie geküßt hatte, aber vor ihm ſtand eine andere, eine neue — ſeine künftige Frau. Daß er ſie ſchonte, bis das Geſpenſt gebannt war, ſollte ſeine Buße ſein. Er bezwang ſich.

Sie war fertig, bog den Kopf zurück und prüfte lächelnd, wie die Roſe im Knopfloch ſaß. Faſt rot wie die Blüte bis zum blonden Haar, geſtand ſie: „Mit den Blumen wollte ich mich in mein Zimmer verſchließen und mir die Augen aus dem Kopf weinen.“

Er begriff und bedauerte ſie. Zärtlich nahm er ihren Kopf zwiſchen die Hände, um ein begütigendes Wort zu ſprechen. Sie litt es, und wieder trafen ſich ihre Augen. Im tiefen Blau der ihren flammte heiß das Menſchliche, das ſie niedrig genannt hatte und doch erſt die Frau zum wahrhaft holden Weibe machte. Es forderte und ſchenkte, gewährte. Da durfte er wagen. Seine Arme glitten um ihren Hals. Sie ſchmiegte ſich hinein und bot ihm die Lippen. Er drückte die ſeinen darauf, und heiß wie der lothringiſche Sommertag ſchien von Körper zu Körper eine Welle zu fluten.

Ganz plötzlich machte ſie ſich frei und trat zurück. Traurig und müde ſchüttelte ſie den blonden Kopf: „Brieg, ich werde das häßliche Erinnern nicht los! Mit einem Male war es da und ſtand zwiſchen uns.“

Das hatte er gefürchtet und darum ſie gewähren laſſen, als ſie von ihm trat.

„Helene, wir werden es Hand in Hand bezwingen, und ich werde helfen, ohne zu drängen. Faſt ſcheint auch mir

das Glück noch zu neu und zu groß.“ Ein Jauchzen klang durch seine Stimme, und er legte sanft die Hand auf ihre Schulter: „Ich brauche Sie nicht mehr zu quälen, kann Ihnen Zeit lassen, bis Sie sagen, es sei Zeit. Soll das die neue Abmachung sein?“

Fast fürchtete sie, den jungen Traum begraben zu müssen, aber er sprach so stark, so froh und zuversichtlich, daß sie einschlagen mußte.

„Ja, und helfen Sie, daß es nicht lange dauert. Still! Sagen Sie nichts! Ich höre die Tante.“

Er lauschte. Hinter Hecke und Baumkuchen klangen Stimmen.

Sie mußte lächeln, als er mit einem Augenzwinkern schnell dem Gesicht einen Ausdruck gänzlicher Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit gab. Schauspielern konnte er doch!

Mit der Hand lud er sie zum Gehen ein. „Ich werde die Fürstin Tante sofort begrüßen, obwohl die Maske noch immer nicht gefallen ist, gnädige Frau.“ Sie wies auf eine Lücke in der Hecke und führte ihn hindurch. Unter den ersten Bäumen des Waldes sahen sie die Tante. Neben einem Mann im Arbeitsanzug stand sie auf den Stock gestützt. Vor ihr schwang eine Schar von Männern Spitzhacke und Schaufel.

Da sah sie den Besucher und humpelte ihm entgegen. Brieg beeilte den Schritt und beugte sich über ihre Hand:

„Willkommen, Herr von Brieg, doppelt, da ich sehe, daß Sie meiner Nichte gute Laune mitgebracht haben. Es mag hier einsam für sie sein, aber ich habe mit beiden Händen zu tun. Einen Eiskeller lasse ich graben. Kommen Sie, sehen wir uns das Loch einmal an.“

Mit den Damen trat er den Arbeitern näher. Nur kurz antwortete die Fürstin auf Fragen nach ihrem Tun und Ergehen.

Der Beſucher mußte zunächſt um den Eiskeller wiſſen. Vielleicht konnte er morgen die deutſchen Gäſte an das Loch führen. Wenn ein preußiſcher Stabsoffizier es Eiskeller nannte, konnte der Tunnel ohne Störung bald vollendet werden, da es kaum zwei Kilometer bis Fort Schlieffen waren. Der große Bohrer lag bis zum Montag in ſicherem Verſteck, und die Arbeiter waren zuverläſſige Franzoſen.

Nach dem ſchnellen Gehen haſtig atmend, ſtand ſie ſtill und erklärte, wie die Höhle durch die Balken vor ihrem Mund geſtützt werden ſolle.

Brieg glaubte Intereſſe bekunden zu müſſen, ſtützte die Hände auf die Knie, blickte in die Grube und dann auf die Erdhaufen ringsum. Er verſtand etwas von Erdarbeiten.

„Der Keller wird wohl ſehr lang?“

Die kleinen Pupillen der Fürſtin ſuchten ſeine Augen: „Warum meinen Sie, Herr von Brieg?“

„Es liegt viel Erde vor der Höhle.“

Alſo wäre doch noch mehr Vorſicht geboten geweſen. Gute Augen hatten die Leute von drüben.

„Ja, die Hitze des lothringiſchen Sommers zwingt dazu. Gehen wir ins Haus, Herr von Brieg. Gefrühſtückt wird um zwölf, gegeſſen um ſieben. Zwiſchen den Stunden bleibt jedermann ſich überlaſſen, aber meine Nichte hofft mit Ihnen ausfahren zu können. Wie wäre es, wenn Sie nach Metz rollten und uns Ihren Herrn Bruder brächten?“

Liebenswürdig war ſie doch immer. Aber ſeine Augen ſuchten Helene.

Gleich ging ſie auf den Vorſchlag der Tante ein.

Die Fürſtin nickte befriedigt, aber etwas erſtaunt. Eben hatte die Marjell gebockt, jetzt war ſie vergnügt. Der Plan mit Brieg ſchien ausführbar.

Vor der Treppe zur Veranda wollte Brieg ſich von den Damen beurlauben, aber der Diener brachte eine Depeſche:

„Für den Herrn Major!“

Schnell nahm er Abſchied und folgte dem Mann ins Haus. Schon im Korridor hinter dem düſteren Zimmer riß er neugierig die Depeſche auf. Sie war vom Botſchafter: ‚Nachrichten von Ihrer Behörde zwingen mich, um ſofortige Rückkehr nach Paris zu bitten. Dernheim.‘

* * *

Beim Putzen der Stiefel im Dienerzimmer der Pariſer Wohnung des Majors von Brieg ſang Kaetke leiſe:

„Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Wer weiß, kehrt er zurück.“

Das Leder blinkte ſchneller, wenn er die Arbeit zu einem Liedchen tat und in das Singen Gefühl legte. Außerdem ärgerte es den franzöſiſchen Pförtner, deutſche Melodien zu hören.

„Er liebt ein ſchwarzbraunes Mädchen,
Die war ſo wunderſchön.“

Nun war er fertig und durfte ſchmunzeln. Schöner als das blanke Stiefelpaar konnte auch die Schwarzbraune nicht ſein. Der Major würde Freude daran haben, obwohl er in der Nacht brummig von der Reiſe heimgekommen war und ſchon um neun Uhr geweckt ſein wollte, um zum Botſchafter zu gehen. So ein Offizier hatte es auch nicht leichter als andere Menſchen; fuhr auf Urlaub und mußte plötzlich in den Dienſt zurück. Aber es war Zeit, ihn zu wecken. Er ging über den Korridor in das Schlafzimmer des Herrn.

„Herr Major! — Herr Major!“

„Und?“

„Neun Uhr, Herr Major!“

„Alles bereit?“

„Alles bereit, Herr Major.“

Da ſprang er ſchon aus dem Bett ins Badezimmer und ließ hinter ſich die Tür ins Schloß fallen. Alſo immer noch kratzig. Kaetke pflückte ein weißes Fädchen von der Hoſe und befühlte mit der Hand das Kinn, ob er gut raſiert ſei. Hier in Paris regte der Alte ſich über die geringſte Nachläſſigkeit auf. Wenn er nur den Schatten eines Fleckens auf der Livree ſah, konnte er ſchimpfen oder bei guter Laune ſagen: „Kaetke, wir müſſen ihnen zu Waſſer, zu Lande, in der Luft und auch mit der Sauberkeit immer zwei Meilen voranbleiben. Allerdings dürfen ſie es nicht merken, aber die Sauberkeit brauchen wir ihnen nicht zu verheimlichen, weil ſie kein Auge dafür haben.“

Bald trat der Major in die Schlafſtube zurück. Aus dem Wohnzimmer berichtete Kaetke:

„Schönes Wetter, aber wieder heiß!“

„Hm!“

Brummte noch! Das gab einen ſchönen Sonntag!

Brieg fuhr haſtig in die Kleider. Zwanzig Minuten nach neun ſaß er nebenan hinter einer Taſſe Kaffee und ſchickte Kaetke nach einem Wagen. Wenn der Botſchafter ihn plötzlich nach Paris heimrief, mußte er ihm auch in aller Herrgottsfrühe ſagen können, warum. Er ſpürte wirklich Neugier, aber mehr Ärger, weil aus der Fahrt mit Helene nichts geworden war. Noch viel hatte er ihr zu ſagen gehabt. Freilich war mehr zwiſchen ihnen geſprochen und vereinbart, als er vorgeſtern hoffen durfte. Eigentlich war ſie nun ſein! Die Verſtimmung ſchwand. Er konnte ſich ausmalen, wie ſie bald — errötend — das letzte Wort ſagte und ihm erlaubte, ſie für immer in die Arme zu ſchließen. Er glaubte wieder den Kuß von geſtern zu ſpüren, den Stolz und die Freude, die gekommen waren, als von ihren Lippen eine Leidenſchaft, heiß wie die eigene, in ſeinen

Körper flutete. Ein ſchwindelnd großes Glück harrte ſeiner, wenn er ihr half, das alte Geſpenſt zu bannen. Fort mit der ſchlechten Laune! Lachen, nur lachen durfte er mit ihr, und lachend konnte er die Treppe hinabſteigen. Heiter fuhr er durch die ſonnigen Straßen der Stadt, die ſich für den wöchentlichen Feiertag putzte. Vor den Türen und Fenſtern der Reſtaurants arbeiteten Kellner und Hausdiener in Hemdsärmeln. Ganze Eimer voll Waſſer goſſen ſie über die Scheiben und ſchrubbten dann mit Beſen oder Tüchern. Das Reinlichkeitsgefühl der Nation erſchöpfte ſich beim Säubern der Stätten, in denen gegeſſen und gehandelt, in denen verdient wurde. Für Straßen und Menſchen ſchienen weder Zeit noch Kraft übrig zu bleiben. Noch lagen die Abendblätter von geſtern im Rinnſtein. Der Morgenwind wirbelte Staubwolken auf. Aber doch ſchien das Leben herrlich und er einer der Begnadetſten unter den Menſchen, die ſchon durch die Straßen wanderten. Gewiß dachte jetzt auch Helene im Erwachen an ihn. Das Herz, das alle kalt und eiſig glaubten, ſchlug warm für ihn, für ihn allein.

Exzellenz erwarte den Herrn Major, meldet der Diener im Veſtibül der Botſchaft. Der Graf hatte ihm alſo wirklich wichtige Nachrichten zu übermitteln. Auf dem Stuhl neben dem Schreibtiſch im Arbeitszimmer des Botſchafters ſitzend, hörte er bald den ſchlürfenden Tritt des alten Herrn. Aber ſein Geſicht ſchien verſtört, als er durch die Tür trat. Tief zerrte der weiße Bart die Unterlippe herab, und zitternd ſtrich die Hand über die Glatze.

„Nein, bitte, behalten Sie Platz, Herr Major. Ja — guten Tag.“ Er ſtöhnte: „Ach, was ich Ihnen mitzuteilen habe, Herr Major. Erſchrecken Sie nicht wie ich! Denken Sie nur — ich höre durch ein Schreiben des Staatsſekretärs, daß unſer Generalſtab glaubt, die Fürſtin Rachnowska diene der franzöſiſchen Spionage!“

Brieg wußte nicht, was ihn langſam wieder vom Stuhl hob und hoch ſich aufrichten ließ: „Exzellenz . . .“

Aber nein, noch durfte er nicht hinzufügen: Sie ſprechen von der nächſten Verwandten meiner künftigen Frau! Hatte doch Helene vor der Abreiſe ihm eingeſchärft, es müſſe alles beim alten bleiben, bis ſie das Wort ſpräche. Empörend, nichtswürdig war es, daß die verfluchte, hinterliſtige Schnüffelei ſich bis in das Haus einer großen Dame wie der Fürſtin wagte. Wie ſie ihre Diener korrumpierte und zu Verrätern machte, nahm ſie Ehrenhaften den guten Namen.

„Exzellenz, mein Verkehr mit der Dame verbietet mir faſt, einen derartigen Verdacht zu erörtern.“

Der Botſchafter beſchwichtigte mit erhobenen Händen: „Aus der Seele ſprechen Sie mir, Herr von Brieg. Auch ich mag und will es nicht glauben. Stellen Sie ſich vor, daß ich meiner Frau ſagen muß, ſie dürfe mit der Fürſtin nicht mehr verkehren.“

Bart und Kinn ſanken tief auf die Bruſt, und die hängenden Schultern fielen noch mehr. Wider Willen glaubte Brieg faſt lachen zu können. Der Frau etwas zu ſagen, war ſtets die ſchwierigſte Aufgabe in Graf Dernheims Leben. Doch ungeduldig erwartete er mehr zu hören.

„Die Herren in Berlin dürften Gründe angegeben haben, Exzellenz!“

Dernheim nickte betrübt. „Gründe ſind Brombeeren, Herr Major, billig und überall zu haben — in der Jahreszeit natürlich! Ich will Ihnen erzählen, was der Staatsſekretär ſchreibt. An der Grenze nach Belgien, mit dem wir das Ihnen bekannte Abkommen haben, ſind in letzter Zeit zweimal die Paſſagiere von Eiſenbahnzügen nach Frankreich durch Zollbeamte weniger auf geſchmuggelte Waren als auf geſtohlene Papiere unterſucht worden. Der Zufall wollte, daß in beiden Fällen die Fürſtin

unter den Reiſenden war, aber die Unterſuchung durch Vorzeigen des großen Paſſes zu vermeiden verſtand. Auch die Tatſache, daß ſie zweimal dem Ort der Entwendung von Geheimſachen nahe geweſen ſein ſoll, hat Verdacht auf ſie gerichtet. Beobachtungen haben angeblich feſtgeſtellt, daß ſie Deutſchland in Begleitung eines franzöſiſchen Offiziers beſucht, der früher dort mit dem Hauptmann Lux tätig war und ſich der Verhaftung als Spion nur durch Flucht über die Grenze nach der Schweiz entzog. Neuerdings ſoll der Verdacht durch Überwachung ihres Tuns in La Cuſſe erhärtet und beſtätigt worden ſein. Darum beauftragte mich der Staatsſekretär, über Leben und Umgang der Fürſtin in Paris zu berichten."

Brieg atmete auf . . . Die Fürſtin ſollte dies — die Fürſtin ſollte das. Alſo handelte es ſich um Annahmen, um Verdächtigungen elender Schnüffler und ſchmieriger Agenten, die ihre Findigkeit oder Unentbehrlichkeit beweiſen wollten. Ein entſetzlich ſchäbiges Handwerk war die Spionage, aber die Fürſtin auch ganz die Frau, ſich zur Wehr zu ſetzen und mit ihrem Namen den Helenes von Verdacht zu reinigen. Fragend blickte er zum Botſchafter auf. „Exzellenz, der Bericht könnte wohl nur ſagen . . ."

„Daß ich die Fürſtin über jeden Verdacht erhaben glaube." Lebhaft nickend fuhr der alte Herr fort: „Erwähnen werde ich, wie häufig und gern wir mit ihr zuſammenkommen. Namentlich Ihren Verkehr mit den Damen denke ich zu betonen."

Mit dem letzten Satz ſchien eine Laſt von den müden, hängenden Schultern zu fallen. Sichtlich befreit blickte er auf.

„Ich bitte gehorſamſt darum," verſicherte Brieg ſehr entſchieden und hob ſich zum Gehen aus dem Stuhl.

In der Straße fragte er ſich, ob er den Damen nicht Nachricht von dem Gehörten ſchicken müſſe. Doch das ſchien

unmöglich. Einmal hatte der Botſchafter ihm ein Dienſtgeheimnis anvertraut. Dann aber durfte er die Damen nicht durch Übermitteln des lächerlichen Klatſches in Verlegenheit ſetzen und den Anſchein erwecken, als wolle er ſie ſich zu Schuldnerinnen machen. Richtiger war es, ſie von dem Verdacht nichts ahnen zu laſſen. Beweiſe gegen die Fürſtin würden niemals zu finden ſein. Alſo ſollte ihr und der Nichte das Erſchrecken erſpart bleiben?

Nachmittags dankte er der Fürſtin für die gaſtliche Aufnahme in La Cuſſe und entſchuldigte nochmals ſeine plötzliche Abreiſe. Dann ſchrieb er Helene den langen Brief, den er ihr in der Plauderſtunde zwiſchen Frühſtück und Abreiſe verſprochen hatte. Heiter konnte er auf dem Papier mit ihr ſcherzen und glauben, er ſähe ſie ſchon beim Leſen lächeln. Sie froh zu ſtimmen, damit ſie ihren Kummer tragen und vergeſſen lernte, war ſeine Pflicht, aber auch ſeine Freude, weil es die Tage des Glücks näher brachte.

Morgen, am Montag, konnte der Brief in ihren Händen liegen und, wenn ſie gleich ſchrieb, am Dienstag eine Antwort in Paris eintreffen. Es war ſchön, mit ihr Briefe wechſeln und immer im Gedankenaustauſch bleiben zu dürfen.

Der Dienstag brachte keine Nachricht von ihr, aber gewiß war es der Tag, an dem ſie ihm liebe Worte ſchrieb. Er freute ſich ſogar darauf, ihre Handſchrift kennen zu lernen, und wartete am Mittwoch ungeduldig auf den Poſtboten. Wieder trug er keine Antwort von Helene ins Haus. Die Stunden ſchlichen bis zur letzten Lieferung. Endlich mußte er ſein Hoffen auf Donnerstag vertagen. Wieder ſchickte Helene keine Nachricht. Etwas wie Groll ſtieg in ihm auf. Doch zürnen durfte er ihr nicht. Vielleicht litt ſie wieder unter den trüben Erinnerungen. Gewiß hatte ſie ihm recht Liebes ſchreiben wollen, und da war durch die Zeilen das Geſpenſt der Vergangenheit ge-

huſcht. Darum hatte ſie das Papier zerriſſen. Ob er ſie am Telephon anrief? Das ging wegen der Fürſtin nicht. Er mußte ſich bis Freitag gedulden.

Früh war er auf. Bevor es Zeit für das Klingeln des Briefträgers war, brachte Kaetke die Zeitungen an den Frühſtückstiſch. Auf dem ‚Echo de Paris' lag der ‚Matin', und mit Rieſenbuchſtaben ſtand unter dem Datum des Tages quer über das Blatt gedruckt: „Outrage Allemand!" Er mußte lachen — in Erwartung einer neuen Albernheit der großen Kinder — aber — erſchrak. Einen Schlag vor den Kopf, ein Summen in den Ohren, ein Stocken des Blutes glaubte er zu ſpüren, denn er las: „Arrestation d'une grande Parisienne! La Princesse de Rachnowska, Châtelaine de La Cusse, enlevée par les gendarmes Prussiens!" Die Buchſtaben tanzten unter den Augen, während er ſich überſetzte:

„Erſt heute wird bekannt, daß unſere galanten Nachbarn den Frieden des Ruheſitzes einer alten und invaliden Dame geſtört haben. Die polniſche Fürſtin Alodia Rachnowska, allen Pariſern teuer, bewohnt während des Sommers ihr Schloß La Cuſſe bei Habonville an der lothringiſchen Grenze. Hinter dem Park tritt das Gehölz von La Cuſſe auf annektierten Boden mit einer ſpitzen Zunge, die aus begreiflichen Gründen vom Reich der Polizeiherrſchaft durch einen Drahtzaun geſchieden iſt. Als die Fürſtin am Montag mit einem Pariſer Beſucher, den die Gendarmen natürlich franzöſiſchen Offizier nennen, im deutſchen Zipfel des Wäldchens promenierte, brachen brutale Häſcher durch den Zaun, verhafteten die Fürſtin mit ihrem Gaſt und ſchleppten ſogar ihre Nichte, die ſchöne Frau von Rachnowska, nach Metz, um ſie zu zwingen, als Zeugin gegen die eigene Tante aufzutreten. Daß unſere durch das Erſtarken Frankreichs terroriſierten Nachbarn in der harmloſen Greiſin eine Spionin ſehen, braucht kaum erwähnt zu

werden. Zum Glück dürfen wir heute ſchon verſichern, daß ihre Leidenszeit eine kurze ſein wird. Als ruſſiſche Untertanin hat die Fürſtin die Hilfe des Zaren angerufen, und der dem Kaiſer von Rußland beigegebene preußiſche Offizier iſt bereits mit einem Handſchreiben an Wilhelm den Zweiten unterwegs. Es erbittet die Freilaſſung der Fürſtin, die wohl auch nur dank ruſſiſcher Fürſprache nicht im Gefängnis, ſondern in einem Metzer Hotel mit ihrer Nichte untergebracht iſt."

Haſtig ſprang Brieg auf: „Kaetke, packen Sie den kleinen Koffer wie neulich. Nein, Uniform nehme ich mit!"

Unverzüglich mußte er nach Metz fahren und ſich den Damen zur Verfügung ſtellen. Aber — wie zu ihnen gelangen? Natürlich ſtanden Kriminalbeamte vor den Türen der Hotelzimmer, in denen Helene und die Fürſtin wohnten. Er glaubte zu ſehen, wie ſie bei ſeinem Kommen abwehrend die Hand hoben, und er ſpürte den Ernſt, die Härte einer Staatsorganiſation, die dem Höchſten nicht mehr Rechte als dem Geringſten gewährte. Nur lächerlich konnte er ſich in Metz machen, aber nie vor Helene treten.

„Laſſen Sie das Packen," rief er ins Nebenzimmer.

In ohnmächtiger Wut, aber auch ſchmerzlichem Weh ſchritt er durch das enge Zimmer. Er zürnte ſich, daß er die Damen nicht gewarnt hatte, und grollte dem eigenen Staat, der um einen leeren Verdacht eine Greiſin verhaftete und mit ihr ſeiner künftigen Frau den guten Namen nahm. Er glaubte zu ſehen, wie Helene in der Haft weinend die Hände rang, vielleicht aus dem Fenſter blickte, um zu ſehen, ob er ihr noch immer nicht Hilfe brächte. Sie hatte ein Recht darauf, denn er war ihr ſo gut wie verſprochen, und doch konnte, durfte er ihr nicht die Hand leihen! — Ob die Fürſtin freikam oder nicht — für immer würden nun Toren flüſtern, nahe dem Rauch müſſe auch Feuer geweſen ſein. Wenn er mit Helene vor den Altar trat, würden

hinter ſeinem Rücken Klatſchbaſen wiſpern, daß er die Tochter einer Hochverräterin heimführe. Ja, es galt, klaren Auges dem Unheil und der Zukunft ins Geſicht zu ſehen. Durfte er als preußiſcher Offizier die Verwandte und Erbin einer der Spionage verdächtigen Frau heiraten?

Gut, dann zog er den Rock aus und trug mit Helene ſein großes, herrliches Glück in ein fernes, fremdes Land, ein Land, in dem von ewig blauem Himmel die Sonne auf Palmen und Blumen lachte, ein Land, in dem Trauer und Trübſinn niemals Gäſte waren. Mußte er doch nun erſt recht der wiederum von grauſamem Geſchick Gequälten ſtützend und ſorgend die Hand reichen und ihren ſchönen, lieben Kopf zum Licht und Lachen heben. Leichten Herzens konnte er ihr ein Opfer bringen, denn nur wo ſie war, da war das Paradies, und wo ſie fehlte, die Hölle auf Erden. Lieber tot als ohne ſie wollte er ſein, denn ſie meiden, hieß ſterben, nicht leiblich vielleicht, aber fürchterlicher: langſam, grauſam unter Qualen ſiechen und verkümmern. Der Striegauer Onkel hatte recht zu ſagen, daß das Bild der Frau, die eines Mannes ganze Leidenſchaft geweckt habe, ihm ewig lockend, aber auch quälend vor Augen hängen bliebe. Er konnte ſpüren, wußte jetzt ſchon felſenfeſt und unumſtößlich, daß in einem Leben der Einſamkeit täglich und ſtündlich ihm die hohe, ſchlanke Geſtalt ſeiner weißen Lilie vor Augen ſchweben würde. Wie das Trugbild der Fata Morgana Verſchmachtenden den Quell des Lebens vorzaubert, nicht, um ihren peinigenden Durſt zu ſtillen, ſondern um ſie mit allen Martern der Hölle zu foltern, ſo würde es im Wachen oder Träumen ihn umgaukeln. Der Onkel hatte die Qual verwunden, weil er nicht zu leiden, ſondern zu lachen geboren war. Einſt hatte er ſich dem fröhlichen Alten wie im Blut auch im Geiſt verwandt geglaubt. Aber ſeit der gütige Himmel ihm das Schickſal einer holden Frauenblüte in die Hand gelegt hatte, mit dem Geheiß, ſie zu pflegen,

zu betreuen und ihren Kopf aus der Finſternis der Verzweiflung zu Licht und Sonne zu heben, war er ein neuer, ernſterer Menſch. Immerdar und ewig würde er ohne Helene dulden und darben. Nichts durfte ihm den Weg zu ihr verlegen. Mochte die Tante ſogar ſchuldig ſein! Die Nichte blieb ihm das Teuerſte auf Erden und wurde ſeine Frau. Der Himmel vielleicht, aber nicht Menſchenwille nahm ihm die Geliebte, an deren Herz ſein Himmel war.

Schreiben, ſofort ſchreiben wollte er ihr, um ſie zu tröſten, und ſaß am Arbeitstiſch nieder. Die Finger hielten kaum Schritt mit den Worten der Liebe, die aus heißem, treuem Herzen quollen.

Vielleicht, wahrſcheinlich ſogar wurden ihre Briefe geöffnet. Mochte alle Welt leſen, was er der Geliebten ſagte, und erfahren, daß er der Nichte der Verdächtigten nahe ſtand. Er war preußiſcher Offizier und darum über Verdacht erhaben. Sein Siegel drückte er auf den Umſchlag. Auch das Wappen der Briefe bürgte für den Abſender.

Dann fuhr er nach der Botſchaft. Noch nagte in ihm das Weh, aber wider Willen ſpürte er auch faſt Freude im Gedanken, daß nun die arme Gequälte bei ihm Schutz ſuchen werde.

Im Korridor meldete ihm der Kanzleidiener, Exzellenz laſſe bitten. Vor der Tür zum Geſchäftszimmer ſtand Bercken wie zufällig, aber ſeine Miene verriet den Wunſch, angeſprochen zu werden.

„Treten Sie ein, wenn Sie etwas haben, Bercken!“

Drinnen fuhr es dem jungen Herrn heraus: „Haben Herr Major geleſen?“

„Ich finde täglich Klatſch in den Zeitungen.“

Bercken ſchüttelte verneinend den Kopf. „Frau von Rachnowska tut mir furchtbar leid, aber, Herr Major, ich kann ſchwören, daß ich gegen die Fürſtin ſchon Verdacht ſpürte, als ſie mit dem gleichen Zug wie ich von Berlin

nach Paris zurückfuhr, obwohl sie doch an dem Diebstahl nicht beteiligt gewesen sein konnte. Es kam wie eine Eingebung über mich."

Brieg sah ihm scharf in die Augen: „Warum haben Sie nichts davon gesagt?"

Das hagere junge Gesicht wurde rot: „Wegen der Nichte, Herr Major. Und überhaupt — Damen verdächtigen? Nein, lieber nahm ich alles auf die eigene Kappe."

Der Oberleutnant sah des Majors Augen den Fußboden suchen. Als er sie wieder aufschlug, blickten sie wärmer: „Lieber Bercken, ich muß mich zerstreuen und einmal mit einem Kameraden plaudern. Wollen Sie mich heute zum Essen abholen?"

Dabei hielt er ihm die Hand hin. Auf die Zusage drückte er fest seine Finger.

Den Botschafter fand Brieg entrüstet wie gestern. Er las den Brief vor und erklärte die geäußerten Ansichten: „Ich mag mich irren, konnte aber nicht anders, als für eine mir bekannte Dame eintreten, obwohl . . ."

Er hob die hängenden Schultern und die langen Arme.

Der weiße Bart zog die Unterlippe herab.

Brieg verstand, denn wider Willen begann auch er Zweifel an der Unschuld der Fürstin zu spüren. Vielleicht war es nur die Wirkung des niederträchtigen Klatsches, aber er mußte sich erinnern, wie er vor der Fürstin an das Bild mit doppeltem Gesicht gedacht hatte. Und sie war doch auch mit dem Zug gefahren, auf dem im Herbst ein Dieb seine Mappe geleert hatte. Er hielt sich vor, wie er sie zu ihrem Abteil geleitet hatte. Vor der Tür stand die Zofe. Wo aber war der Diener, der wohl schnell das Schloß erbrochen haben konnte, wenn er im Einvernehmen mit dem Kondukteur stand, und — der Diener ähnelte merkwürdig dem Hauptmann Denis vom Nachrichtendienst, der oft genug zum Diebstahl von Geheimpapieren anstiftete.

Freilich ſchien es zu furchtbar, zu unglaublich, daß die Fürſtin — eine der reichſten Frauen Europas — Spione mit ihrem Namen deckte. Jedenfalls war Helene nicht ihre Mitſchuldige. An ſie hatte ſich der Verdacht nicht gewagt, und zu ihr mußte er halten, in Treue ihr gerade in Tagen der Not und Sorge dienen. Mochte ihm das den Rock und die Neigung von Bekannten oder Verwandten koſten. Sie war es wert.

Abends ſah Bercken erſtaunt auf dem ſonſt ſtets heiteren Geſicht des Majors eine ernſte Wehmut, aber auch feſte Entſchloſſenheit. Die Augen glänzten, als litte er an Fieber. Er ſprach kurz und hart, aber vertraulich wie ein Mann, der ſich ausſprechen und Kummer vergeſſen muß. Gewiß hatte er Frau von Rachnowska den Hof gemacht, aber warum ging ihm das Schickſal der Tante ſo nahe? Bei der Nichte war ja doch nichts zu machen, nichts, gar nichts zu wollen!

Nach Tiſch drängte Brieg zum Gehen und meinte, um zehn Uhr wären auf den Boulevards die deutſchen Zeitungen aus dem Rheinland zu finden. Drei Blätter kaufte er vor einem Kiosk und ging in das nächſte Café voran.

Auf der Terraſſe las er einen ausführlicheren Bericht über die Verhaftung der Fürſtin als den der Pariſer Zeitungen. Es ſchien richtig, daß der Zar ſich für die Freilaſſung der Verhafteten verwende. Für ſie ſolle ein unlängſt in Rußland unter Spionageverdacht feſtgenommener höherer preußiſcher Offizier in ſeine Heimat entlaſſen werden. Ein Blatt behauptete, die Staatsanwaltſchaft habe von langer Hand die Anklage ſo umfaſſend und belaſtend vorbereitet, daß eine ſofortige Aburteilung der Fürſtin vor dem Reichsgericht möglich und auf Wunſch des ruſſiſchen Hofes zu erwarten ſei.

Tatſächlich las Brieg in den nächſten Tagen, die Fürſtin, der mitſchuldige, angeblich franzöſiſche Offizier

‚Bernis‘ und die Zeugin Frau von Rachnowska wären nach Leipzig überführt. Gleichzeitig hatte die Polizei in Petersburg dem verhafteten preußischen Offizier gestattet, ein Hotel zu beziehen. Erlaubnis zur Abreise sollte er am Tage der Freisprechung oder Begnadigung der Fürstin erhalten.

Unerträglich schien es, daß Helene noch immer schwieg. Nur aus den Zeitungen erfuhr er, wie sie leiden mußte. Ein Trost war es, daß sie nicht lange zu dulden haben würde. An dem Tag, an dem er las, daß der Beginn der reichsgerichtlichen Verhandlung vor dem zweiten und dritten Strafsenat unter Geheimrat Renges für den Montag anberaumt sei, fand er endlich ein Telegramm: „Nun wird alles gut. Dank. Helene.“

Das war die Antwort auf seinen zweiten Brief, in dem er ihr seine Hilfe anbot. Also war es ihm geglückt, die Arme zu trösten. Während er stündlich das schmerzliche Sehnen spürte, schlug auch ihr Herz ihm im Warten auf das Glück entgegen. „Nun wird alles gut.“ Damit sprach sie fast schon das Wort, das ihn für immer an ihre Seite rief. Heiß wie einst, freudiger als während der letzten Tage, wallte das Verlangen nach ihr auf. Die Ruhe des Besitzenden, nicht mehr die Rastlosigkeit des Werbenden glaubte er spüren zu dürfen, wenn er an die hohe Gestalt seiner, langer Linien und breiter Flächen dachte. Ein Weilchen Geduld, und der schöne bleiche Kopf mit der Traube schweren, blonden Haares ruhte an seiner Brust.

Ein dienstlicher Ärger konnte ihn kaum noch verdrießen. Das ‚Journal‘ druckte unter der Überschrift ‚Wer spioniert?‘ einen Artikel über den Ankauf des Aufmarschplanes der vereinigten Westheere. Dreist nannte es den Namen des deutschen Militärattachés in Paris, sprach aber von Rampierre nur als einem ‚durch den Major von Brieg gedungenen Verräter‘. Material für die Schilderung konnte dem Blatt nur aus Amtsstuben zugegangen sein, obwohl nach

ſtillſchweigender internationaler Abmachung Militärbehörden ſich ſonſt nur über einen vor Gericht getragenen Spionageſall äußerten und namentlich vermieden, Diplomaten oder Militärattachés öffentlich bloßzuſtellen. Gab es doch Mittel, ſie ohne Appell an das Publikum von ihrem Poſten verſchwinden zu ſehen, und er wartete ſeit der Beraubung Berckens nur darauf, daß die Regierung der Republik durch ihren Botſchafter in Berlin erkläre, er ſei nicht mehr persona grata in Paris. —

Schon in den Blättern vom Montagmorgen waren ‚Stimmungsbilder‘ von nach Leipzig gereiſten Pariſer Journaliſten zu leſen. Mit körperlichem Schmerz erfuhr Brieg aus den Berichten, daß Frau von Rachnowska den Kummer um die Tante auf bleichem, aber abweiſend kaltem Geſicht durch den Korridor ihres Leipziger Hotels trage. Wieder ſpürte er den Wunſch, ihr nahe zu ſein, aber geſtand ſich auch, es ſei beſſer, daß der Dienſt ihn noch an Paris feſſelte. Ihm und ihr blieb ſo das Beſchämende ihrer unwürdigen Lage erſpart, und nach der bald beendeten Zeit der Prüfung konnten ſie einander wieder als ſtolze Menſchen begegnen. Von dem Verfahren gegen die Tante ſollte niemals zwiſchen ihnen die Rede ſein, damit niemals Helene vor ihm die Augen niederſchlagen mußte.

Nachmittags kam Ranitz in die Wohnung mit einem Schreiben, das der Feldjäger aus Berlin mitgebracht hatte. Brieg las unter ſeiner Adreſſe: „Als Folge der amtlich inſpirierten Veröffentlichungen in der Pariſer Preſſe wird dem Erſuchen der Anklage und der Verteidigung im Strafverfahren gegen die Fürſtin Rachnowska und Genoſſen, Sie als Zeugen vor dem Reichsgericht zu vernehmen, ſtattgegeben. Sie haben baldmöglichſt vor dem Zweiten und Dritten Straſſenat zu erſcheinen und ſind für alle unter Ausſchluß der Öffentlichkeit vorgenommenen Verhandlungen von Ihrer dienſtlichen Schweigepflicht entbunden.

Ihre Aussagen während öffentlicher Verhandlungen hätten Sie gemäß vorheriger Vereinbarung mit den anwesenden Sachverständigen vom Kriegsministerium und Generalstab zu beschränken."

Das hatte er nicht erwartet! Das war das Schwerste und Schlimmste. Schier unmöglich schien es, unter Helenens Augen gegen die Tante zu zeugen. Er las noch einmal. Auch die Verteidigung, also die Fürstin, hatte seine Vorladung geheischt! Durfte sie vielleicht doch sich unschuldig fühlen? Doch den Verdacht gegen sie hatten Zeitungsmeldungen von Tag zu Tag bestärkt. Zu ihrer Entlastung konnte er gewiß nichts vorbringen. Aber — durfte er zum Ankläger einer Dame werden, deren Nichte er heiraten wollte, an deren Tisch er als Gast gesessen hatte? Mußte er sich nicht seinen Vorgesetzten offenbaren und bekennen, daß er fast schon mit Frau von Rachnowska verlobt war? Was hätte es genutzt? Einen Offizier entband das Geständnis nicht von der Pflicht zur Aussage. Es konnte sogar den Eindruck wecken, die Fürstin habe wirklich was zu verheimlichen. Auch konnte er nach bestem Wissen nur angeben, die Fürstin habe in dem Zug gesessen, aus dem seine Mappe gestohlen wurde. Belastete die Aussage die Tante, so würde doch die Nichte verstehen, daß er sie unter dem Zwange seines Eides machte. Sonst konnte sein Zeugnis die Fürstin nur entlasten; also Helene helfen. Da huschte der Gedanke an den Doppelgänger durch sein Hirn. Aber war es Pflicht eines Zeugen, dem Reichsanwalt ungefragt Belastungsmaterial für die Anklage zu liefern? Und doch sank ihm das schwere Herz.

* * *

Im Überrock und den Helm mit Silberbeschlag auf dem Kopf, schritt Major von Brieg über die blankpolierten, schwarzweißen Steinquadern im Fußboden der hohen

Kuppelhalle des Reichsgerichtsgebäudes. Zum erſten Stockwerk ſtieg an der Wand eine Treppe hinan. Der Säbel ſchlug an die Stufen. Leiſe klirrten die Sporen. Oben im Zwielicht, das der auf halber Höhe um die Halle laufende Korridor vom Glasdach der Kuppel durch Pfeilerbogen empfing, ſah er eine gelbe Doppeltür, bewacht von einem Beamten in blauem Rock, umdrängt von wohl hundert Männern. Meiſt trugen ſie Papier oder Notizbücher in den Händen und waren wohl Journaliſten. Sie öffneten ihm eine Gaſſe, traten aber gleich wieder neugierig heran, als er den Zeigefinger kurz zur Helmſchiene hob und den Beamten anſprach:

„von Brieg, Major und Militärattachs aus Paris."

Der Schwarm zerſtob. Die Flinkeſten raſten ſchon die Treppe hinab. Brieg wußte warum. Die Zeitungen hatten ihm erzählt, wie das Gericht auf ihn wartete. Die Leute, die Gefahr liefen, auf den Steinſtufen übereinander zu fallen, jagten zum Telegraphenamt, um den Redaktionen zu melden, endlich ſei der deutſche Militärattachs aus Paris eingetroffen. Was ihn ſchmerzte, ließ ſie jubeln. Was ihm das Beſte nehmen konnte, brachte ihnen Gelegenheit zu Auszeichnung und Verdienſt.

Auf dem ernſteſten Gang ſeines Lebens wußte er ſich, aber ſogar der Gerichtsdiener ſchmunzelte erfreut, als er die Tür öffnete. Im Eintreten überſchaute Brieg den Saal. Es ſchien erſtaunlich, wie ſoldatiſche Gewohnheit ſich ſogar in einer Stunde angſtvoll ſchmerzlicher Beklommenheit zunächſt im fremden Raum orientieren mußte. Drei bunte Fenſter an der langen Wand gerade vor ihm erhellten den Saal. An der kurzen und fernſten zur linken Hand blickten über ein Hufeiſen von gelben Pulten die Köpfe von etwa zwölf älteren Herren, die weitärmelige rote Talare trugen. Unter ihren dunklen Samtbaretten ſchimmerten meiſt weiße Haare.

Durch eine Lücke von den zwölf getrennt, saßen schräg gegenüber der Tür am einen Ende des Hufeisens drei Herren in gleicher Tracht, mit den Rücken gegen das Mittelfenster. Der Beleibte mit blondem Schnurrbart in ihrer Mitte war wohl der Reichsanwalt.

Jetzt mußte Brieg an den Lippen nagen. Das Gesicht gegen die drei gekehrt, kauerte am anderen Ende des Hufeisens, mit dem Kinn auf ihren Stock gestützt, die Fürstin. Neben ihr aber lehnte Helene, die Unterarme auf einer Schranke, vor der vier Herren in der schwarzen Tracht von Rechtsanwälten saßen. Das Profil der Damen sah er. Helene schien so bleich, traurig, müde, übernächtigt, daß er in Weh und Mitleid ein Brennen der Augen spürte. Die Fürstin aber blickte noch immer herrisch, hochfahrend, voll Haß auf den Gegner im roten Talar. Nur der hagere, greise Körper, nicht ihr trotziger Wille, war gebeugt.

Flüchtig und wie in einem Flimmern sah er in der Mitte des Hufeisens auf drei Reihen von Stühlen die Sachverständigen und Zeugen in Uniform und Zivil.

„Der Zeuge Herr Major von Brieg," rief über seine Schulter der Beamte in den Saal. Eine Stimme, die eben wie zum Vortrag gesprochen hatte und sehr vertraut klang, verstummte. Stühle schurrten. Alle Köpfe drehten sich erwartungsvoll, manche mit dem Lächeln unverhohlener Befriedigung, zu ihm und dann wieder zu dem alten Herrn vor der Mitte des Hufeisens unter dem Kaiserbild. Es war wohl der Vorsitzende, Geheimrat Renges. Brieg verbeugte sich gegen ihn. Der Herr mit schneeigem, weißem Vollbart gab den Gruß zurück und rief in den Saal:

„Ich unterbreche die Ausführungen des Herrn Sachverständigen und bitte Herrn Major von Brieg, näherzutreten."

Fast fröhlich hatte die helle, klare Stimme geklungen.

Wieder drehten aller Köpfe sich zum Attaché, der nach

dem unerfreulichen Verlauf der Verhandlung allein noch — vielleicht — ein Netz von Beweisen um eine Verräterin am Reich werfen konnte. Ein schlanker, seltsam jugendlicher Herr, weißblond und auffällig dem eben noch sprechenden Sachverständigen vom Gouvernement Metz ähnelnd, schritt er von der Tür zu den Richtern. Helm und Säbelkorb hingen an den Fingern der Linken, den Oberkörper neigte er leicht vor. Tiefernst und bleich wie ein Erkrankter kam er bis zur Schranke um die Bank der Angeklagten.

Da — länger wurden die Hälse und weiter die Augen im Saal — machte er eine gefällig knappe Wendung nach links, blieb stehen und verbeugte sich vor der angeklagten Fürstin. Der Reichsanwalt faßte mit der Hand nach der Stirn und glaubte dem Blick der eigenen Augen nicht, denn . . . als die Nichte der Landesverräterin mit einem Lächeln von Freude und Hoffen die Finger weit über die Schranke reckte, faßte der Zeuge gar ihre Hand und beugte sich zum Kuß darauf.

Dann richtete er sich auf. Den Kopf in Stolz und Selbstbewußtsein gereckt, das Gesicht weniger bleich und die Augen glänzend, schritt er leicht und lang durch das Hufeisen.

Freier, weniger beklommen fühlte sich Brieg, weil es ihm vergönnt gewesen, sich zu Helene zu bekennen. Mochten sie sich wundern, daß er auch der Fürstin eine Verbeugung gemacht hatte. Noch war sie des Landesverrats nicht überführt und ein preußischer Offizier über Verdacht erhaben. Wie der Pflicht des Dienstes mußte er der des Kavaliers genügen.

Im Vorübergehen begrüßte er die Herren in Uniform. Vor dem Pult des Vorsitzenden blieb er stehen, verbeugte sich erst gegen den Geheimrat und dann nach links und rechts gegen die anderen Richter.

Für eine Sekunde hob ſich der weißbärtige alte Herr vom Sitz:

„Wir freuen uns, Sie endlich hier zu ſehen, Herr Major, obwohl ich in Ihrem Intereſſe vielleicht Ihr Erſcheinen bedauern ſollte. Ihre Begrüßung der Fürſtin beſtätigt die mir ſchon bekannte Tatſache, daß Sie der Angeklagten in Paris befreundet waren. Es hieße Ihrem Stand zu nahe treten, wenn ich Sie darum mahnen wollte, bei Ihrer Ausſage zu vergeſſen, daß Sie im Hauſe der Fürſtin verkehrt haben. Nur zu Nutzen des Gerichtes und der Verteidigung bemerke ich, daß Ihnen die unangenehme Pflicht, uns als gewiſſenhafter Zeuge zu dienen, nicht erſpart werden kann."

So war es. Kurz, äußerlich gleichmütig, neigte der Major den Kopf.

„Eine Vereidigung erſcheint vorläufig überflüſſig, Herr Major!"

Wieder verbeugte Brieg ſich ſtumm.

Der Vorſitzende griff nach einem Aktenbündel.

„Ich bitte Sie nun die Richtigkeit Ihrer bereits vorliegenden Perſonalien zu beſtätigen." Und haſtig murmelnd las der alte Herr von einem Blatt:

„Johannes, Gotthold, Eberhard, Konrad, Wilhelm von Brieg, geboren am 7. Auguſt 1868 als älteſter Zwillingsſohn des . . ."

Major von Brieg lauſchte, aber hörte nichts. Ein Glück, daß er Helene den Rücken kehrte. Wie jetzt er, mochte der Delinquent auf dem Scheiterhaufen fühlen, wenn der Henker den Brand an das Reiſig legte. Doch der alte Herr hatte geendet. Nochmals mußte er ſich in Zuſtimmung verbeugen. Dann hob die Stimme dicht vor ihm ſich wieder zu dem hellen, faſt fröhlichen Klang:

„Ehe ich den Zeugen vernehme, ſehe ich mich genötigt, ihn über den bisherigen Verlauf der Verhandlungen und

die Verdachtsgründe gegen die Angeklagten Fürstin Rachnowska und Genossen zu unterrichten. Ich bitte darum den Herrn Sachverständigen vom Gouvernement Metz, der die Anklage eigentlich vorbereitet und das Belastungsmaterial der Staatsanwaltschaft übergeben hat, die eben unterbrochenen Ausführungen wieder aufzunehmen. Der Oberstleutnant ist ja wohl Ihr Herr Bruder, Herr Major?"

„In der Tat, Herr Geheimrat!"

Gewalt hatte er sich antun müssen, um es nicht mit einem Stöhnen des Schmerzes, aber auch der Wut zu sagen. Der eigene Bruder hatte Helenens Tante an die Richter ausgeliefert! Um ihnen nicht das Gesicht zu zeigen, wendete er sich um.

Mit den geschäftigen Schritten des preußischen Stabsoffiziers kam Fritz hastig durch den Mittelgang zwischen den Stühlen. Korrekt, wie immer, knöpfte er unterwegs den weißen Handschuh um das rechte Armgelenk. Knapp, aber doch brüderlich, grüßte er mit einem Nicken, ohne zu ahnen, daß er das Schafott für den guten Namen seiner künftigen Schwägerin zimmere. Fast in Haß gegen ihn preßte Hans die Lippen aufeinander.

Dicht vor den weißbärtigen Vorsitzenden trat der Bruder, aber kehrte ihm beinah den Rücken. Nur die rechte Schulter drehte er zum Pult und das Gesicht zur Bank der Angeklagten. Hart und düster blickte er zur Fürstin und ihren Rechtsanwälten hinüber. Miene und Haltung sagten, dort säße der Feind, gegen den er Front machen wolle.

Unwillkürlich folgte der Major dem harten Blick der Augen des Bruders. Helene hielt ihm nicht stand und senkte den Kopf mit einer Gebärde verzweiflungsvollen Entsetzens. Ihre bleichen Lippen zitterten in Furcht oder Gram. Ihm war, als müsse er Fritz bei der Hand nehmen und bitten:

‚Laß ab, du weißt nicht, was du tust!‘ Vielleicht begriff die Geliebte gar nicht, warum er es unterließ. Sie konnte kaum ahnen, daß Bande, stärker als Stahl und Eisen, die Fesseln der Dienstgewalt, ihn hielten. Ein grimmeres Weh als er konnte auch sie nicht spüren. Es war ein Trost, zu wissen, daß er für sie litt wie sie. So waren sie jetzt schon eins!

Der Vorsitzende ersuchte um Ruhe im Saal und beugte sich über das Pult: „Den Herrn Major bitte ich, Platz zu nehmen, und den Herrn Oberstleutnant, zu berücksichtigen, daß wir Richter uns mit dem Wesen der militärischen Spionage nur von Fall zu Fall vertraut machen können. Die Herren Sachverständigen sollten also Verdacht oder Vergehen nicht nur erwähnen, sondern auch erläutern und uns verständlich machen.“

In der hintersten der drei Stuhlreihen fand der Major einen Platz. Auch hier konnte er Helene nicht sehen, ohne den Kopf nach rückwärts zu wenden. Er saß kaum, als der Gerichtsdiener über seine Schulter flüsterte und ihm einen Brief reichte. Der Umschlag trug auf der grünen Marke den Poststempel Leipzig und in feiner, sehr hoher Schrift die Adresse:

„Herrn Major von Brieg, Zeugenzimmer im Reichsgericht Leipzig.“

Doch der Bruder sprach schon. Er steckte das Schreiben in den Ärmelaufschlag, um aufmerksam lauschen zu können. Laut, hallend, oft messerscharf klangen des Bruders Worte in den Saal.

„Nachdem zweimal in der Liste von Reisenden, die um einen Diebstahl von Geheimpapieren wissen konnten, der Name der Fürstin gefunden war, erwachte der Verdacht und kam zum Ausdruck in einem Schreiben an die interessierten Behörden, namentlich das Gouvernement Metz. Dort hatte ich mich in Ausübung meines Dienstes bereits ver-

anlaßt geſehen, Belaſtungsmaterial gegen die Fürſtin zu ſammeln. Ich war der Überzeugung, daß ihr halb auf deutſchem, halb auf franzöſiſchem Gebiet gelegenes Gut La Cuſſe eine Sammelſtelle für Nachrichten ſei."

Der Vorſitzende unterbrach: „Herr Oberſtleutnant, hier wären wohl Erläuterungen am Platz."

Fritz nickte beſtätigend, aber nur der Bruder kannte ihn wohl gut genug, um ein leiſes Lächeln um die Lippen unter weißblondem Schnurrbart ſpielen zu ſehen. Es bedauerte die Unwiſſenheit der Richter. Hans fühlte Empörung über ſeinen kaltblütigen Sarkasmus. Doch der Bruder ſprach weiter:

„Herr Geheimrat und meine Herren Richter, — die Zentrale, in der alle für die franzöſiſche Heeresleitung durch die Beamten des Sicherheitsdienſtes (Sûreté), durch Kundſchafter oder Spione geſammelten Nachrichten zuſammenfließen, iſt das Kriegsminiſterium. Sammelſtellen zweiten Ranges ſind in Frankreich feſte Plätze und größere Garniſonen nahe der Oſtgrenze, wie Belfort, im Ausland namentlich Baſel und Brüſſel. Da der angebliche ‚Bernis' auch in Brüſſel tätig war, könnte vielleicht nach Wiederherſtellung der Öffentlichkeit nochmals erwähnt werden, daß die Franzoſen dort unter der Annahme offenſiver kriegeriſcher Operationen ihrer Heere durch Belgien arbeiten. Agenten zählen das Vieh, namentlich Pferde, und vergewiſſern ſich, auf welche Maſſen von Lebensmitteln eine Armee rechnen kann. Von den Sammelſtellen in Frankreich ſind Poſten bis an unſere Grenze vorgeſchoben. Geleitet werden ſie gemeinhin von den Grenzkommiſſaren, ſeltener wie in La Cuſſe von Privatperſonen, dort vom Gutsverwalter, einem Mann namens Jovin. Dieſe Sammelſtellen dritten Ranges ſchicken Agenten, die wir Patrouillen, aber auch ſtehenden Außenpoſten vergleichen können, ins Reich. In Lothringen und dem Elſaß dient ein erheblicher Prozentſatz der

Eingeborenen der französischen Spionage auf stehenden Außenposten. Rückt aus Metz die bayrische, nämlich Besatzungsbrigade, zu Übungen aus, dann sehen wir Lothringer zum französischen Grenzkommissar laufen. Wir können nicht nachweisen, was sie ihm zuflüstern, und wollen es auch nicht, denn oft empfiehlt sich, Spione auf freiem Fuß zu lassen, um feststellen zu können, wer mit ihnen verkehrt und darum auf die Liste der Verdächtigen gehört. Ein Beispiel mag dem Gericht erklären, wie der französische Nachrichtendienst an unserer Grenze arbeitet. Das Dragonerregiment in Mülhausen wurde alarmiert mit dem Befehl, in Kriegsbereitschaft baldigst den Grenzpfahl zu erreichen, an dem vorbei es einmal in Feindesland reiten wird. Die Dragoner saßen nach einer guten halben Stunde in der rsten Garnitur im Sattel und trabten los. Aber als sie nach dem Eilmarsch die Grenze erreichten, fanden sie jenseits der Steine ein schon abgesessenes französisches Husarenregiment aus der nächsten Garnison und wurden ausgelacht."

Hans sah die Richter unwillig die Köpfe schütteln, aber die Kameraden um ihn lächelten. Soldaten machte es Spaß, wenn der Gegner ihnen ein Schnippchen schlug. Der Vorsitzende nahm das Barett von den weißen Haaren, als werde ihm heiß, und legte es auf das Pult.

„Herr Oberstleutnant, in Befriedigung rein persönlicher Neugier möchte ich fragen, wie sich wohl bei einer solchen Begegnung die Truppen der beiden Armeen verhalten?"

Fritz lächelte nachsichtig.

„Die Leute haben gewöhnlich nichts Eiligeres zu tun, als längs der Grenze zusammenzulaufen. Dort machen sie, so gut es geht, Unterhaltung, zeigen sich ihre Säbel und Monturen oder tauschen Zigarren gegen Zigaretten aus. Der Offizier hält sich natürlich zurück. Doch um fortzufahren: Von der Alarmierung der Mülhausener

Dragoner hatten Agenten durch verabredete Worte telephonische Meldung zur Grenze geschickt, und dort verständigten Vertrauensleute den Kommissar.“

Fritz räusperte sich. Richter, Zeugen und Sachverständige saßen wieder in gespanntem Schweigen. Hans überkam es wie Furcht und Grauen vor dem Bruder. Die Sicherheit seiner Haltung, die Klarheit seiner Worte, die Überzeugung in seiner Stimme schien zu verraten, daß er gewiß war, sein Opfer zur Strecke zu bringen.

„Bei La Cusse ist die Übermittelung von Nachrichten auf französisches Gebiet besonders leicht und ein Überwachen der Agenten schwer. Sie verschwinden in dem Gehölz, das ich den Herren Richtern vorher auf der Karte zeigte, schlüpfen durch Lücken im Drahtzaun und finden für eilige Mitteilungen im Schloß den Draht nach der Sammelstelle Belfort. Auch die Örtlichkeit der Erdarbeiten zeigte ich schon auf der Karte. Wir erfuhren von ihnen, weil La Cusse beobachtet wird. An den Eiskeller zu glauben, verbot die Menge des ausgehobenen Erdreichs. Klopfungen stellten fest, daß von der Grenze ein Tunnel in gerader Linie auf Fort Schlieffen gebohrt wurde.“

In jähem Erschrecken über das eben Gehörte sah Hans, wie der Bruder sich zum Vorsitzenden wendete:

„Herr Geheimrat, vor den Zeugen vom Zivil kann ich nicht weitersprechen.“

Der alte Herr nickte im Einverständnis und drückte auf den Klingelknopf. Der Saaldiener trat ein.

„Führen Sie alle Zeugen, die nicht Offiziere sind, hinaus.“

Das Schurren und Schlürfen von Füßen hörte Major von Brieg wie aus weiter Ferne. Die Ahnung, daß die Tante der Geliebten schuldig war, wurde schauerliche Gewißheit. Mit eigenen Augen hatte er die Menge des

ausgehobenen Erdreichs gesehen. Niemand wußte besser als er, in welcher Absicht die Franzosen unter der Erdoberfläche Tunnels gegen deutsche Werke und Brücken bohrten. Arme Helene! Da schlug der metallisch harte Klang der klaren Sprache des Bruders wieder ans Ohr.

„Meine Herren, der Zufall hat uns neulich die photographische Wiedergabe eines Aufmarschplanes der verbündeten Westmächte in die Hände gespielt."

Der Vorsitzende reckte den Kopf über den Pultrand:

„Herr Oberstleutnant, ich möchte Ihnen entgegenhalten, daß uns während einer der jüngsten Verhandlungen über einen Spionagefall der Sachverständige des Kriegsministeriums sagte, wenn Agenten Kriegspläne zum Kauf anböten, würden sie nicht ernst genommen."

Der Bruder verbeugte sich.

„Richtig, Herr Geheimrat. Nicht Pläne für Operationen, wohl aber für Mobilmachung und Aufmarsch werden im voraus entworfen." Ein Schmunzeln glitt über des Sprechenden harte Züge „Hier verrät sich die Tragik eines Handwerks. Die Leitung einer Armee arbeitet jahraus, jahrein für den Aschheimer, denn die besten Früchte unseres Könnens und Wissens werden alljährlich am 31. März nach Vollendung des neuen Mobilmachungsplanes in der Reichsbank verbrannt. Doch ich schweife ab. Jener Plan verriet uns, daß der Gegner schon im Frieden die Sprengung von Werken und Eisenbahnbrücken am Tag einer Mobilmachung vorbereitet. Der Bau des Tunnels von La Cusse konnte uns nur erzählen, daß an seinem Ende eine Mine liegen und das Fort Graf Schlieffen in die Luft sprengen soll. Der Tunnel ist vorhanden und mit der Bohrung von bereits einem Kilometer für einen Eiskeller zu lang. Mein sachverständiges Urteil über seine Bestimmung hat das Gericht gehört."

Nach einer Verbeugung gegen die drei Seiten des Huf-

eiſens ging der Bruder mit den geſchäftigen Schritten zu ſeinem Stuhl.

Der Vorſitzende ſetzte das Barett wieder auf den Kopf: „Ich laſſe den Angeklagten Bernis in den Saal führen. Er wurde entfernt, damit er nicht Dinge höre, die er nach Ablauf ſeiner Haftzeit . . .“

Einer der Rechtsanwälte ſprang aus dem Stuhl, als wolle er proteſtieren.

Freundlich aber beſtimmt winkte der alte Herr ab: „Nach einer wohl nicht ausgeſchloſſenen Haftzeit, Herr Juſtizrat, zum Schaden unſerer Heeresleitung verwenden könnte. — Herr Major von Brieg, der angebliche Bernis iſt der Mann, der die Fürſtin auf Reiſen nach Deutſchland als Diener oder Kurier begleitete. Sehr auffällig ſcheint die Tatſache, daß er aber nach La Cuſſe auf franzöſiſcher Erde nicht als Diener, ſondern als Gaſt kam und mit der Fürſtin die Arbeiten am Tunnel beſichtigte. Einer der Zeugen der Anklage, ein Agent unſerer Gegenſpionage, will ihn in Friedrichshafen am Bodenſee in Begleitung des bekannten Hauptmanns Lux und in den Straßen von Paris in der Uniform eines Hauptmanns des franzöſiſchen Generalſtabes geſehen haben. Die Angeklagten behaupten, Bernis ſei nicht Offizier. Frau von Rachnowska weigert ſich, als Zeugin aufzutreten. Alſo ſteht Ausſage gegen Ausſage, und für das Gericht wäre es höchſt wertvoll, wenn Sie, Herr Major, uns raten könnten, wie ſich — etwa durch Zeugen deutſcher Nationalität aus Paris — die Perſönlichkeit des angeblichen Bernis feſtſtellen ließe. Iſt er Offizier und hat doch die Fürſtin als Diener begleitet, ſo wäre wohl nachgewieſen, daß er mit Wiſſen der Angeklagten etwas zu verheimlichen hatte und im Einvernehmen mit ihr dem franzöſiſchen Generalſtab Spionagedienſte leiſtete. Die Fürſtin behauptet nämlich, ſie habe weder von den Diebſtählen noch um die Ver-

längerung ihres Eiskellers zu einem Tunnel gewußt, und will den Anschein erwecken, die Höhle sei ohne ihr Wissen verlängert worden. Ich bitte Platz zu nehmen, Herr Major. Saaldiener, der Angeklagte Bernis ist vorzuführen."

Plaudernd wendete sich der alte Herr zu seinen Nachbarn. Auch die Kameraden um Brieg begannen im Flüsterton eine Unterhaltung. Er sann mit verschränkten Armen. Fast glaubte er aufatmen zu dürfen. Über das eben Gehörte und in den Zeitungen Gelesene konnte er auf Fragen nichts bezeugen als die Tatsache, daß die Fürstin im September in dem Zug saß, auf dem seine Mappe geleert wurde. Das konnte sie kaum belasten. Er brauchte den Kummer der Geliebten nicht zu vergrößern.

Hinter dem Rücken des Vorsitzenden ging die Tür links vom Kaiserbild auf. Zwischen zwei Beamten trat ein Mann im grauen Jackettanzug in den Saal. Brieg erschrak. War es der Diener der Fürstin oder der Hauptmann Denis? Mit den Augen folgte er dem barhäuptig zur Anklagebank Gehenden. Auf dem dunkeln Haar über seinem Nacken lag ein vorzeitig ergrauter Fleck! Kein Zweifel, es war der Hauptmann Denis. Qual ließ ihn die Augen schließen. Wenn doch der Saal, das Haus zusammenbräche, ehe unabwendbar das Entsetzliche kam, ehe seine Aussage die Tante der Geliebten in das Zuchthaus schicken mußte!

Freilich . . . die arme Helene würde verstehen, daß nur eine grausame Pflicht ihm die Worte auf die Lippen zwang. Gewiß ahnte sie es schon, und doch hatte sie ihm geschrieben: ‚Nun wird alles gut.' Also ein Weilchen Geduld, und alles war überstanden, alles gut. Dann würden sie flüchten in das ferne fremde Land, über dem die Sonne auf Blumen und Palmen lachte, in dem kein Klatsch ihr Glück neidete, in dem kein hämischer Finger auf die Nichte der Landesverräterin wies. Schwer, sehr schwer würde es sein, Heimat und Verwandte zu meiden und zu

wiſſen, daß er den Vettern kaum ins Auge blicken durfte, Das Bild des alten Striegauer huſchte durch ſein Hirn. Kalt, hart, geringſchätzig blickten die Augen aus dem Geſicht, braun wie Juchtenleder. Ihm war, als müſſe er vor ihnen den Kopf ſenken. Aber für Helene ließ ſich Gram und ein Leben im Exil tragen, denn nur wo ſie war, da war das Paradies und ohne ſie der Tod durch Pein und Qual. Sengend heiß ſtieg eine Welle der Leidenſchaft zum Kopf und mit ihr ein Rauſch der Freude im Bewußtſein, daß des Wartens und Sehnens Ende nahe ſei. ‚Nun wird alles gut!‘

Der Vorſitzende bat den Major von Risberg, den Sachverſtändigen des Kriegsminiſteriums, über das Treiben des Bernis zu erzählen.

Brieg hörte kaum hin. Wußte er jetzt doch mehr als der Sachverſtändige von Bernis-Denis. Zwiſchen den verſchränkten Armen hörte er das Papier des Briefes im Aufſchlag kniſtern. Er zog es heraus. Eine Frau mußte die Adreſſe geſchrieben haben. Er öffnete den Umſchlag:

‚Lieber Brieg!‘

Wer konnte ihn in unbekannter Schrift ſo anreden? Er wendete das Blatt und las auf der vierten Seite — Helene!

Der Wunſch, das Papier an die Lippen zu drücken, kam ihm. Wie lieb und gut, daß ſie die Zeilen ſchickte. Haſtig drehte er den Kopf nach ihr. Groß und weit ſuchten ihre ſamtdunkeln Augen die ſeinen. Ein Fragen, aber immer auch noch Hoffen und ſchon Verſprechen ſtand darin. So nahe war das große Glück. Lächelnd konnte er zu leſen beginnen:

‚Ich ſage das Wort, das ich wohl ſchon geſprochen hätte, wenn Sie nur einen Tag länger in La Cuſſe geblieben wären. Wozu noch verheimlichen, was meine Eiferſucht Ihnen verraten hat. Ich lege mein Geſchick in Ihre Hand,

an Ihr Herz, lieber Brieg, darf es aber nur unter einer Bedingung tun.

‚Wir beide ſind Leute von Namen und Haus. Alſo werden Sie mich ohne lange Erläuterungen verſtehen. Die größte der Qualen, die ich ſeit Verhaftung der Tante leide, iſt der Schmerz um den Verluſt unſeres guten Namens. Ich ſagte Ihnen ſchon, wie Menſchen zumut iſt, die ihren Namen in den Zeitungen neben einem Verbrechen leſen, und verriet Ihnen, daß ich um keinen Preis die Marter noch einmal fühlen wolle. Wenden Sie hier nicht ein, daß Sie mir Ihren Namen geben werden. Rein und ohne Makel nur ſoll der meine in Ihrem aufgehen. Von Ihrer Ausſage allein hängt es ab, ob Tante Alodia ſchuldig oder freigeſprochen wird. Begnadigt wird ſie auf jeden Fall, aber die Entehrung unſeres Namens gilt es zu verhindern. Nichts Unwahres ſollen Sie ſagen, aber Fragen ausweichen, nämlich ſich als Verwandter meiner Tante betrachten, wie ich es als Ihre künftige Frau verlangen darf. Retten Sie uns, und ich bin ewig Ihre Schuldnerin. Täten Sie es nicht, ſo ſtünde ewig etwas zwiſchen uns. Ich müßte Sie meiden um meinet- und der Welt willen.

Helene.‘

Klar, wie die feine hohe Schrift war, ſtanden die Worte im Hirn, und doch ſchien es dunkel vor den Augen. Die Stimme des Majors von Risberg klang dumpf und hohl, als dröhne ſie unter einem Tuch — einem Leichentuch.

Helene hatte recht. Nur wie ſie konnte eine edle und gute Frau ſchreiben, denn Namen und Haus zu hüten war erſte Weibespflicht.

Das begriff er mit einem Schmerz, ſo groß, daß er mit Leib und Sinnen nicht mehr zu ſpüren war. Das Denken ſchien ſich hoch über Körper und Geiſt zu recken. Faſt ohne ihn zu quälen, ſagte es ihm mit

herber und doch milder Wehmut: So prallt hier Pflicht auf Pflicht! Der Pflicht der Frau ſtand trennend, ſcheidend gegenüber die Pflicht des Mannes und Offiziers. Eine Stimme aus dem Grabe ſchien er zu hören, aus einem Grabe, auf dem der gleiche Name wie an den Mauern von Fort Graf Schlieffen ſtand. Sie mahnte ernſt, trocken, aber darum doch durchzuckt von wunderſam flammender Freude an Soldatentum, wie er ſie einſt hinter den roten Ziegelmauern am Königsplatz von Berlin gehört hatte: ‚Dienen heißt die Kette zerreißen, die an das Ich, an des Lebens Freude und Leid, an alles Menſchliche feſſelt!‘ Noch mehr! Es gebot, auch die Leiter zum Paradies zu zerbrechen und den dornigen Weg der Pflicht zur Hölle zu wählen, denn Herrendienſt ging vor Gottes- und Damendienſt!

Er ſtrich mit dem Rücken der Hand über die Augen. Kalt wie Eis ſchienen die Finger, und doch brannte heiß wie einſt im Herzen die Leidenſchaft für die Geliebte, die er verlor. Nur ſengte ſie nicht wohlig wie ſonſt, ſondern mit zehrendem Schmerz.

Der Sachverſtändige vom Kriegsminiſterium hatte geſprochen. Der Vorſitzende tippte mit dem Bleiſtift auf das Pult:

„Ich bitte den Zeugen Herrn Major von Brieg!“

Straff, ſchlank und gerade ſahen die Männer im Saal den jugendlichen Stabsoffizier durch die Gaſſe zwiſchen den Stühlen ſchreiten. Noch bleicher als vorher ſchien er und feucht ſeine Geſichtshaut, obwohl doch der Sommertag ein kühler, trockener war. Er blieb ſtehen, kehrte die linke Schulter gegen den Vorſitzenden und hob das feierlich ernſte Geſicht zum Reichsanwalt. Es ſah aus, als wolle er ſagen: ‚Ich diene der Anklage, diene Kaiſer und Reich,‘ aber doch auch, als denke er: ‚Hier ſtehe ich und kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.‘

Laut und hell fragte der Vorsitzende in den Saal:

„Herr Major, haben Sie den Angeklagten Bernis am dritten September vorigen Jahres als Diener der Fürstin Rachnowska auf dem Bahnhof Friedrichstraße gesehen?"

„Ja, und ein zweitesmal, als die Frau Fürstin auf dem gleichen Zug wie Oberleutnant Bercken von Paris nach Berlin fuhr."

Beklommenes Schweigen hing im weiten Saal und jedes Augenpaar an den bleichen Lippen des Majors. Regungslos stand er wie eine Statue. Seltsam tonlos und doch entschieden hatte er gesprochen.

Mit belegter Stimme, nicht mehr hell, aber sehr gütig, mit einem Anflug von Mitleid meinte der alte Vorsitzende:

„Herr Major, ehe ich fortfahre, möchte ich von Ihnen wissen, wie wir die Persönlichkeit des Mitangeklagten feststellen könnten."

Starrer wurden die Augen des Majors. Der Vorsitzende wollte nach einem Glas Wasser schicken. Da holte der Zeuge tief Atem:

„Ich erkenne im Mitangeklagten Bernis den Capitaine Denis vom Nachrichtendienst des französischen Generalstabes an einem weißen Flecken im Haar des Hinterkopfes.

Ein Murmeln der Überraschung ging durch den Saal. Gleich lag der Raum wieder totenstill, denn gar zu feierlich, traurig und ernst hatte der Major gesprochen. Besorgt, bewegt und nachdenksam blickte der alte Geheimrat Renges in das bleiche Antlitz dicht vor dem Pult. Seine Finger suchten das Kreuz von Eisen, das er als einstiger Kriegsfreiwilliger der Garde am schwarzen Band mit weißem Saum im Knopfloch des roten Talars trug. Den Klang von Menschenstimmen so hart und doch weich, so entsagungsvoll und doch opferfreudig wie jener, der eben laut in den Saal geschallt war, hatte er gehört, als er vor mehr als vierzig

Jahren das Kreuz erhielt. Als neben der Chauſſee von St. Privat nach Marie aux Chênes die auf dem Dornenweg der Pflicht Gebliebenen von treueſter Liebe beſtattet wurden, hatte ein Klang wie der eben vernommene durch die Rede von Kommandeuren gehallt, und von Paſtoren hatte ihr männlichſter, der ‚preußiſche Offizier im Talar‘, den Ton gefunden. — Hier vor ſeinem Pult mußte ein ſchmerzliches Drama ſich abſpielen. Das lange Amtsleben hatte ihn belehrt, daß in Gerichtsſälen das bitterſte Weh ſelten auf der Anklagebank ſaß. Zum erſtenmal während der Tagung fühlte er den Drang, vom Sitz aufzuſtehen und einen Zeugen mit tiefer Verbeugung zu entlaſſen:

„Ich danke Ihnen, Herr Major!“

Dann hob er die Stimme, aber noch immer ſchien ſie belegt:

„Wider Erwarten hat die Ausſage des Zeugen das Verfahren derart gefördert, daß ich nur noch der Anklage das Wort zu erteilen habe. Die Sitzung iſt auf morgen vertagt!“

Im Schurren von Stühlen und Stiefeln, im Murmeln von Stimmen ſtand der Major noch ſtill und ſteif, fühlte ſich wie betäubt. Der Bruder trat heran und bot ihm die Hand. Hans ſah ſie wohl nicht, denn kurz machte er kehrt und ſchritt zur Tür. Da mußte er die Finger vor die Augen legen. Dicht vor ihm wankte Helene, hinter einem Taſchentuch weinend, geſtützt von zwei Rechtsanwälten, aus dem Saal.

Arme Gequälte! Sogar das Recht, ſie zu tröſten, hatte er verwirkt.

Über die Stufen ging er in die Halle. Hinter ihm klirrten Sporen. Ein Säbel raſſelte auf den Flieſen. Im Portal legte ſich eine Hand auf ſeinen Arm. Der Bruder ſah ihm ins Geſicht und konnte — lachen:

„Laß dir endlich gratulieren, daß du die Anklage gerettet haſt!“

Erſtaunt ſah der Oberſtleutnant, wie des Älteren Augen ſich verengten und drohend in die ſeinen ſahen. Die Finger nahm er nicht an, aber ſtieß durch die Zähne:

„Bruder, wir werden uns lange nicht die Hand geben, denn ‚Wenn die Briexe Zwillinge han, muß immer einer den andern erſchlan!‘ Die tapferen Väter taten's mit dem Schwert. Wir morden uns mit der verdammten Schnüffelei. Frau von Rachnowska war meine — Braut!“

Der Oberſtleutnant trat einen Schritt zurück und fuhr mit der Hand zur Stirn:

„Mein armer Bruder! Das iſt furchtbar, aber ... Hans ... hätt ich's gewußt ... ich könnte auch nicht anders ...“

Er ſah Hans die Finger zum Gruß an die Helmſchiene legen:

„Du tateſt deine Pflicht! Leb wohl!“

Die Lippen und das Kinn zuckten und bebten in Schmerz, aber frei und ſicher ſchritt er davon, die ſilberne Helmſpitze eine ſchnurgerade Verlängerung der leicht vorgeneigten ſchlanken, ſchmalhüftigen Geſtalt. Dann warf er in Trotz den Kopf zurück.

Seine Augen blickten an den ſommerlichen Himmel. Über das Blau ſtrich eine Wolke, weiß, ſchimmernd und glänzend wie ſchweres Seidentuch, und auf ihr lag ein Schatten, eine Figur, ſchwarz und beſchwingt wie der Adler auf Preußens Fahnen.

Von Radern

Kaiſerlicher Miniſterreſident

Roman von

Otto von Gottberg

Preis geh. M, 3,50; geb. M. 5,—

Aus den Beſprechungen

Der Tag: Dieſer Roman iſt ein hohes Lied des Deutſchtums, führt vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Ein Kunſtwerk und ein politiſches Leſebuch zugleich, iſt es berufen, Sehende zu ſchaffen, Unwiſſende zu belehren. Ich ſchätze die ungewöhnliche Begabung Gottbergs, die eindringlich farbigen Bilder aus Oſt und Weſt, von Schiffbruch und Schlacht, vom Diplomatenleben in der Weltecke und von diplomatiſcher Klein- wie Großkunſt hoch ein. Sie machen ſein ſchönes und männliches Buch feſſelnder, als irgendein Roman des Jahres es iſt. Aber noch höher ſchätze ich das preußiſche ſtolze Herz, das dieſem Ernſten die Feder geführt hat, ſchätze ich die Tapferkeit eines echten Poeten und Kämpfers, der ſeine Mahnungen ſtark und ſtolz in den Alltag hinüberruft.

Münchener Neueſte Nachrichten: Mit großem Geſchick iſt die vielgeſtaltige Handlung, die ſich auf Korea, Caracas, Tanger

und Berlin verteilt, aufgebaut; die ſcharfe Zeichnung der Charaktere, der Feinheiten diplomatiſchen Lebens nach außen und im Familienkreiſe und der Sitten und Gebräuche einer fremden Welt, dann die feſſelnden Schilderungen einer See- und Landſchlacht, welche die eigene lebendige Anſchauung und großzügige Phantaſie des Autors bekunden, verleihen dem Roman alle Vorzüge einer ungewöhnlichen Erſcheinung.

Berliner Lokalanzeiger: Eine ganz prächtige Knappheit und Großzügigkeit des Stiles, an der manch einer der berühmteſten Zunftgenoſſen ſich ein Beiſpiel nehmen könnte. Das ſtarkgeiſtige, kernige Buch in ſeiner ſeltenen Ehrlichkeit und Geradheit wird ſicherlich die Wertſchätzung und Anerkennung finden, die es verdient.

Neue Freie Preſſe: Die Handlung iſt ſtraff geführt und ebenſo klar wie ausgezeichnet in den Rahmen gefaßt. Ein Buch aus einem Guß, künſtleriſch vornehm und doch in hohem Maße unterhaltend und anregend. Es wird viele Freunde finden.

Rheiniſch-Weſtfäliſche Zeitung: Der Charaktertyp des pflichtbewußten Diplomaten mit geradezu vorbildlicher Sicherheit und Klarheit. Sein vornehmer Stil iſt ihm ein gutes Mittel, uns zu belehren und uns zu künſtleriſchen Genüſſen zu verhelfen.

Die Poſt: Ein großer weltgeſchichtlicher Hintergrund erhöht die Wirkung des Romans, wir ſchauen hinein in das Auf- und Abwärtsſteigen der Völker, in die Anfänge des großen Ringens zwiſchen Japan und Rußland; mit dieſer Bewegung fühlen wir die heilige, völkerverjüngende Macht eines gewaltigen Krieges. Dabei fehlt in-

mitten der fremdartigen Farbenpracht nicht das Innige des deutſchen Gemütslebens, das auch dieſes Leben ernſter Pflichterfüllung verklärt. Die Selbſtbeſcheidung, in die man es ausmünden ſieht, gibt ihm einen herben Reiz. — Die ruhige Klarheit der Sprache, der einfache Aufbau, die feſſelnde Schilderung der Umwelt, die Streiflichter, die auf deutſches Leben und deutſche Politik im Ausland fallen — dies alles fügt ſich zu einem höchſt anziehenden Geſamtbild.

Kölniſche Zeitung: Das farbenreiche, ohne grobe Wirkungen belebte Bild einer internationalen Welt umrahmt einen ganz ausgezeichnet aufgebauten Roman, und zugleich wird der mit den öffentlichen Dingen bewanderte Leſer gefeſſelt durch die taktvoll aber deutlich durchgeführte Abſicht des Verfaſſers, die vielgeſchmähte deutſche Diplomatie in einem andern Lichte zu zeigen: in dem der vollendeten Ritterlichkeit, gepaart mit dem unbeugſamen Pflichtbewußtſein des preußiſchen Staatsbürgers.

Tägliche Rundſchau: Der bekannte Weltjournaliſt gibt uns hier ein ſo grundſolides und ehrlich-vornehmes Buch und ſchildert uns Welt und Menſchen in einer ſo feſtgegründeten Anſtändigkeit, daß dieſer kraftvolle, durch und durch männliche und wirklichkeitserprobte Idealismus unſerer reifen Jugend zugute kommen ſollte. Der geſunde Geiſt macht einem dieſen Roman lieb, in dem Gottberg zugleich aus ſeinen Erfahrungen heraus ſo viele kluge Gedanken über Deutſchlands Verhältnis zu den Völkern anderer Erdteile äußert, daß man wünſchen möchte, Politiker und überſeeiſche Kaufleute gingen an dem klugen Buche nicht vorüber. Zu loben iſt auch der ruhige und klare Stil des Erzählers, der ſich in der großen Welt der internationalen Geſellſchaft und Diplomaten als ein Deutſcher zurechtgefunden hat.

F. E. Haag, Melle i. H.

89068022631

B89068022631A

89068022631

b89068022631a

Egon Fleisch

1914